politicum

Josef Krainer Akademie

Schriften

Literaturland Steiermark

67

Inhalt

Politicum 67 versteht sich als patchworkartige Momentaufnahme der steirischen Literaturszene. Es will weder ein steirisches Lesebuch noch eine wissenschaftliche Erörterung der steirischen Gegenwartsliteratur sein. Das oft sehr subjektive Mit- und Nebeneinander von Autoren verschiedener Provenienz erhebt weder Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Repräsentanz. Die Auswahl der eingeladenen Autorinnen und Autoren ist so subjektiv wie deren Beiträge. Die Autoren sind mit ihren Texten dem Alphabet folgend gereiht.

Klaus Brunner - Fritz Edelsbacher - Klaus Edlinger - Günter Eichberger - Otto Eggenreich - Rudolf Egger - Josef Fink - Harald Gordon - Walter Grond - Reinhard P. Gruber - Ernest Hammer - Joachim Gunter Hammer - Heinz Hartwig - Markus Jaroschka - Gero Jenner - Gloria Kaiser - Gerda Klimek - Mike Markart - Gerhard Melzer - Karl Mittlinger - Wolfgang Pollanz - Helma Roth - Eva Schäffer - Bernd Schmidt - Gerald Schöpfer - Friederike Schwab - Fred Strohmeier - Elke Vujica - Franz Weinzettl - Monika Wogrolly - Andrea Wolfmayr - Josef Zinkanell - Herbert Zinkl

Die Rechte der Texte liegen bei den Autoren

Die Kultur in der Steiermark steht traditionell in einem konstruktiven Spannungsfeld zwischen Heimatbewußtsein und Weltoffenheit. Es mag wohl die besondere geopolitische Lage dazu beigetragen haben, daß unser Land heute auf eine so reiche Vielfalt künstlerischen Gestaltens zurückblicken kann. Ehrliche Kunst ist immer auch eine Annäherung an Grenzen aller Art, ob tastend oder anrennend, ob behutsam oder lautstark. Die Steiermark hat ihr An-der-Grenze-Sein stets auch als Brücke zu den Nachbarn, als Schnittstelle zwischen den großen europäischen Kulturkreisen verstanden. In diesem Klima konnte das gedeihen, was sich seiner Wurzeln bewußt war und zugleich über den Rand hinaus zu blicken wußte. Sprachgrenzen fordern zu einem besonderen Umgang mit dem Wort heraus. Wo dieses wenige Kilometer weiter nicht mehr verstanden wird, muß es besonders gepflegt werden. Es gibt viele Beispiele für einen solchen besonderen Nährboden der Literatur. Ich bin stolz darauf, daß die Steiermark dazugehört. Es ist mehr als nur ein Zufall der Geschichte, daß das älteste uns erhaltene germanische Denkmal auf seinerzeit steirischem Boden gefunden wurde. Unweit von Radkersburg, im heutigen Slowenien, stieß ein Bauer 1811 auf den berühmten Helm von Negau aus der Zeit um die Geburt Christi. In den Klosterzellen des Stiftes Vorau ist dann im 12. Jahrhundert mit ziemlicher Sicherheit die älteste deutsche Sammelhandschrift entstanden. Die Steirer Ulrich von Lichtenstein, Herrand von Wildonie und Ottokar aus der Gaal leisteten bemerkenswerte Beiträge von überregionaler Bedeutung zur mittelhochdeutschen Dichtung.

Auf diesem Fundament konnte eine lange und reiche Tradition steirischer Dichtung entstehen, die in Peter Rosegger an der Wende zu unserem Jahrhundert einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der (Literatur-)Geschichte, daß gerade ein Land wie Österreich, das über eine hohe Zahl international renommierter Autoren verfügt, noch keinen einzigen Literaturnobelpreisträger aufweisen kann; Elias Canetti hat ihn erhalten, als er längst emigriert war. Peter Rosegger war 1913 sehr nahe daran. Aus politischen Gründen im Vorfeld des Ersten Weltkrieges hat das Nobelpreiskomitee dann dem Inder Rabindranath Tagore den Vorzug gegeben. Dieser hat dann wiederum – auch ein wenig als Wiedergutmachung – Werke Roseggers ins Hindi übersetzen lassen.

Der aus Böhmen gebürtige Wahlsteirer Franz Nabl, er ist zurecht der Namensgeber jenes universitären Instituts, das sich besonders der Erforschung der steirischen Literatur annimmt, ist einer der großen Chronisten unseres Jahrhunderts. Peter Handke hat nicht nur frühe Erzählungen Nabls herausgegeben, er sieht in ihm auch einen der ganz Großen, wie im Katalog zur Steirischen Landesausstellung 1976 zur Literatur in der Steiermark nachzulesen ist: „Daß so jemand fast vergessen worden ist! Mein Gott, da kann man schon eine Angst kriegen - und auch wieder tröstet das Buch einen über eine solche Angst hinweg und macht einen fast gleichgültig, rückt einen selbst für sich zurecht."

Untrennbar mit Peter Handke verbunden ist das Forum Stadtpark mit seiner Literaturzeitschrift „manuskripte". Ihr großartiger Herausgeber Alfred Kolleritsch – er steht gemeinsam mit Günter Waldorf, Emil Breisach und Alois Hergouth am Beginn des Forums – aber auch Wolfgang Bauer, Barabara Frischmuth oder Gerhard Roth, um nur einige, (zu) wenige Namen zu nennen, sind wohl dafür verantwortlich, daß die angesehene Hamburger Wochenzeitschrift „Die Zeit" von Graz als der heimlichen Literaturhauptstadt des deutschsprachigen Raumes sprechen konnte.

Landtagspräsident Hanns Koren, der große Erneuerer u n d Bewahrer der steirischen Kulturpolitik, hat damals, in den 60er Jahren zu einem Klima geistig-kultureller Offenheit beigetragen, sodaß dem Geist der Innovation und Kreativität weitestmögliche Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten eingeräumt wurden. Der Freiraum für die Kunst, aber auch unsere Offenheit in der Kulturpolitik sind unteilbar.

Der deutsche Philosoph und Politologe Bernd Guggenberger hat im Frühjahr dieses Jahres bei uns in Graz von den Veränderungen innerhalb der modernen Gesellschaft gesprochen: „Von der Raumordnung zur Zeitordnung" war sein Thema, von der Welt als dem „globalen Dorf" war die Rede. Standorte werden immer bedeutungsloser im Zeitalter von Internet und Teleshopping - der moderne Mensch habe mit Laptop, Handy und Kreditkarte alles standortungebunden bei sich. Ungeachtet der ständigen Notwendigkeit, die daraus entstehenden politischen Probleme zu bewältigen, ist die unaufhaltsame weitere Internationalisierung unserer Gesellschaft eine der großen Herausforderungen für die Zukunft. Diese Entwicklung macht schon gar nicht vor der Kunst und den Künstlern halt. Aber gerade sie haben Standorte, im wörtlichen und im übertragenen Sinne, zu benennen.

Ich war erst vor wenigen Tagen selbst mit einer Gruppe bekannter steirischer Autoren bei der Frankfurter Buchmesse, deren Schwerpunktthema heuer Österreich ist. Dieser Besuch hat mir nachdrücklich gezeigt, auf welch hohem Niveau sich die österreichische Literaturszene im allgemeinen und die steirische im besonderen bewegt.

Ich danke der Zeitschrift „politicum", daß sie den Literaturstandort Steiermark in vielerlei Facetten präsentiert.

Dr. Josef Krainer
Landeshauptmann von Steiermark

KLAUS BRUNNER

GEDANKEN ZUR LITERATUR (IN DER STEIERMARK)

Wer sich in eine Kulturdiskussion begibt, der lebt gefährlich.

Wer sich hierzulande in eine solche begibt, der ist entweder Politiker, Idealist oder ganz einfach nicht zurechnungsfähig.

Wer sich mit dem Thema steirische Literatur auseinandersetzt, der findet sich rascher, als er zu denken vermag, tief und nachhaltig in einem der zahlreichen für solch Wagemutige zur Verfügung stehenden Fettnäpfchen wieder.

Kultur ist heute nichts mehr. Denn heute ist alles irgendwie Kultur und damit Kultur nichts. Kulturschaffende, die es geschafft haben, sind die bunten Flecken, derer es in unserer Gesellschaft bedarf, die sich im großen und ganzen dem heiligen Konsum verschrieben hat. Schwarzbunt, rotbunt, sonstwie bunt, so sind sie, unsere heiligen Kultur-Kühe. Besser man nähert sich ihnen in buddhistischer Gesinnung, esoterischer Verehrung, als daß man prosaisch daran denke, wieviel Milch denn eine solche Kuh geben könne. Nicht zu unrecht nennt man die Steiermark die grüne. Biotopschutz ist angesagt, auch hierzulande. Und Biotop ist alles, was irgendwann irgendwer irgendwo einmal zu einem (Kultur)Biotop erklärt hat.

Sicher ist es nicht allein Schuld der Politik, aber sie ist mit die erste, die nimmermüde manch biederes Rindvieh zu einer heiligen Kuh erklärt. In Herzmanovskyschem Aristokratie-Ersatzdrang feiert politisches Mäzenatentum fröhliche Urstände. Mediale Claqueure und kulturelle Adabeis feiern mit. Keineswegs nur in der Steiermark - aber auch hier. Keineswegs monocouleur oder bicouleur - nein bunt gemischt und umso fröhlicher.

Es ist auffällig, daß die Vertreter jener Zunft, die aus prosaischen Stahl-Zement-Ziegelkonstruktionen Kunst machen wollen, die Architekten, die Szene dominieren. Die Bauwirtschaft wird es ihnen danken, egal ob es sich um geplante Museen oder realisierte Glashäuser, streusiedelnde Landesausstellungen, verdichteten Flachbau oder lichtschwertbeschienene Brücken handelt. Architektur ist allgegenwärtig. Oder Friedensreich Hundertwasser.

Wo aber bleibt die Literatur? Wo die, die sie machen? Wo die, die sie umsetzen? Und leben die, die davon leben sollten, überhaupt noch?

Auch hier gilt es zu unterscheiden zwischen den wenigen heiligen Kühen und der bejammernswert großen Herde der schlichten Rindvieher. Hüte sich der Schreiber, eine diesbezügliche Identifikation, auch nach ganz privater Einschätzung zu veröffentlichen. Soviel sei gesagt: Die Menge der Milch ist das Kriterium sicher nicht! Es wäre zu schön um wahr zu sein, könnten diese Zeilen irgendeine Erregung, vielleicht auch nur eine Regung hervorbringen. Denn Literatur ist hier und im großen und ganzen auch anderswo in unserem Kulturkreis kein Thema öffentlicher Diskussionen (mehr). Wo sind, um im Lande zu bleiben, die herrlichen Zeiten, als der „Steirische Herbst" noch die Gemüter erregte, als ein Forum Stadtpark noch polarisieren konnte und Wolfgang Bauer noch Tumulte erzeugte.

Heute ist Patschenkino, heute ist Nabelbeschau, nur interessiert der Nabel des anderen keinen mehr. Wogegen sich früher „das gesunde Volksempfinden" erhob, dagegen sind heute ein paar Blaubeschalte oder vereinzelt Bischöfe. Und das ist gut so. Aber warum gleich ins andere Extrem fallen? Kann denn der sprichwörtliche Hund tatsächlich nicht mehr hinter dem Ofen hervorgeholt werden?

Steirische Literatur - was ist das eigentlich? Literarische Texte, von Steirern geschrieben, die hier leben? Oder anderswo? Von Nicht-Steirern geschrieben, die (zufällig) doch hier leben? Von solchen verfaßt, die einem Grazer Klub angehören, der mit Graz eigentlich wenig zu tun hat? Oder aber Literatur, die sich mit der Steiermark beschäftigt? - Steirische Mundart. Jawohl.

Selbst auf die Gefahr hin, sich der herben Kritik der örtlichen universitären Germanistik auszusetzen, sei eine Definition für steirische Literatur riskiert: Sie sei all das, was in diesem Land selbst oder durch dieses Land nachhaltig beeinflußt an Literarischem entstanden ist oder entstehen wird. Betrachtet man die sich aus diesem Ansatz ergebende Fülle, so liegt der Schluß nahe, daß es an der quantitativen Komponente nicht mangelt. Geht man tiefer, zeigt sich auch, daß die Qualität, was immer dies sein mag, nicht zu kurz kommen dürfte. Aber es ist ein Phänomen: All diesen Umständen zum Trotz wird man den Eindruck nicht los, die Handelnden blieben irgendwie Randfiguren, Außenseiter, Einsiedler. Der Rest: lebt anderswo.

Manchmal hört man zaghafte Kritik von seiten jenes Häufchens Unentwegter, die Literatur, auch die steirische, noch immer im Mittelpunkt ihres Interesses stehen haben. Die Amis, so meinen sie, schrieben die besseren Krimis. Irgendwie habe man das Gefühl, als ob Franzosen oder Italiener, Spanier oder gar Südamerikaner, sie alle seien eben lesbarer als das, was heute an deutscher Literatur geschrieben wird. Sicher habe auch ein Eco schon besseres geschrieben als „Die Insel des vorigen Tages", und auch ein Márquez nähere sich zeitweise leider dem Trivialniveau einer Allende. Aber trotzdem, sie seien allemal noch lesbar.

Mag sein, die Kritik ist nicht gerecht, doch was auffällt, daß die Buchbranche boomt. Nur die Literatur boomt nicht mit, speziell die deutschsprachige. Wie sollte da die steirische? Handelt es sich also doch um ein, wie immer wieder vermutet, Insider-Programm? Oder aber tragen die Schuld die Verlage, deren mediale Präsenz, und damit auch die der Literaturschaffenden

selbst, irgendwo zwischen Ladendiebstahlsmeldung und Fetzenmarktankündigung angesiedelt ist?

Vielleicht aber liegt die Erklärung ganz einfach auf der Hand. „Ohne Geld ka Musi", sagt der Steirer. Und wer einen Blick ins steirische (oder auch Grazer) oder sonst ein Literaturbudget riskiert, findet den Volksmund bestätigt. Sonderbarerweise gibt es aber trotzdem noch solche, denen das Wenige zuviel ist. Denn ohne Literatur ließe sich durchaus leben, wo wären wir aber ohne Spitzensport made in Styria?

Womit sich der Kreis schließt. Um die paar verbliebenen Fettaugen auf der dünn-gewordenen Budgetsuppe wird gefightet mit Inbrunst und Pathos. Um Brosamen, versteht sich. Den Rahm haben schon längst diejenigen abgeschöpft, die sich als die bunten Kühe verstehen. Insbesondere die, die Meinung verbreiten, sie vielleicht auch machen. Solange Literatur und jene, die sie verlegen wollen, nicht bereit und in der Lage sind, die Diskussion zu provozieren und die Meinungsbildung (wieder) an sich zu ziehen, ist diese Verteilung zwar unkulturell - aber gerecht.

P. S.: Vergessen wurden jene Sisyphoi, die die Gesetzmäßigkeiten der Ökonomie und der persönlichen Leistungskapazität konsequent ignorierend z.B. mittels Literaturzeitschriften Literatur zum Durchbruch verhelfen wollen. Sie sind keine heiligen Kühe, eine auch in Verlagen seltene Rasse, doch sie versuchen, mit der Geduld und Zähigkeit von Ochsen, den Karren aus dem Schlamm zu ziehen. Vor ihnen ziehe man, ob Esoteriker, Buddhist oder einfach Literaturfan, den Hut.

Mag. Klaus Brunner, Leiter eines Grazer Verlagshauses, das sich besonders um die Förderung steirischer Autoren bemüht, versteht seinen Beitrag als eine private Auseinandersetzung mit der Kulturlandschaft der Steiermark.

FRIEDRICH EDELSBACHER

STEIRISCHE PUNKTE

man hört
es sei
ein gutes land

schattierungen
von grün
und dennoch
wenig platz für grüne?

das grüne herz
pulsiert
mit CO
unter dem steirerhut pumpt
das zweitaktgemisch
wein und kernöl

es ist ein gutes land

dieses haus
heimat

wo wir hier wohnen

unter der grenze des baumes
vor dem schutz eines waldes

wo das wasser abrinnt

in ein feld neu bebaut
über den asphalt neuer wege

dieses haus
unsere heimat

regen
dampfende erde
lichtgrau erstickt
im dunkel des grüns

durch das fenster
der blick
auf silhouetten
glasige konturen
ein verdampfendes märchen

von ferne ein knall
herbstliche jagd
totgeschlagen
das ticken der uhren

die zeit zerrinnt
im regen

heimat

sprich diesen namen
leise aus
laß ruhn die fahnen
und die trommeln
es ist genug
daß es daheim ist
so wie du in ihm…
alois hergouth

hügelland (für alois hergouth)

treff ich dich
drüben
jenseits der grenze?
freund
schmied seltener wörter
aufrührer du
beschwichtiger
knabe im mann

deine geschichten
machen das land
da drüben
und
unsres
zur großen heimat

diesen nebel fängst du nicht ein
mein freund
die weite der landschaft kannst du nicht
umarmen
wenn du den vogelschwärmen
nachfliegen willst
fällst du auf die nase

daher schnüre das bündel deiner fantasie
packe alle träume hinein
die zeit ist reif dafür…

Friedrich Edelsbacher, Mittelschullehrer und Literat, pendelt zwischen Graz und Feldbach. Lyrikbände: „manchmal", „steirische punkte". Aus dieser zweiten Sammlung sind die hier veröffentlichten Texte. Fritz Hergouth ist ein wichtiger Förderer des Autors. Er arbeitet zur Zeit an der lyrischen Erzählung „krubl atmet noch".

KLAUS EDLINGER

MAISOPOTAMIEN

Kirchberg an der Raab liegt im Zentrum von „Maisopotamien", jenem Land zwischen Raab und Mur, das den südöstlichen Zipfel Österreichs darstellt. Die wirtschaftlich schmalbrüstige Agrarregion umfaßt im wesentlichen die politischen Bezirke Feldbach, Radkersburg und Leibnitz.

Aber bleiben wir bei Kirchberg an der Raab, dem Synonym für dieses Land. Es liegt auf einem Hügel. Von draußen sieht es idyllischer aus als von innen, wo man die erzwungene Schläfrigkeit der wirtschaftlichen Randlage fast körperlich spürt. Viele Karpfen-Teiche auf seiner Westseite prägen den Charakter von Kirchberg, ansonsten wiederholt sich alles. Die bäuerliche Struktur, die unendlichen Maisfelder mit den schnurgeraden Gassen dazwischen, der Mischwald. Der barocke Zwiebelturm der Kirche hat als Spitze aber nicht das übliche slawische Doppelkreuz, sondern den Heiligen Florian.

Und da ist man schon beim zweiten Blick, der stutzig macht: auf das Ziffernblatt der Kirchturmuhr hat ein Spaßvogel vor Jahren statt der „Zwölf" eine „Dreizehn" hinaufgemalt. Und wenn dieser zweite Blick auf dem Kriegerdenkmal von den „Verteidigern der Heimat" während des letzten „Völkerringens" liest, mag er verstehen, daß es in dieser Gegend oft dreizehn schlägt. Meist an Stammtischen, meist vom Kameradschaftsbund, der in diesem Grenzland Südoststeiermark, zwischen Ungarn und Jugoslawien, besonders stark ist.

Die Südoststeiermark, diese Region voller Wege, die wie Adern die Landschaft durchbluten, war in der Geschichte für keinen der Herrschenden interessant. Strategisch und wirtschaftlich unbedeutend. Die Landschaft spiegelt das Mittelmaß. Da gibt es kein Extrem: keine hohen Berge, keine weiten Ebenen, sondern Hügel. Nicht Nadel-, nicht Laub-, sondern Mischwald. Die Wiesen haben nicht das Grün der Almen, aber auch nicht das Braun des Mediterranen. Von einem zynischen Mittelmaß sind auch die durchschnittlich vier bis fünf Hektar großen Bauernhöfe: Sie bieten zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Und so hat der Bauer aus dem Mittelmaß der ursprünglichen, landwirtschaftlichen Vielfalt ein Extrem geschaffen: die Maismonokultur. Sie bringt wirtschaftlich am meisten:

Die Bezirke Feldbach, Leibnitz und Radkersburg liegen ganz überlegen an der Spitze der steirischen Schweinehaltung (mehr als 80.000 der insgesamt 150.000 Schweine, also mehr als die Hälfte, werden hier gezüchtet). Das ist nicht nur positiv: seit Jahren leiden diese Bezirke wegen der Überdüngungen unter extremer Grundwasserverstimmung. Eine Korrektur wird Jahre dauern, weil (weniger ertragreiche) Alternativkulturen zu wenig propagiert und nur zögernd angenommen werden. Aber immerhin: Wein ist im Vormarsch, Tabak, Sojabohnen, Kren ...

Dieses Land muß man riechen. Das kann man am besten beim Wandern. Aber wer heute durch dieses Land wandert, geht durch eine Frauen- und Hundewelt. Der Nebenerwerb, mit ihm das Pendeln, ist neben der Maismonokultur der zweite Hinweis darauf, daß eine gesunde Wirtschaft Land und Leute krankmachen kann. Viele Männer arbeiten tagsüber auswärts. Viele Frauen pflegen den Hof. Die Hunde wachen.

Die am tiefsten sitzende Krankheit der Südoststeiermark ist jene des Identitätsverlustes. Diese Krankheit mag es überall geben. Aber das Selbstbewußtsein der südoststeirischen Menschen zerrinnt besonders stark unter dem Pulsschlag einer maroden Ökonomie. Wer nur einige der auf „neumodern" hergerichteten Gasthäuser mit ihren geschichtslosen Einrichtungen und Speisekarten gesehen hat, wird spüren, daß im Land des Holzes, des Kernöls, des Sterzes und des Kürbisses viel verlorengegangen ist. Diese Gasthäuser spiegeln ihre Gäste wider. Freitag abends etwa, wenn die Pendler heimkommen und zuerst in die Gasthäuser gehen, um sich gemeinsam Heimat zurückzuholen. Nabelschnurgespräche werden da von Menschen geführt, die noch keine Arbeiter, aber schon lange keine Bauern mehr sind. Der Warenhaus-Katalog ist die kulturelle Latte geworden. Mit der protzigen Wuchtigkeit von Balkons auf Baumarkt-Architektur-Bauten wird Prestige-Anspruch erhoben. Der Einheits-Thujen-Zaun wurde zur Seuche. Nicht, daß die Landleute den Städtern ein verlogen-idyllisches Museum erhalten sollen, auch das Land braucht technischen Fortschritt. Aber diese Distanz von der eigenen Kultur riecht nach wuchernder Unsicherheit, Flucht, Paranoia. Die Fenster der Häuser sind keine Augen mehr. Droht Erblindung?

Die Kirche spielt hier eine große Rolle. Ihr gehörten immer die Stärksten im Land, die Frauen. Als Kind habe ich mich, wenn ich zur Kirche ging, ständig über den lieben Gott geärgert. Warum, so fragte ich mich, hat er es notwendig, sich von den schwerstarbeitenden Frauen unentwegt seine Größe durch ihre Minderwertigkeit definieren zu lassen: „Oh Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach ..."

Ich habe diese Frauen immer beobachtet, wenn sie wochentags mit dem färbigen Kopftuch im Stall, auf den Feldern, im Haus rackerten. Schicksalsergeben bis zu einer Monotonie, die sie nicht mehr essen und nicht mehr trinken ließ. Mir schien, als würden sie Essen und Trinken nur nachahmen. Und ich habe sie beobachtet, wenn sie sonntags mit dem schwarzen Kopftuch zum Tratsch vor und dann zum kollektiven Gebetsleiern in die Kirche gingen. Wenn sie danach ins Gasthaus zogen: so vollgepumpt mit den Pfarrer-Verweisen aufs Jenseits, daß sie nur mit schlechtem Gewissen die Diesseitsfreuden eines Scherzes bei Würstel und Saft genießen konnten. „Den Jungen verbietet alles der Pfarrer, den Alten der Arzt", haben sie damals bei uns gesagt. Heute ist das besser geworden. Aber es ist noch immer da. Die Gesellschaft ist noch immer exzessiv patriarchalisch. Aber die Frauen sind von ungeheurer Leidensfähigkeit. Und darum die Stärksten.

Die Südoststeiermark ist in ihrer Unvollkommenheit wunderschön. Am schönsten ist sie im Herbst. Da

brennt der Mischwald auf den Hügeln. Das Grün stirbt in tausend Farben, und es kann sein, daß es einen Sinn macht, für dieses tragisch-spektakuläre Sterben gelebt zu haben. Im Herbst, wenn die Luft klarer und der Mais geerntet ist, liegen die Stoppelfelder in einer absolut zufälligen Geometrie vor den Augen. Da ist hier alles stiller als anderswo. Und milder. Da mag einem auffallen, daß man Stille hören kann. Daß hier ein Lächeln genügt, wenn anderswo gelacht werden muß. Da tanzen die Blätter der Obstbäume im Wind und in den nackten Baumkronen sieht man die Vögel wieder. An den vielen Wegen, die aus der Idylle herausgerissen und in die Ökonomie des Asphaltes gekerkert worden sind, fallen die Kreuze und Marterln auf. Gemauerte Gebete, die ans Heidnische erinnern, mit dem die Religion hier immer schon durchwirkt war.

Viele naive Inschriften gibt es. Und ich erinnere mich an meine erste Bekanntschaft mit einem Mörder: ein junger Mann, der beim Haus meiner Eltern den Brunnen gegraben hat. An jener Stelle im Wald, wo er kurz danach seine Geliebte auf bestialische Weise umgebracht hat, steht nun ein Marterl mit der ebenso tragischen wie grotesken Inschrift: „Nah meiner Heimat im grünen Wald, bei finstrer Nacht, wurde ich hier umgebracht."

Meine Gemeinsamkeit mit den Menschen der Südoststeiermark ist, da ich lange schon in Städten lebe, zwangsläufig immer weiter ins Archaische zurückgewandert. Wenn ich dort bin, freu' ich mich stets über den verzwickten Dialekt. Zum Mais sagen sie „Woaz", zum Weizen „Bauwoaz". „Schelch" wird man angeschaut, wenn einer böse ist. „Doutz" heißt „das" und „doutzi" heißt „der" oder „die". „Assln" geht jemand, der zurückgeht, „eipa" heißt „vielleicht" und „eanta" bedeutet „vorher". Der Dienstag ist der „Irchti" und der Donnerstag der „Pfingsti". Weil sie das Wetter nur notieren, wenn es wettert, nennen sie Gewitter „Weida".

Meine Lieblingsplätze? Nicht die Superlativen, Riegersburg, Schloß Kapfenstein, Europas größte Edelkastanie in Frutten-Gieselsdorf, Bad Gleichenbergs Kurpark, Radkersburgs Altstadt, die Wasserschlösser um Feldbach ziehen mich an. Meine Plätze sind die Saazer Teiche unter der auf einem Hügel alleinstehenden Kapelle. Der Griesmichel-Wirt bei Kirchbach, der schon seit Jahrzehnten in den Wald geht, um die Ameisen nervös und damit Regen zu machen. Die zauberhaft unvollkommenen Buschenschenken in Hochstraden. Das „verwunschene" Örtlein Glojach bei St. Stefan im Rosental. Die völlig irrationale „Weltmaschine", die der Bauer Franz Gsellmann aus Kitsch und Gerümpel in Kaag bei Feldbach errichtet hat. Die Weinberge von Klöch mit einem Traminer, der im Hirn die Purpurwolken tanzen läßt. Oder die rätselhafte Benediktiner-Abtei „St. Gabriel". Sie liegt versteckt auf einem Waldhügel in Pertlstein bei Fehring. Maximilian Schell hat hier „Das Schloß" gedreht. An den Grenzen halte ich ein und versuche, dieser melancholischen Exotik auf die Spur zu kommen...

Seit Jahren suche ich das wirklich Charakteristische dieser Region. Natürlich sind es im großen die Hügel mit den Wald- oder Wiesenhauben, die Wege, die Bäche unter den Hangbuchen und Erlen. Aber das alles bieten die nördliche Oststeiermark und die Weststeiermark auch. Im Norden ist alles schon schroffer, im Westen dominiert der Wein. Und im Norden und Westen findet sich mehr Industrie, hier im Südosten gibt es praktisch keine. Hier muß man auf das Kleine schauen: Da sind einmal die vielen Weidestöcke, die wie Kobolde in den Wiesen stehen. Ja, und die Wiesen: breit und üppig liegen sie da, immer ziehen sie sich ganz dicht an die Hausmauern, sodaß die Häuser noch wirklich aus der Erde wachsen. Das ist hier so, noch ursprünglicher im benachbarten Slowenien. Und vor oder neben jedem Bauernhof die Isabella-Weinhecke, zumeist über ein windschiefverwegenes Holzgerüst wachsend. Reservoir für den täglichen Haustrunk, aber auch ein Platz zum Ausruhen im Schatten. Nach der Arbeit. Und Arbeit ist hier, was müde macht...

In den Dörfern und Märkten dominieren noch die roten Ziegeldächer. Und zum Unterschied von der Toskana etwa liegen die Siedlungen in den Kerben zwischen den Hügeln. Aber einige wenige Orte stehen stolz und unkokett-schön auf Kämmen: St. Anna am Aigen oder das bezaubernde Straden, für mich einer der schönsten Orte der Steiermark. Sie sind auch charakteristisch wie die phantasievolle Ziegelornamentik an den alten Stallfirsten. Wie die Verlassenheit, die sich am frühen Abend über die Landschaft legt. Die Luft flimmert da nicht mehr so über den Feldern, alles wird frischer und kühler, man sieht kaum Menschen, aber man hört von überall her die Geräusche aus den Ställen, wo gefüttert wird. Ich hör' das sogar noch während der ersten Tage in der Stadt. Liebe geht auch durch die Ohren...

Klaus Edlinger, Südoststeirer, ist seit 23 Jahren im ORF beschäftigt. Er lebt seit seiner Rückkehr ins Landesstudio Steiermark in Kirchbach. Autor von Feuilletons, Essays, Romanen, Märchen und auch Kochbüchern. Im Herbst 1995 erscheint „Das Märchen vom Reichtum" mit Illustrationen von Milan

GÜNTER EICHBERGER

WEHRET DEM FORTSCHRITT

Als der Philosoph David Hume 1748 die Steiermark besuchte, zeigte er sich entsetzt über das Aussehen der Eingeborenen. Wild, deformiert und monströs seien die Steirer. Viele von ihnen, schrieb er, hätten häßlich geschwollene Kehlen, überall begegne man Schwachsinnigen und Taubstummen. Nur an den schönen Singstimmen dieser Wilden, unserer Urahnen, fand er Gefallen. Es ist nicht bekannt, wie David Hume auf die steirische Landbevölkerung gewirkt hat. Vielleicht liefen die Ur-Steirer schreiend vor ihm davon. Überflüssig zu sagen, daß sich in der Steiermark in letzter Zeit, also in den letzten zweihundert Jahren, manches geändert hat. Vor allem singen die Steirer nicht mehr selber. Die schönen Stimmen kommen aus dem Radio.

Die Steiermark ist nicht Japan. Soviel ist sicher. Die Steiermark ist auch nicht die Toskana; es hat ja auch noch niemand die Toskana als toskanische Steiermark bezeichnet. Was also ist die Steiermark? Auf keinen Fall ein Literaturland. Literaturländer sind erfundene Länder (Lilliput, Brobdingnag, Utopia und andere), die Steiermark ist - ob uns das recht ist oder nicht - wirklich vorhanden.

Literaturland könnte auch bedeuten, daß die Literatur einen besonderen Stellenwert im Lande habe. Das wird wohl kein Steirer im Ernst behaupten. Die Steiermark - sollen wir es beklagen, sollen wir es bejubeln? - hat keine nennenswerte Literatur hervorgebracht. Woran liegt das wohl? David Hume hat diese Frage eigentlich schon beantwortet. Eingedenk unseres schweren Erbes ist es kein Wunder, daß es bislang nicht gelungen ist, die Menschen dieses Landes vollständig zu alphabetisieren.

Wohl gibt es Lehrkräfte - man hat sie aus zivilisierten Nachbarländern importiert -, aber auch sie haben nach bemerkenswert kurzer Zeit resigniert und sich insofern an die Einheimischen angepaßt, als sie Schreiben und Lesen nach und nach verlernt haben. Gut, man sieht hin und wieder jemanden in einer Zeitung blättern. Das besagt nicht viel, denn die steirischen Zeitungen bestehen im wesentlichen aus Fotos und sparsamen Bildunterschriften. Kulturschaffende gibt es wider Erwarten auch. Sie bemalen die Wände ihrer Wohnhöhlen oder schnitzen unförmige Köpfe aus Holz.

Literaten gibt es nicht, aber dafür einige Märchenerzähler, die im bekannt grobschlächtigen steirischen Dialekt jene immergleichen Geschichten bellen, die schon ihre Urgroßeltern mündlich überliefert haben. Sollten diese Volksmärchen jemals Bedeutung gehabt haben, so haben sie diese im Lauf der Zeit verloren. Eine freie Übersetzung einer dieser Geschichten (die den anderen zum Verwechseln ähnlich ist) lautet etwa so: „War einmal ein Mann, hatte keine Frau, hatte kein Kind, einen Hund vielleicht, der war hungrig, fraß den Mann. Aus".

Früher oder später wechseln die Märchenerzähler alle zu Funk und Fernsehen, wo sie Werbung für Abführmittel machen. Wie in allen Ländern mit hoher Analphabetenrate sind audiovisuelle Medien sehr beliebt.

Eine genuin steirische Literatur - wie könnte sie beschaffen sein? Wenn wir einmal davon absehen, daß „Literatur" und „steirisch" unaufhebbare Widersprüche sind, so müßten sich steirische Autoren – wenn es welche gäbe - auf ihre Wurzeln besinnen. Darin gründet jede patriotische Regung. Sie müßten schreiben, wie ihre Vorfahren gesprochen oder gegrunzt haben. Unter dem Motto „Wehret dem Fortschritt!" sollten sie sich an den Anfang unserer Geschichte begeben. Ladinisch müßten sie schreiben oder lateinisch. (Das ist uns historisch denkenden Menschen alles gleich.) Barbarisch müßte ihre Literatur sein. Bajuwarisch! Dann würden sie die Menschen in unserem Land ansprechen. Aus dem Herzen, besser noch aus dem Magen sollte die Dichtung kommen, dann ist sie zu genießen.

Was mit der volkstümlichen Musik gelungen ist, müßte auch mit volkstümlicher Poesie zu machen sein: die Eroberung des steirischen Bewußtseins (oder besser noch des steirischen Vorbewußtseins). Am besten gründen wir gleich einen Verein, den ersten steirischen Schriftstellerverein. Denn gibt es erst einen Verein, wird es bald auch Schriftsteller geben. Und wenn wir dann die Steiermark erobert haben, machen wir uns an die Styrifizierung der restlichen Welt. Nein, bleiben wir lieber im Lande. Unsere Literatur wird uns ernähren wie den Bauern sein Feld. Wenn wir nur eine Sprache hätten, eine Sprache, wie sie die Kulturvölker zur freien Verfügung haben, eine Sprache, in der man Gedanken ausdrücken kann, wenn wir nur Gedanken hätten, eigene Gedanken aus dem eigenen Gehirn, wenn wir nur ein Hirn hätten... Nein, wir brauchen nicht, was andere Völker haben, wir haben dafür starke Gefühle, wir werden mehr singen als aussagen, wie die Kinder werden wir sein, lallen werden wir, immerfort lallen, unsere Ahnen werden uns verstehen...

Günter Eichberger lebt als freier Schriftsteller in Graz. Veröffentlichungen: „Der Wolkenpfleger", „Gemischter Chor", „Der Doppelgänger des Verwandlungskünstlers".

OTTO EGGENREICH

KAPFENBERG

I

Hier hab ich Wurzeln noch,
hier reich ich bis zum Grund,
der meiner war und ist
von allem Anfang an.

Von hier aus
bin ich aufgebrochen:
Von einem Haus
in viele Häuser,
von einem Weg
zu vielen Wegen,
von einer Stadt
in viele Städte,
doch scheint es mir,
ich hatte nur
e i n Haus, nur e i n e n Weg,
nur e i n e Stadt.

II

Ich wünschte mir,
ihr würdet mit mir gehn
die Jahre hin,
all die Gedanken
auf und ab,
am Tage vor
und nachts zurück.

III

Nicht sagen so,
als wäre nichts geschehn,
als wäre nicht Beton,
wo einstmals Wiesen waren.

Es ist zum Weinen schön,
wie mancher Weg noch steigt
und mancher Name
seine Herkunft zeigt.

Wohl dem, der weiß,
wohin er noch gehört,
den Atem anhält,
wenn Erinnerung ihn streift.

IV

Aber es stirbt
das Gewachsene aus.
Aber es hat die Schönheit
keinen Halt.
Es haben die Augen
zu oft den Einbruch
der Dunkelheit wahrgenommen,
die Last der Worte
wurde zu schwer,
es sinkt das Erbe,
wehrlos geworden,
zu Asche.

V

Vor uns die Zukunft:
Als Rennbahn.
Als Rollbahn.
Als rasende
Richtungsänderung.
Als reisender
Geschäftsstraßenverleih.
Als rastloser Roboter,
redend von Ratlosigkeit.
Als Rinnsal,
das den Augen entspringt:
über so viel Hoffnung,
über so viel
Niedergeschlagenheit,
über so viel
unwiederbringliche Zeit.

Otto Eggenreich lebt in Fernitz bei Graz. Der Text „Kapfenberg" ist eine Auseinandersetzung mit der obersteirischen Industriestadt, in der der Autor seine Kindheit und Jugend verbracht hat. Neben seiner Berufstätigkeit literarische Veröffentlichungen seit dem Anfang der 50er Jahre. Gemeinsam mit Horst Gerhard Haberl Begründer der Literaturzeitschrift Lichtungen. Von 1976 bis 1990 geschäftsführender Vorsitzender des Steirischen Schriftstellerbundes.

RUDOLF EGGER

DIE GRÜNE GRENZE ODER ÜBER DIE SCHWIERIGKEIT, HEIMAT ZU SAGEN

1. Ich bin Steirer.

Lebe im grünen Herz Österreichs, der Steiermark. Grüne Herzen haben grüne Grenzen, innseitig. Somit lebe ich innerhalb der Grünen Grenze.

2. Von Zeit zu Zeit überprüfe ich meinen Abstand zu dieser Grünen Grenze, messe die Entfernungen und Umwege nach. Dann möchte ich kämpfen, mich an ihrer Gebundenheit blutigreiben. Aber es verblüfft mich jedesmal aufs Neue, daß hier nichts ist, das erobert werden könnte. Ich weiß nicht warum, aber ich erschrecke vor dieser Bedeutungslosigkeit, ziehe mich in die Sprache zurück, die mich wenigstens in die Lage versetzt, Unterschiede zwischen dem Erhofften, Befürchteten und Erwarteten wahrzunehmen. Alle die hier auftauchenden Abstände zeichne ich geflissentlich nach, sodaß mittlerweile eine weitschichtige Karte meiner steirischen Grenzerfahrungen daraus entstanden ist.

3. Ich habe nicht den Ehrgeiz, die Klagen, Bekenntnisse und Vorwürfe meiner Nachbarn zu wiederholen, die sich schon lange keinen Regen mehr jenseits dieser Grenze vorstellen können, und die nun mit beängstigender Gestik ihre Mauer zum Lebenssinn erheben. Ich weiß, die Statistik ist verheerend, aber es gibt noch so vieles außerhalb der Statistiken zu finden. Ich nehme mir das Recht, daran zu denken, was hinter dieser Grenze geschehen könnte.

4. Doch noch laufe ich, haste über fremden Boden, aus Angst vor meiner Heimat. Heimat reißt ein Loch in meine Zeit. So renne ich eben weiter, mit ihnen, schnell, als hätte ich etwas zu verbergen. Egal, wo ich bisher auch diese Grenze gesucht habe, sie war jedesmal an einer anderen Stelle als ich. So bleibe ich ohne Kenntnis der Grenze, erhebe sie aber gleichzeitig zum Gegenstand.

5. Das schmale Wort, das ich bewohne, besteht fast nur noch aus Erinnerung. Ich möchte fort, gehe aber wieder zurück, schlage einen Reiseführer auf und finde dort nichts als unnütze Vokabel: Auto, Hotel, Geld, Nummer, danke, bitte. Zwei Orte, und das gleichbleibende Nichts zwischen sich.

6. Was ich hier Grenze nenne, setzt sich zusamrnen aus Bewegung, Entdeckung, Erschaffung. Durch all den Streit der Sehnsüchte und Bewußtlosigkeiten hindurch, kann hier etwas geschehen: es gibt etwas Neues. Das einzig Nützliche an dieser Grünen Grenze scheint mir heute die Idee der Verabredung zu sein. Ohne dieses Element der Beweglichkeit und Produktion bleibt doch nur alles Mystifikation, Kitsch, Nostalgie.

7. Und fast schon kein Wunsch mehr gebraucht zu werden. Die Grenze ist eine Ware, verdächtig und groß.

8. Ich möchte meine Betroffenheit über diesen Zustand abschwächen, nicht länger sagen, was ich empfinde, wenig oder nichts. Doch ich merke, daß selbst meine kleinste Zeigegeste ein Ereignis innerhalb meiner Gattung gebiert. Wie dünn ist die Welt an meiner Stelle.

9. Ich versuche weiterzugehen, doch schon nach wenigen Schritten scheint es keine unterscheidbaren Zeitpunkte und Orte mehr zu geben. Ich verliere das Zentrum wie ein fortlaufender, ununterbrochener Text. Aber: Muß alles dort enden, wo es anfängt?

10. Ich habe meinen Eltern einmal meinen Plan der Steiermark gezeigt. Sie haben ihn nicht gelesen. Wozu auch? Einen ohne Grenze könnten sie nicht lieben.

11. Die Grüne Grenze wenigstens können sie nicht zerteilen, sagt meine Nachbarin in Richtung meines Zaunes und schüttelt den Kopf. Ich sehe ihr nach, wie sie nach den Schnecken greift und setze mich wieder an den Schreibtisch.

12. Auf meinem Tisch laufen Ameisen umher, jede in eine andere Richtung, meine Buchstaben verschwimmen zu Bildern.

13. Die Grenze beginnt früh. Alles beginnt früh. Das ist so üblich an der Front. Wie meine Lehrer es wußten. Fast wortlos belehrten sie mich über den Gebrauch des Randes. Heute bin ich selber einer.

14. Wie kurz ist der Augenblick des geöffneten Balkens und das mächtige Geräusch des Fremden. Wie viele Füße beweglicher Lust sich das Herz doch auszudenken vermag. Doch schon machen sie sich wieder auf den Weg, die Retter der Grenze, drängen sich einwärts, vom Rand des Geschehens hin zum Wollen, zum Können. Der Schutzraum wird zum Grund des Flusses, bildet keine Ausnahme mehr. Heim, heimwärts, drängt das Private, das Halbprivate. Steiermark also. Steiermark.

15. Ich öffne meinen abgenutzten Koffer, tauche in den Kleiderschrank ein. Sind da nicht noch Sterne ohne Namen? Ich gebe ihnen meinen. Steiermark. Endlich.

Rudolf Egger lebt in Weinitzen. Hörspiele: „Über den Semmering", „Die Überfahrt"; Theaterstücke: „Therese levasseur _ Witwe Rosseau ein Leben lang", „Einzelhaft – Bericht aus Deutschland"; Erzählung: „Der erste Blick"; Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Texte.

JOSEF FINK

GEDICHTE

Gnas

Nichts reckt sich
im Zorn
(trotz verhaltener Wut)
die Züge der Täler
sind weich
Es liegt sich gut
auf den Wiesen
im Wald
und nirgends steigen
schönere Sonnen

Die Sprache zoscht
in lehmigen Stiefeln
am Bachufer hin

Aber ich ertappe
mich stets
angesichts der
kuschelnden Häuser
unter einem lehmigen Mond
wie die Waden herauf
ein Grimmiges glost

Stur wie ein Ochs
trete ich an
ungerufen und nicht numeriert
Höre ich Hufschlag
fährt noch immer
die Faust an die Seite
zuckt ans Schwert
(das in Knesaha hängt
im Heimatmuseum)

Flammende Grenze
noch immer nervös

Am Schreibtisch

Schlaflose Nächte
und manchen Schreibtischtag lang
am Ufer der Wörter
Staub auf Fingern und Tasten
Langsame Furchen
zwischen den Augen

Stille kommt schwer
Einsicht nur selten
Die Konsonanten der Materie
widerstehen den Vokalen
des Geistes
Aber das Gewimmel und das
Getuschel der Wörter ist da

Wenn dann der weiße
Hintergrund kommt
der horror vacui
flackert der Zorn auf

Bis ein freches I
durch das Chaos fliegt
und die Wörter anhebt
:
mollige Ohs
bauchige Ahs
summende Uhs
kecke Ehs
schwirren ins Hirn
Konsonanten halten es
einen Atem lang aus
kehlig schnalzend
Kurzschluß im Hirn
Wunder des Worts
niemals erklärbar
wie es zur Sprache gerät

Josef Fink, geboren in Ebersdorf bei Gnas, lebt als Künstler, Seelsorger und Rektor des Kulturzentrums Bei den Minoriten in Graz. Er ist Maler, Schriftsteller und Drehbuchautor. Publikationen u. a.: „Chronischer Himmel", „Fange mich auf", „Hülle mich ein".

HARALD GORDON

OFFIZIELL IST ALLES GEHEIM. EINE WIRKLICHE FABEL

Offiziell ist alles geheim.

Als ich den schlicht ergreifenden Satz des Nachrichtensprechers hörte, war ich sofort fasziniert. Vom Einfachen und trotzdem Wahren bin ich das immer. Welche Worte könnten den natürlichen Zustand der Literatur, der Kultur überhaupt und all dieser Afterbekenntnisse, unserer Geheimnisse und unserer Öffentlichkeit treffender verschleiern.

Offiziell findet Kunst statt. Inoffiziell findet etwas anderes statt. Etwa ein Buffet. Sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit, aber unter Mitwirkung des Publikums.

Nachrichten aus den steirischen Bergen und Tälern, Furchen und Hängen zu publizieren, heißt den Mund vollnehmen und mundtot machen. Ein herausgeberisches Plansoll erfüllen. Eine literarische Reihe fortsetzen. Ein Risiko eingehen. Mitunter steht Kulturpolitik wie ein sich scherendes Schaf inmitten der Kulturlandschaft. Ihr Kahlschlag trifft Papierrohstoff wie Metaphern und zerstört ursprüngliche Erwartungen. Eine Illusion wird schwarz auf weiß als solche gekennzeichnet, Hoffnung wird manifest, das heißt, sie wird nicht erfüllt. Veröffentlichen ist ein Vernichtungsakt, das Zeremoniell kunstvoller Zerstörung. Verlegen ist ablegen. Was ist, kann nicht mehr wahrgenommen werden.

Veröffentlichte Literatur fällt unter das Diktum der Verschwiegenheit. Höchstens der Vorabdruck, das auszugsweise Gerücht scheint bemerkenswert.

Die Literatur und der Drang zu publizieren sind zweierlei. Die Geschichte, die du erzählst, ist einerlei. Sie ist da und verschwindet in der Öffentlichkeit.

Das wahre Verschweigen geht so:

Zwei junge Leute, sie mehr als er, spielen mit einem Hund das Spiel: Werfen ist Ködern und Apportieren ist Applaus. Und das geht eine Zeit. Da ist Zutrauen und Verständigung. Ein Schäferhund, der nicht so aussieht, zwei Freunde, die sehr danach aussehen und sich so verhalten. So vergeht die Zeit. Die Stimmung ist gut, und allmählich wirkt nicht nur das Tier erschöpft oder gelangweilt. Nur erholt es sich wesentlich schneller als die beiden, die sich zufrieden nach der guten Tat ans Ufer setzen. Leicht fällt die Wiese ab, hin zur Wasserkrause am knappen Strand. Geröll, Kies, ein wenig Sand, bevor sich in Wellen das ruhige Spiel des fjordartigen Meeresarms darüberlegt. So läßt sich schauen und an die vergangene halbe Stunde zurückdenken, genießen.

Und wie als Variation, die sich selbständig gemacht hat, galoppiert nach etwas Zeit das Tier vorbei, hinter einem Schafskopf her, der seinen Körper einmal in die eine und dann zurück in die andere Richtung wirft. Ein Spiel, ein lustiges Spiel, sind die Beobachter bereit zu glauben und staunen und lachen, wie gut der Doppelpaß, der Durchbruch an der Linie der Duldsamkeit von dem naturfarbenen Wollknäuel beherrscht wird. Der Schäfer bellt hinterher und ist bald davor, was den Haken des Schafs erleichtert. Ja eigentlich macht das erst Sinn. Bis auf einmal der Hops, das hast du noch nicht gesehen, Schaf über Bord!, das Festland verläßt. Und noch ein Hops! Flocki in den Fluten. Die Verblüffung ist echt und die Sympathie bis jetzt vielleicht mehr auf der Seite des ehemaligen Spielgefährten gewesen. Noch schwimmt das blökende Naturprodukt auch ganz passabel, hat auch ein Ziel, wie es scheint, die Sandbank da drüben. Und man fragt sich nicht, ob es die wohl erreichen wird, mehr: Wer wird zuerst dort sein? Keine Frage: der Schäfer.

Schon steigt er heraus, schüttelt sich, du erkennst den Zottelregen, den er sich aus dem Pelz schlägt, im Gegenlicht. Fast gleichzeitig verbellt und besetzt er die Stelle, an der die Ankunft des Schafes zu erwarten wäre. Es bleibt bei der Annahme. Da kommt mir niemand an Land! Was auch das blödeste Schaf erkennen muß. Es wendet. Das kennen wir schon von der Jagd am Ufer. Was glaubst du da? Ein hartes Wort für eine Spielsequenz. Aber ihr seid euch einig, daß die Sache für das Schaf ein bißchen zu weit geht, zumal die Schwimmbewegungen deutlich langsamer werden.

Komisches Spiel. Oder Spielunterbrechung? Eine kleine Pause, Erholung? Das Hundsvieh ist anderer Meinung und setzt so ungefähr in der Mitte der Strecke zu einer Drehbewegung an, bleibt in dieser, kreist, im Zentrum die schon ziemlich angesoffene Wolle, die mächtig nach unten ziehen muß und sich um die eigene Achse drehend kaum noch über Wasser hält, strampelnd, kräfteraubend, langsamer werdend, noch einmal ein Laut wie aus einem Nebelhorn, nichts folgt mehr. Haupt nur mehr halb über Wasser, noch in Drehung. Bald ist an der Stelle die letzte Luftblase zerplatzt, und der Schaum, den der Schäfer schlägt, erübrigt sich. Ist das Hundetier jetzt zufrieden oder wundert es sich? Offiziell ist alles geheim. Kein Mensch weit und breit, der Erklärung bereithält. Aber die zwei Leutchen am Strand, die dem Naturschauspiel mit wechselnden Gefühlen beigewohnt haben, können sich noch gar nicht wundern vor lauter Verblüffung. Hat man sowas schon gesehen. Sie schauen sich an, einer will vom anderen erfahren, ob er das alles erlebt hat oder einer Zeitungsente vielleicht die Luft ausgegangen ist. Das ist Sprachlosigkeit. Sprache ist offiziell, -losigkeit ist geheim. Und wer will die schon zugeben. So entstehen Erklärungsmodelle.

Dort wo die beste Wollqualität der Physik gehorchte, hat auch der Wolfspelz im Schäferlook inzwischen alles Interesse verloren, ist ans rettende Ufer zurückgekehrt. Sein Bellen ist wieder lauter geworden. Ein paar Schritte landeinwärts ändern nichts daran, daß er immer wieder zurückkehrt. Du glaubst ein Kopfschütteln zu beobachten, oder ist das Interpretation. Irgendwie mißbilligt er das Vorgefallene, oder das Schaf ist ihm

auf dem Meeresgrund noch verdächtig. Darum ist es wieder hochgekommen und treibt jetzt in einer winzigen Strömung, nur dort nicht hin, wo es der stärkste Hundewille will.

Die Freunde können's nicht glauben, darum nehmen sie's für wahr. Das unglaubliche Erlebnis muß auf einmal geglaubt werden, weil den offenen Augen höchstens ein offener Mund entspricht, auch wenn die Artikulation darunter leidet. Alles wird mehrdeutig.

Ein seltsames Spiel, sagt sie. Das Spiel geht zu weit, sagt er. Das Spiel ist aus, sagen beide. Zum Spielball gemacht, sagt sie. Es hat spielerisch nichts gelernt, sagt er. Brutales Spiel, denkt sie laut. Pech im Spiel, fällt ihm ein. Ja, aber spätestens als du das erkannt hast, wirft er ihr vor, hättest du etwas unternehmen müssen. Der Hund hat ja vorher auch auf dich gehört. Wie du ihn dirigiert hast! Pfow! Sogar einen Namen hast du ihm gegeben. Du hättest ihn rufen müssen, statt untätig dazusitzen (wie ich). Ich habe, das gebe ich zu, in diesen Momenten schon mehr an eine Geschichte gedacht, mit der ich alles verhindern kann, sogar einzelne Wörter, ganze Sätze sind mir eingefallen und haben um mich zu tanzen begonnen oder meinetwegen zu kreisen wie ein springender Hund. Das ist eben der Realitätsvorsprung, dem ich immer wieder ausgesetzt bin. Das ist mein Beruf, davon wollen wir schließlich leben. Aber du. Ob du nicht eine Mitschuld hast an dem grausigen Tatbestand der Untat.

Also wirklich! wehrt sie ab. Hätte sie vielleicht nachschwimmen sollen, wenn der Köterkerl da seine Runden schwummerlte. Ablenken oder? Schuld ist an dem, der verhindern hätte können. An der, die. . . ! genauer gesagt.

Das sagst du, dem es erst vor kurzem gelungen ist, einen Frosch zu ersäufen!

Das ist kein Widerspruch. Vielleicht war's ein Laubfrosch, oder er war irgendwie noch zu unreif. Wir wollen es nicht an die große Glocke hängen. Wenn man's genau nimmt (und daher nicht so genau) hat sich die Natur eben noch ein paar Geheimnisse und Überraschungen bewahrt. Jetzt ist es offiziell.

Vielleicht hätten wir das Opfer wenigstens bergen sollen, aber dazu natürlich gleich hinausfahren müssen. Irgendwo läge bestimmt ein Boot für diesen (?) Zweck.

Und man ertappt uns dabei, macht uns zu Tätern!? Wirklich glänzende Idee. Mit ziemlich viel Erklärungsbedarf. Und gesetzt, wir hätten den Balg an Land geschleppt, was dann? Entschuldigen Sie, wir hätten da feinste irische Schafwolle, vorgewaschen. Das ist die Nische für die Zyniker! Auch so irgendwie ungefähr.

Ja freilich war die Sache so, daß das eben wirklich nicht nur ein Schäferhund, sondern auch ein Schäfer-Hund gewesen ist, der es gar nicht leiden können muß, daß so ein Schaf so ein dämliches sich von der Truppe entfernt, unerlaubt. Da muß man ihm nach, da muß es zurückgebellt werden, da muß es dingfest gemacht werden, eingekreist, so gut es eben geht, im Wasser, unter dir das Nichts der Tiefe, aber das darf uns im Dienst nicht kümmern. Auf die Dauer ist das ein Hundeleben. Oder glauben Sie, ich gehe da jetzt gern zurück und melde den Verlust eines teuren Mitglieds unserer Gesellschaft mit Vergnügen!

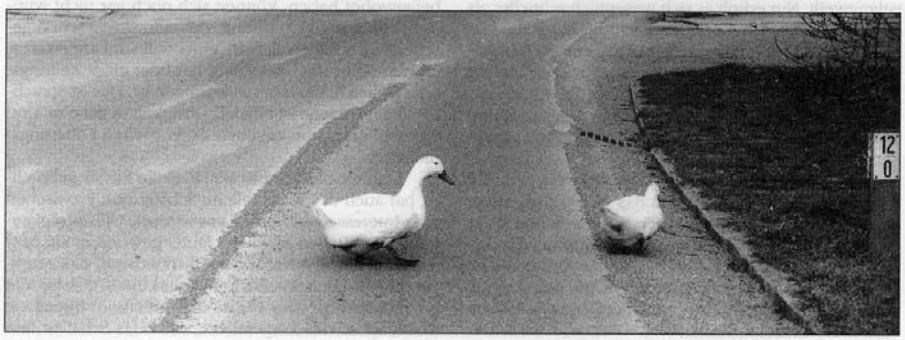
Kein Spiel also, schon gar keine Jagd, schlicht und einfach Dienstauffassung, Pflichtgefühl, jawohl.

Für die Herdenbesitzer ist der Verlust vielleicht kalkuliert, mindestens im Preis inbegriffen, und sie wundern sich, daß nicht mehr vorfällt. Aber erklär' das einem Hund oder gar einem Schaf, wenn nicht einmal zwei Zaungäste damit zurechtkommen und lieber alles für sich behalten. Sonst glaubt ihnen ja doch kein Mensch. Gefilmt hast du das ganze auch nicht, baffdumm wie du warst. Ein Clip wäre schon wirklicher.

Na gut, so bleibt halt ein Eindruck. Das Erlebnis eines Erlebnisses fast. Und der halboffizielle Rat-Schluß: Schreib's für dich selber! Wem sonst willst du etwas beweisen. Im geheimen werden alle Träume offiziell, und die Geschichte macht das Geschehen geheim. Ohnedies wirst du niemals sagen, wer und wann und wo und warum und ob überhaupt.

Aber hilft es, wenn die Autoren ihre eigenen, einzigen Leser sind? Oder wird die Wirklichkeit wirklicher, wenn diese die Literatur vorwegnimmt, statt sie (für) wahr zu nehmen?

Harald Gordon, geboren in Leoben, AHS-Lehrer in Knittelfeld. Veröffentlichungen: Lyrik: „von mir zu mir und zurück", „Nach dem Genuß schluckweise gelesen"; Roman: „A. Mork bereitet eine Reise vor".



WALTER GROND

DIALOG

Mit meinem Alter Ego Wilfried Prantner, den ich in ABSOLUT GROND als Fälscher von Joseph Conrads „Lord Jim" Remprant genannt habe, führte ich während der Archivierung der AKTE ODYSSEUS folgenden Dialog, der das Brandzeichen unserer Fälschungsarbeit geworden ist:

Ich sagte, ABSOLUT ist ein literarisches Unternehmen, das ich 1992 gegründet habe und das seinen Sitz im Forum Stadtpark hat, eine Übertragung von Ideen der konzeptionellen Kunst auf den Bereich der Literatur. Die Factory ABSOLUT, die eine Zeitschrift gleichwie Veranstaltungen gleichwie das Erzeugen von literarischen Projekten gleichwie die Produktion von Wörtern gleichwie das Herstellen von Büchern inszeniert, steuert auf das Erscheinen von ABSOLUT HOMER zu und wird mit dessen Erscheinen im Herbst 1995 abgeschlossen sein.

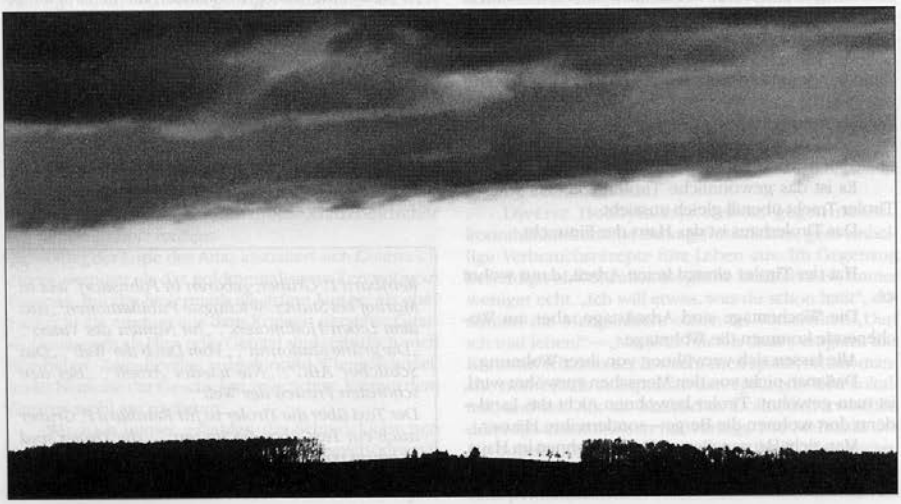
Remprant sagte, ABSOLUT HOMER und die darin befindliche AKTE ODYSSEUS ist eine Art Materialsammlung über die Gründung einer Firma, eines Unternehmens, das das Unternehmen Odysseus ebenso ist wie das Unternehmen Homer oder das Unternehmen Grond, gedacht als Kunstunternehmen im Sinne des erweiterten Kunstbegriffs wie er sich von Duchamp über Warhol zu Beuys und Peter Fend hin entwickelt hat, aber auch im Sinn, wie Felix Philipp Ingold den modernen Autor als einen Manager versteht, nur daß das Büro Grond nicht nur die Literatur betrieblich auffaßt, sondern auch den Betrieb literarisch.

Ich sagte, es gibt in unserem Reiseroman die seltsame Bereitschaft, sich nur auf der Ebene der Evidenzen zu treffen. Wenn ein Autor in Tunis gleichwie eine Autorin auf den Lofoten während ihrer Recherchen in einem Hotel mit der Straßennummer 23 gelandet war, löste eine solche Evidenz einen Ruck aus. So ließ sich weiterreisen, oder vielmehr: so bekam die Reise im Schreiben Struktur. Die Evidenzen sind eine Art real gewordenes Sprachspiel, Ereignisse, die nicht aufgesucht, sondern die sich ins Bewußtsein drängen und als solche aufgefunden werden.

Ich sagte, die Evidenzen sind der kleinste erreichbare gemeinsame Nenner, den absolute Solipsisten miteinander ertragen können. Man trifft sich in ihnen, weil man sich gewiß sein kann, daß man in ihnen nicht verweilen muß. Ob tatsächlich gereist oder die Reise im Kopf angetreten wurde: Reisen bedeutete immer ein stetes Zerstören von Sinn.

Remprant schlug den sprachgelehrten Affen von Octavio Paz auf und las, Du bist (ich bin) ist Wiederholung unter Wiederholungen. Du bist ist ich bin: ich bin ist du bist: du bist ist ich bin. Beschädigungen: ich lege mich auf mein Gebrösel, ich wohne in meinem Schutt.

Walter Grond, geboren in Mautern, Herausgeber der Literaturreihe „Essay" im Droschl-Verlag, Präsident des Forum Stadtpark, leitet die „Literaturfabrik ABSOLUT", eine neue Form der Zusammenarbeit einer Autorengemeinschaft: letzte Veröffentlichung: „ABSOLUT HOMER". Der Text „Dialog" ist eine Notiz zu diesem Projektroman.



REINHARD P. GRUBER

EINTRACHT. GEWÖHNLICH IN TIROL

Wie in keinem anderen Land – außer Tibet und Nepal – regieren in Tirol die Berge.

Wir haben es mit einer Bergregion zu tun, um nicht zu sagen, mit einer Gebirgsregierung.

Die Tiroler Berge haben dem Land den Namen Tirol geschenkt.

Diesem Namen sind alle unterworfen, auch die Menschen, die sich dort Tiroler nennen müssen.

Die Tiroler scheiden sich in Dirndln und Männer, aber sie haben trotzdem etwas Gemeinsames, nämlich ihre Tracht.

Etwas anderes als die Tiroler Eintracht kennt der Tiroler nicht.

Was auch immer der Tiroler an seine Haut läßt, es ist Tracht. Die Lederhosen sind trächtige, die Stutzen sind trächtig, die Röcke sind trächtig, auch die Unterwäsche oder die Blusen, alles trächtig, vor allem die Trachtenhüte.

Eine beträchtliche Höflichkeit herrscht in Tirol, die von einer allumfassenden Behütheit ausgeht.

Die Tiroler glauben, daß sie von ihrem Land behütet werden, in Wahrheit sind es aber bloß die Trachtenhüte.

Sie werden gelüftet, sobald sich etwas Ehrenhaftes nähert. Man läßt die ranzige Luft unter dem Hut entweichen, indem man den Hut weit wegstreckt: Diese Lüftung nennt man den Tiroler Gruß.

Die größte Ehre erweist der Tiroler, wenn er seinen Hut ganz abnimmt.

Diese Ehre wird nur den Wirtshäusern und den Wohnungen zuteil. Der Tiroler zieht den Hut, sobald er eine Wohnung betritt, und setzt ihn nicht mehr auf, bis er sie verläßt.

Die Wohnung muß ihm wichtiger sein als das Land, denn vor dem Land zieht er keinen Hut.

Wohl aber im Wirtshaus, das wahrscheinlich seine Zweitwohnung ist.

An seine Wohnung ist der Tiroler so gewöhnt, daß er sie sofort nach der Arbeit aufsucht.

Es ist das gewöhnliche Tirolerhaus, das wie die Tiroler Tracht überall gleich aussieht.

Das Tirolerhaus ist das Haus der Eintracht.

Hat der Tiroler einmal keine Arbeit, dann wohnt er.

Die Wochentage sind Arbeitstage, aber am Wochenende kommen die Wohntage.

Alle lassen sich verwöhnen von ihrer Wohnung.

Daß man nicht von den Menschen verwöhnt wird, ist man gewöhnt. Tiroler bewohnen nicht das Land – denn dort wohnen die Berge – sondern ihre Häuser.

Man zieht Hausanzüge an für das Wohnen im Haus.

Wohnen ohne Tiroler Hauskleidung ist verboten.

Man nehme die Haustracht und wohne.

In der Wohnung ist die Landestracht entrechtet.

Auch die Kinder, ehelich oder nicht, haben sich ihrer zu entledigen.

Landesbewohner ist der Tiroler nur außerhalb seiner Wohnung, und dort verhält er sich wie die Berge: im Winter zu, im Frühjahr sein Wasser lassend, im Sommer starken Ergüssen ausgesetzt, regelrecht zugeschüttet, und im Herbst tiefblau.

Je größer die Wohnung, desto stärker der Tiroler.

Sobald er kann, vergrößert der Tiroler seine Wohnung.

Weil der Tiroler immer kann, vergrößert er die Wohnung immer. In manchen Wohnungen stehen inzwischen schon 50 oder sogar 100 Betten.

Man lädt Fremde ein, in die Wohnungen zu ziehen, dafür zieht man ihnen das Geld aus den Taschen.

Wenn der Fremde Tirol verläßt, sind seine Taschen gewöhnlich leer.

Das kommt vom Wohnen.

Man läßt die Zimmer abwohnen, bis sie total verwohnt sind.

Das Zimmer für den Fremden ist eine Abwohnung.

Tirolerhäuser sind ausgewohnt bis zum Exzeß, das heißt bis zum letzten Groschen, und der letzte Groschen ist ein Exzeß.

Wenn der Tiroler wohnt, dann wohnt er exzessiv.

Orgiastisch wohnt der Tiroler, ganz Tirol ist eine Wohn-Orgie.

Im Land spielt sich nichts ab – aber in den Wohnungen!

Man wohnt bis zum Gehtnichtmehr.

Es ist eine wahre Wohnsucht, die in Tirol ausgebrochen ist.

Wer wohnen will, muß nach Tirol!

Hut ab!

P. S.: In den Wohnungen erbringt der Tiroler den Beweis, daß ein Kopf unter seinem Hut steckt.

Reinhard P. Gruber, geboren in Fohnsdorf, lebt in Marhof bei Stainz. Wichtigste Publikationen: „Aus dem Leben Hödlmosers", „Im Namen des Vaters", „Die grüne Madonna", „Vom Dach der Welt", „Das Schilcher ABC", „Nie wieder Arbeit", „Bei den schönsten Frauen der Welt".
Der Text über die Tiroler ist für Reinhard P. Gruber auch ein Text über die Steirer: „...die Tiroler sind ja kaum von den Steirern zu unterscheiden".

Ernest Hammer

Die Steiermark im Zeitalter des Neobiedermeiers

Ja, wenn sich pünktlich 5 Uhr 30 das geschlagene Heer der Grillhendl in der Hitze der Trostlosigkeit zu wälzen beginnt, sind uns soviele Sternstunden des Banalen noch lange nicht erspart geblieben, und ihr ursteirischer Gleichschritt gibt uns weiter Mut zu uns selber, bis der Lungenzug Leben entgleist. Erschüttert stellen die Tauben immer öfter das Gurren kurz ein ... Aber, wo alles im Lexikon steht, wo soll da das Geheimnis auch noch ruhn, außer im Gaumen? Vielleicht im Schweinsledereinband? Man kann es nicht wissen, und schon die lebende Haussau schweigt sich beredt dazu aus.

Andererseits, warum was ändern, wenn's halbwegs funktioniert, oder einfach schmeckt, soufflíert uns ein gesundes Mißtrauen, nehmen wir unbewußt weiter via Fettbrot den Beuys ein bißl zu uns. Auf diese Weise ist hierzulande existenziell ohne Erfolg enorm was los, auch wenn kaum Weltbewegendes passiert. Vom Schwitzkasten der Gemütlichkeit geherzt, gleicht die psychische Lage oft einer verknoteten Couch, wirkt der Eingeborene innerhalb der Würstelstandgesellschaft, wie für den Schnappschuß der Woche bestellt, und von seinen Hoffnungen und Ängsten leidlich unterhalten – etwa, der Frühschoppen stifte ihm, im Rahmen irgendeines Anlasses, endlich den eröffneten Sinn... Die Aussage: „Keine Frage nach dem Sinn des Ganzen zwischen zwei Schnapsideen" stellt eben ein ursteirisches Wahlmotiv vor. So ist der Steirer immer „gut unterwegs", und immer geradeaus, wovon die Transportschäden im Kopf zeugen. Er ist sein Autopilot, und halbwissengesteuerte Tiefflüge durch den Nebel geistiger Gemischtware werden, über alle Landesgrenzen hinaus, vom Volk am Bildschirmposten gut und gern übersehen.

Jeder Mensch lebt halt den Kommentar zum persönlichen Bammel. Mancher unter ihnen scheint seltsam gefährdet, sich bei einem denkbaren Entspannungsversuch Knochenbrüche zuzuziehen. Augenfällig oft trifft das auf die Unmenge mentalitätsgebräunter Talkshowmatadore zu, die auf der nationalen Piste rückwärts voraus wedeln, und vom Gesamteindruck her die Verhaltensnote „Ganzheitlicher Hirschhornknopf" fordern.

Unter der Lupe des Atlas assoziiert sich Österreich einem, weniger als das goldmentalisierte Zentralorgan Europas, mit der Steiermark als grüne Lunge, als eher vielleicht als rundum aus dem Konzert geratene Gitarre. Deutungen als Hirn oder Genital sind statistisch auch überliefert. Zwei herzlos ausgeklopfte Wienerschitzel, in der Blutsoße der Geschichte angerichtet, kommt dem Ganzen wohl am nächsten.

Wo auch immer, erzählen die Schmuckkästchen steirischer Datschenkultur mit ihren psychodramatischen Gartenzwergkonstellationen vom unverwechselbaren Innenleben einer Heimwerkernation, repräsentieren die Phantasie in den Grenzen des Weltbildes, warnen verschlüsselblumt vorm scharfen Hund in jedem von uns. Der normalverquere Normsteirer und die Durchschnittsheilige der mittleren Gluckenklasse sind eben nur was die besten Schwammerlplätze anbelangt die reine Verschwiegenheit. Und ist das nicht zum Nachvollziehen? Morgen mögen wir unsere Ängste vielleicht behandeln, aber jetzt haben wir sie erst einmal. Das schönste Dorf der Welt, wer will an dieser Weltmeisterschaft nicht schuldig werden. Unser Bedürfnis nach einem Husarenstück ist ungebrochen, und gewiß tragen alle Ursteirer zusammen verantwortungsbewußt den längsten Bart der Welt. Höchstens mal beim Röntgen eine Durchlaucht, braucht Kaiser Otto der Übliche eben Idole, denn wer winkt auf Dauer schon gerne nur sich selbst? Ansonsten hat die „Sei-zufrieden- und Halt's-Maul-Mentalität", innerhalb einer unvollendeten Trostpreiskultur, das Sagen. Hände vorm Geschlecht, oder hinterm Steiß gefaltet, läßt sich das Leben, wenn schon nicht meistern, so doch zumindest durchstehen, und das immerhin bereits seit Generationen. Auch kann man, wo alles nimmer zum Packen ist, aus diesen Lebensbewältigungsverhaltungen heraus, unaufsehenerregend „einen Heben", oder „Retten – Bergen – Löschen". Noch schlimmer geht's außerdem immer. So dominiert eine distanzierte Neugierde die Weltoffenheit im Schatten der Paranoia. Unter Föhneinfluß liegen die Nerven besonders gern „cabrio". Schließt sich die Vollblutgemütlichkeit dann mit dem obligaten Frust kurz, schlagen die Argumentationskräfte der Vorurteile schon mal in entsprechendes Wahlverhalten um. Weil, wo eigentlich nix los ist, passiert gefühlsmäßig furchtbarerweise immer mehr, und die provinzielle Presse begleitet uns schlagzeilengeeicht durch den blutigen Salat des Lokalen, der Welt.

>Frei sein können<, yeah, dieses Problem stellt sich eben auch hierzulande. „Ich bin die Lösung", setzten die politischen Parteien instinktiv auf den Reflex des Glaubensbekenntnisses. Und zurecht. Wir können es ja wohl auch nicht sein.

Diverse Hobbylobbys stellen, gegen nahezu korinthenkackerische Beitragsformalitäten, gern einhellige Verbrauchsrezepte fürs Leben aus. Im Gegenzug befriedigt, obwohl alles Mögliche bezahlbar ist, immer weniger echt. „Ich will etwas, was du schon haßt", dominiert die Mengenleere schon im Vorschulter. „Darf ich mal leben?" – „Na, jetzt bin ich dran", entgleist das Konsumverhalten der Erwachsenen später, schafft manche nonverbale Aussprache den Sprung in den Lokalteil, und der Alk als klassischer Dolmetsch zwischen den Mißverständnissen hat versagt. Die Mehrzahl der mit Arbeit ungeimpften Minderheit hofft aber weiter. Worauf? Auf den Job der Zukunft, die integrative Lebenssinnspendemaßnahme von St. Arbeitsamt, vielleicht als

Vogelscheuche in die Gesellschaft integriert zu werden, inclusive Blitzschutzversicherung.

Das totale Antidot gegen die dauernden Sinnkrisen stellt traditionellerweise die >Firma Gott<. Sogar für die diversen Lebenslagen nach dem gutmöglichen Tod. Über Risiken und Nebenwirkungen informiert allerdings keine Packungsbeilage. Die anhaltende Wunderflaute kompensiert die Massenheilanstalt offenbar via die eigene fortschreitende Verwunderlichung. „Kann die Taufe nicht auch als Beginn einer lebenslangen Hirnwäsche begriffen werden, oder so ähnlich?" oder so ähnlich, sollen immer kniffligere Aufsatzthemen im Rahmen der belauschten Folgschulreformation lauten. Egal wie, jeder lebt unter den Umständen seiner unbewußten Beschwörungen. Auch der Steirer ahnt das – Aber, „Aber welch starker Zauber!", hält er leidenschaftlich dagegen... Dem inneren Schweinehund gegenüber neutral veranlagt, kann er seiner selbst ja nie ganz sicher ein, wobei er sich aufs Wetter beruft, vor dem schon glücklichere Generationen in den Bauernregeln die Kapitulation geschrieben hätten.

Der Wunsch nach Individualität verwirklicht sich oft in der, mehr oder minder freiwilligen, Internierung in den – beinah jedem passenden! – Steireranzug, beziehungsweise das schöne Kostüm. Weltweit beliebt. Bald auch als Windel im Handel. Und falls, wer trotzdem noch eine eigene Identität suchen sollte, sei höflich auf den Paßbildautomaten am Hauptbahnhof hingewiesen. Aber bitte nicht alle auf einmal...

Die Initiativen, hier und heute, heißt zeitgeistgemäß sich mehr und mehr zumindest den Schein zu geben, und wer den Waffenschein macht, zeigt den Weg, wie irgendwer, selbst in den Gemeindebaugaleeren, für voll genommen werden kann. Dort, wie damals. Es bleibt aber gefährlich, den Phantasielosen Freiräume zu schaffen. Selbst irgendwo und nun. Schon genug Stimmungskanonen sind auf uns gerichtet. Und das läßt sich sogar nachrechnen. „Nazi, geh her da", hört man im Wahlkampf immer öfter, obwohl kein Ignaz sich gern so heißen lassen mag. Viele waren ja auch nur freiwillig in der Bewegung. Sogar die integerste parlamentarische Untersuchungspatrouille sieht sich sumpfwatend in der Bredouille: Wer kennt jetzt eigentlich wen? Auch was die Ware Wahrheit betrifft, stellt sich uns heute halt das Verpackungsproblem, während der falsche Erin Moses unbemerkt an der Einreisehürde scheitert.

Schwarz fahren, schwarz sehen, schwarz arbeiten – naja, geht gut... aber schwarz wählen? Und die nationale Magie kennt noch die andere Farbe. „Ein Furz zieht seine Braue hoch und singt vom Wunsch nach Dauer", lautet nostalgisch ihr programmatischer Gassenhauer, und wie der Schließmuskel, kennt auch ihre Mentalitätsmache keine Gewissensbisse. Ja, es stinkt. Nicht wenige schwören quasi wieder, oder weiter, die eigene Scheiße sei am häufigsten, und das eisern, bis die Nachhilfe aufgibt. Ihnen möge wenigstens im Traum ins Stammbuch geschrieben stehen: Die ganze Welt als Gegner, das ist ein verdammt schweres Auswärtsspiel. Nehmen wir die Signale des braunen Karies also wahrer, sonst wird der Aufenthalt hierzulande bald unvergeßlicher wie eine Wurzelbehandlung.

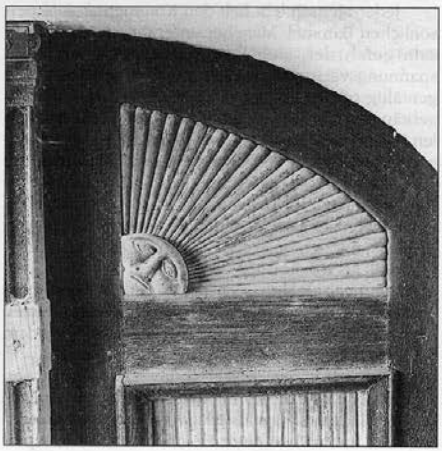
Allein schon die, vom Nachhauseweg geschuhfickten Nachzügler des Volkswandertages klagen genug an. Dem body ging der Sprit, dem Hirn der Spirit aus, trotz Doppel- und Bypass. Von Beisl zu Beisl; Modernes Trappertum. Trotz einer folkloristischen Vollbildung wissen selbst sie nimmer, welcher Vogel gerade nicht zirpt, geschweige warum. Und wo der Watschtanz als kommunikatives Ausdrucksmittel subventioniert wird, kann oft wirklich nur mehr der Autismus der Weg sein. Zumindest mehr kreativer Tremor, bitte, statt lauter sinnloser Toni, danke...

Aber der steirische Nachwuchsmanager handpresst weiter Badezimmerwaagen, um seinen kapitalen Händedruck zu modernisieren. Ob Top oder Flop, eigentlich stellt auch er nix besseres dar, als einen mietbaren Kofferträger, selbst wenn ihn sich nur „die gewisse Menschheit" leisten kann. Dort allerdings, wie auch auf den Weinplantagen, kennt die Idylle oft keine Gnade mehr, außer in abschreibbarer Form. Und im Trommelfeuer der Entkorkungen klagt der Produktsklave den ECU als den Holocaust für den Schilling an. Nebenbei wird die Unauffreßbarkeit eines zwangslockeren Galadiners schon mal in die hauseigene Schweinemast integriert, während sich der untypische Waldbauernbub, vom Grüß-Gott-Boykott unterernährt, die plattgefahrenen Kröten als „Omelette nature" von der A 8 spachtelt.

Wie eine Ohrfeige klatscht dann wieder woanders eine dicke Brieftasche auf den Kassentisch, schlägt wunschblaue Augen.

Weil Geld geht auch in Graz gern gassi. Grüß Gott George Grosz...

Ernest Hammer, geboren in Graz, diplomierter Schauspieler, lebt nach Engagements am Staatstheater Hannover und an der Freien Volksbühne Berlin heute als Schauspieler, Regisseur und freier Autor „styriaphobisch" in Berlin. Inszenierte die deutsche Erstaufführung des Stückes „Malstunde" von Brigitte Schwaiger und Arnulf Rainer.



JOACHIM GUNTER HAMMER

FROSTSPANNER

Fichtenmonokultur

Uns gegenüber wiegt sich
ein sterbendes Wesen;
mit dürren Ästen
empfängt es das Ende,
geheimnisvoll unter der Borke
von Käfern tätowiert.
Was so gesund schien,
ist hurtig aus. Morsch
fallen die schönen Fremden
ins hölzerne Knie.

Grüne Insel in der Luft

Im zugepflasterten Hinterhof
steht dieser kleine Baum; an ihm
färben sich für deine toten Augen
noch die Jahreszeiten ab, und es ist

schon ein Fest, wenn irgendein trauriger
Hund jäh an den Stamm pinkelt.

Der zu geringe Bodenraum
für seine Wurzeln ist verdichtet, meist
ist dieser schwer atmende Freund,
Abgase steicheln seine Blätter,
auf der Suche nach Wasser, ohne
seinesgleichen mitten in Beton,
altert schnell und doch

wie beweist jeder Ast
den Willen zum Stern und

was für eine Nische ist er
für deine sogenannte Seele, die
um grüne Sekunden bettelt;

mit dem öligen Gefieder
einer gestrandeten Möwe hockt sie
dort auf seinem Zweig.

Der Wunderbaum

Morgen werde ich
Schatten spenden, ohne
dir in der Sonne zu stehn,
da sein, ohne Raum zu fordern,
zu jeder Jahreszeit immerbunte
Blätter haben, die je nach Stimmung
Form und Farbe ändern, ohne
dir je Mist zu machen, zwölf
mal drei verschiedne Früchte tragen,
die nicht faulen und von selbst
in den Keller wandern oder
gleich zu Schnapsampullen werden, echt
wartungsfrei sein, Staub wegfiltern,
dich vor dem Lärm der Kinder schützen
und auf Knopfdruck auch schön rauschen,
meine Baumpaten ehren und schützen,
spontan keine Äste mehr abwerfen in
der Allee, sechsfachen Sauerstoff für
deine Drittautos erzeugen, an
jeder Kreuzung das Klima verwandeln,
durch austretendes Erdgas niemals
an der Wurzel ersticken, bei jedem
Parkschaden auch dein Blech verheilen,
statt irgendwelcher Porlinge am Stamm
nur Herrenpilze tragen, Wahlplakate
rein halten, und solltest du ein
mal wirklich ratlos sein, werden
dir meine Äste gern zeigen, wo
es lang geht, morgen...

Baum im Oktober

Ein großes Lebewesen gilbt im Wind
als Denkmal; älter als jeder Mensch
rauscht es noch am Geplapper,
Schweigen und Autolärm vorbei,
schwingt manchmal stärker die Äste,
während in seinem Schatten
ein ehrwürdiger Sandler den Rausch
ausschläft, vielleicht gerade jetzt
ein Netz voll glitzernder Leben
einholt...

Rauschen sollen sie
über den Gräbern und
unser Niemehrwiederkommen peri
odisch mit buntem Laub
bedecken.

Brettljause

Ein riesiges Lebewesen ist dieser Baum,
das uns schlägt, wenn wir ihn fällen; und
hat Raum genommen in Blau und Erde
dieses Julitags, spendet Schatten
ortszeit, unser zecken
geimpftes irres

Kreiseln zu beruhigen;

auch heute noch verwunden Es die Liebenden
mit Herzen, die sie in seine Haut mit Taschen
messern schneiden, lehnen das Trekking
rad an seine rauhe Vertikale, und
sind sie längst wieder getrennt, be
zeugt Es noch viele Jahresringe um die Sonne
ihren törichten Schwur… Wohl

unter Bäumen sich zu finden, gestimmt
zu Ruh, mit grüner Stirn und
grünen Lächelns in das Dunkel sinnen,
im Schatten ihrer Vielfalt
einfach mitrauschen, dem Wasser
nachfühlen im Grund, ge

meinsam in die rote Sonne wachsen,

in köstlicher Einfachheit
auf den Scheiben ihres Körpers, sie
und die Schlachtopfer
um Verzeihung bittend,

Fleisch, Brot und Wein teilen.

Resonanzhölzer

Einer, den Bäume erzogen, ist tot.

Sein zweites Ich war grün und sang,
wenn es der Wind ergriff,
warf Blätter ab

mit Adern dunkler Verse,
der Schweigen Partitur.

In einer Wolke den August hinab
sah er auf einem Floß
sich weißgrau liegen, seiner
so gewiß wie nie

in dieser Stratocumulus.

Einer, den sich das große Rauschen
ins Licht gepflanzt,

ist still.

Leben verästelter Unbaum

Am Gewitterhimmel blitzen
die Äste eines Baumes auf: kein Pflege
personal kann seine Krone jemals lichten, kein
Henker Ihn zum Galgen machen; an Ihm
richtest du dich auf; Er
ist näher deinem Glauben
als der hier verlallte Christus,
und seine Früchte sind

Gehöfte brennend, Herzstillstände und
verkohlte Wandergruppen ...

Jeder seiner Äste ist ein Sterbensweg ins Blaue.

Sein unschlagbarer Stamm
mag aus poetischer Notwendigkeit
Frostrisse haben, aber
Pilze und Wanzen bedrohen Ihn nicht,
kein Schneefall im April
bricht Ihm den Arm,
auch Streusalz rührt Ihn nicht,
kein Hund pinkelt Ihn an;
an seinen Sproß kannst du kein Moped lehnen,
Er schmilzt die Kettensäge aus der Hand,
trägt kein Plakat und leidet
einen Parkschaden nicht; tot mag Er dich
schlagen und manche Verse
unter Schutz stellen...

dich tröstet dieser Baum,
den es nicht gibt, du sagst, wo
Er ist Grab und Wiege,

auch deine Augen knospen bald an seinem Arm,
an seinem Arm schließt sich dein Schauen längst.

Nach jeder Richtung langt Er seltsam, wenn
Er den Weg zur Sonne weist,
und jede Richtung steht dann
für Ihn ein.

Holz II

Natürlich ist jeder Baum wundertätig
und ein besondres Lied;

grün schlägt der dürre jählings aus,
da sich dein Leben wendet,
und einer soll auch Sterne tragen…

Wieviel Bäume sind
drei Fuhren Holz?

Parfümiert zu hundertfachem Sex
steht in Weiß der Kirschbaum,
Zuhälter brummen heran,

und im Juli von den Zweigen wirst du
Herzen des Lukullus schmatzen.

Wieviel Bäume sind
drei Fuhren Holz?

Kopfweiden leben still den Bach entlang,
das Rauschen der Erle begleitet das Wasser,

zwischen den Reihen grauer Pappeln
bewegt sich ein blauer Mercedes,
liegt Napoleon in der Luft, da

kommt ein Glockenstuhl vorbei aus Ulmen,
schweigt eine Kiefer rechts nach Licht,
neigt sich schön die Fremdin
und spendet köstliches Grau,

tritt auf die Sonnenterrassen
der rote Schatten

der KZ-Linde.

Alte Bäume

Sie geben nur ein Rauschen von sich
und sind der vollkommene Vers, knarren
manchmal den Frost an oder die Bö,
scheinen an jedem vorbei zu hören, auch
am Gellen der Sägeblätter,
und sagen köstlich
nichts.

Jeder Ast ist ein versuchter
Lebensweg ins Blaue, einfach
Sonne und Erde
beim Wort nehmend.

Sie können sich wohl ihre Stämme
schon aus Wind vorstellen.

Wunschtraumfetzen

Morgen bist du
von Nutzung und Pflege
befreit, auch der Wald

sich überlassen
und die Städte gerodet.

Morgen bestimmen die Bäume wieder
ihr Alter ohne den Menschen,

emeuern sich selbst
die Säulen des gott
losen Tempels.

Morgen ist alles Bauland
voll winziger Zersetzer,

verschwindet präzise
nicht nur das Laub im Boden.

Morgen sollen die grünen
Lichtfallen rauschen noch lange
als einzige Dichter...

Spiel unter Bäumen
Baum über spielen

Deine Kindheit ist
voller Baumgerüche.

Welches Geheimnis schwebt im Harz.

Manche Bäume gehören
zur Familie wie dieser,
dessen Rinde du streichelst.

Sein Wesen verzweigt sich
deinem Sterben.

Wieder möchtest du
unter ihm spielen,
ein Nest haben in seiner Achsel,
im Wipfel schwankend
nach Ideen angeln,

und später ganz untertauchen
in seinen Schatten.

Er spendet dir sternhelle Ruh,
während du ihm heute
Wasser schenkst, ihr
braucht einander sehr,

und könnte er lächeln,
würdest du rauschen, oder

ihm mit tausend Blättern
in die Arme fallen.

Grüner Oldie

Früher standen dir Bäume
den Sternen im Weg, aber
heute nimmt dieser alte
auf einem Hang nach Norden
Unruh wieder und Angst;
hin gehst du zu ihm
mit schwarzer Stirn und
holst sein Rauschen ein
auf deine Fragen,
sammelst dich
über seinen Wurzeln,
sammelst dich
unter seiner Krone,
sprichst auch Recht
über dein Leben,
den vertanen Traum,
während er schon
deinen Schatten segnet
mit zahlreichen Händen,
und sternhelle Ruh
über den Zwischenschritt
deines Irrtanzes
breitet.

Auf schrägem Grün

trotzt ein Dichter- vom Zweig
eines Blitzes teils verkohlt
rauscht er noch immer,
wenn die coole Luft ihn reitet,
lehnt sich zurück, vibriert.
Mit hundert Trieben will er
sich noch selbst erfahren,
stechen ins Novembergrau,
da ihm die Sonne langsam
aus der Krone
fällt...

BEGEGNUNG I

Keine Baumschere
hat die Natur.

Auf diesem greisen, nicht gepflegten Obstbaum
wächst die Mistel, und doch

wie vollendet Er,
ein sich selbst repetierendes Wunder
an diesem Feldweg,
zwischen Blühen und Winterruhe
noch das Rot seiner Äpfel,
verbessert dieser köstliche Alte
unsere Luft;

sonnenverbunden, erdverhaftet
wächst er über sich hinaus,
ohne seine Grenzen je zu überschreiten,

Holz gewordene Balance, da

neben parkt der Porsche
mit einem hans und einer eva, die
heftige Schweigen wechseln und
auch an diesem Weisen nicht
mehr zu sich selbst finden,
kein Lachen klettert hoch, a
ber auch sein Geist steigt
aus der Krone

nicht zu ihnen ein.

Joachim Gunter Hammer, geboren in Graz, Studium der Naturwissenschaften, AHS-Lehrer. Lyrikbände: „Karneval", „Lurenbläser", „Verrückung", „WAHRnehmung", „Gedichte zur Wende eines dunklen Rükkens", „Vom Zuhause der Wörter", „Aschenlieb", „Scheinwerfer", „Der blaue Kürbis". Die hier abgedruckten Gedichte stammen aus dem noch unveröffentlichten Zyklus „Frostspanner".

Heinz Hartwig

Die Literatur und die (neuen) Medien

Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen
und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?
G. Chr. Lichtenberg

Ein Buch ist ein Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt,
so kann freilich kein Apostel heraussehen.
G. Chr. Lichtenberg

Das Buch ist das einzige Wesen, vor dem der heutige Mensch noch den Blick niederschlägt, niederschlagen muß! Alles Höhere sonst wird gerade besehen, ohne Scham und Scheu.
Botho Strauß

Fast wäre man geneigt, vom Ende des Schriftzeitalters zu sprechen, wenn man die in letzter Zeit sich häufenden und von den Printmedien mit Lust zitierten Äußerungen über Literatur von mehr oder minder prominenten Politikern betrachtet. Da verkündet etwa der niederösterreichische Landeshauptmann Erwin Pröll ganz offen: „Ich habe in meinem Leben ein einziges Buch ganz gelesen" und wundert sich nicht einmal, wenn ihm Reinhard Tramontana im PROFIL „profan" rät: „Und seien Sie darüber erhaben, wenn man Ihnen zum nächsten Geburtstag ein Päckchen Buchstabensuppe schenkt." Das ist zwar pointiert formuliert, trifft aber leider den Kern der Sache. Wer mit Wortschrott in Druck, Bild und Ton bombardiert wird, hält sich vom guten Buch gern fern. Er bekommt ja die Bestseller und/oder Bestenlisten wöchentlich geliefert und das genügt, um mitreden zu können.

Ein zweites Beispiel. Jörg Haider bekennt im Morgenjournal des ORF auf die Frage, ob er je ein Buch von H. C. Artmann gelesen habe, ganz frank und frei, daß er keines gelesen hat und sagt: „Ich halte das nicht für eine Bildungslücke." Man erinnert sich. Knapp vorher hat H. C. Artmann einen Literaturpreis in der Höhe von 300.000 Schilling erhalten, worüber Jörg Haider sich mokiert hat.

Und noch ein drittes Beispiel sei zitiert. Mit einer bezahlten „Anzeige gegen Geschmacklosigkeit" in der Kleinen Zeitung empörten sich die Kärntner Freiheitlichen gegen die Frankfurter Autorin Ulrike Kolb. Sie wurde beim Bachmannwettbewerb '95 für einen Text über eine Leichenobduktion mit dem Preis des Landes Kärnten ausgezeichnet. Die F erinnerten an die 1991 „gleichfalls skandalöse Preisverleihung an den Schweizer Autor Urs Allemann durch die rote Kulturschickeria."

Sucht man nun einen gemeinsamen Nenner für diese Fallbeispiele, die allesamt vom Fall des Kulturbewußtseins handeln, so muß man konstatieren: Lesen ist out, zitiert werden ist in. Dabei heißt Lesen immer noch Denken. Und Literatur ist immer noch Erkenntnisvermittlung. Der Autor schreibt heute nicht, weil er die Welt verbessern will oder die Gesellschaft oder das System, er schreibt auch nicht, weil er die Welt anklagen will, er schreibt, weil er etwas erkennen will. „Etwas im Schreiben erkennen, heißt andrerseits: etwas erkennbar machen" - sagt der Autor Hans Joachim Schädlich, oder - um den Wiener Autor Robert Schindel zu zitieren:

„Literatur ist das Auskunftsbüro der Angst in der Form des Orakels und der Prophetie." Und durch das Festschreiben der Angstzustände wird die Angst besprochen und somit gebannt. Und weiter unten meint Schindel in seinem Aufsatz „Literatur - Auskunftsbüro der Angst":

Die Literaturen, welche im Widerspruch sich bewegen, ihr Geschehen in sich selbst zerbrechen, um in zwecklos vor sich hin witternden Worten zerfaserte Elemente einer Totalität zu erblicken, daraus gleichsam mit der Notdurft des Mangels den Kontinent neu entwerfen, den vertraut-unvertrauten, sind ohnedies als Einzigartigkeit zeitgleich von der Kritik nicht zu verstehen. Denn diese hält sich an Bekanntes. Sie hat den Normen- und Kriterienkanon ihrer Zeit und der vergangenen Zeit im Futteral ihres Geschmackbeutels eingeschrieben. Selbst der Künstler ist ja diesem Kanon heftigst unterworfen und ist sich in aller Regel der Bedeutung seiner Produkte nicht bewußt. Nur die mittleren unter ihnen scheinen davon überzeugt zu sein, Unvergängliches zu schaffen. Der Rest ist schon froh, über die Runden zu kommen, sich im Chaos, so gut es geht, seine Welt zusammen zu klamüsern und darauf zu hoffen, seine eigenen Produkte irgendwie und irgendwann mal zu begreifen. Wie sollen da die Kritiker mit, noch dazu, da sie sich durch das unentwegte Löffeln von Literaturprodukten und ihren Abkömmlingen eine Magensensibilität zugezogen haben, welche ihre eignen Gesetze hat? Kluge Kritiker staunen wenigstens und geben dem Erstaunen Ausdruck. Sie lassen somit sich wie dem Kunstwerk Zeit, damit Wirkungsgeschichten sich entfalten, die dann allerdings vom Begriff beschrieben und analysiert werden können. Post festum also erweist sich das Kunstwerk als solches. Sogenannte Kultwerke sind ja Ausdruck einer nachträglichen Harmonisierung von einstiger Irritation.

Was geht eigentlich momentan im Land der Dichter und Denker vor? Hat man die Magie und Macht des Wortes vergessen? Wo sind die Bildungsbürger geblieben, die ihre traditionellen Bildungswerte sonst so gerne verteidigen? Wo sind die Diskussionen unter den Autoren oder warum sind die Literaturdebatten versandet? Warum meldet sich kaum ein Autor zum Thema Trivialisierung und Populismus?

Oder was bewegt einen Kulturjournalisten von einem noch nicht veröffentlichten Roman – ich meine

Gerhard Roths mittlerweile natürlich erschienenes Buch „Der SEE" – Zitate herauszunehmen, die, wie man dann wieder anderswo schreiben wird, österreichfeindlich sind, wo man doch weiß, daß aus dem Zusammenhang gerissene Zitate immer den Sinn verfälschen.

Aber hier ist schon die Antwort auf das Zitat (aus der KRONENZEITUNG vom 13. August 95).

Jetzt hat uns aber ein Landsmann, auf den wir freilich nicht übermäßig stolz sein müssen, eines ganz anderen belehrt. Der Mann ist, mit Recht freilich, einer großen Mehrheit der hiesigen Bürger ganz unbekannt, heißt Gerhard Roth und ist ein Schriftsteller von mäßigem Erfolg. Wenn es allerdings darum geht, Österreich zu Hause und im Ausland als einziges Nest von lauter Nazis, Antisemiten, Faschisten und Ausländerhassern niederzumachen, bläst er sich im Stil eines Ochsenfrosches zu ungeahnter Größe auf. Da stellt er sogar noch seine bekannteren Gesinnungsgenossen Peter Turrini und Elfriede Jelinek glattweg in den Schatten; und das will ja bei Gott etwas heißen.

George Steiner hat einmal gemeint, daß man dem Kunstwerk mit Respekt und Höflichkeit begegnen soll.

Was bewegt andrerseits den Autor, in einem solchen Fall so etwas zuzulassen, nämlich sich verstümmelt veröffentlichen zu lassen? Vertraut er nicht mehr auf das Feuilleton (weil es das in Österreich kaum mehr gibt), oder will er oder muß er sich auch schon den Werbestrategien und Verkaufsmechanismen unterordnen? Etwa nach dem Motto: Nur ein von vorneherein totgemachter Dichter ist ein guter Dichter, will heißen verkaufsträchtiger Dichter.

Der Konnex ist klar. Die Literatur kann nicht mehr ohne die Medien existieren. Die Medien aber benutzen die Literatur, um sich damit das Kulturmäntelchen umzuhängen. Und da genügt es, wenn dieses Mäntelchen nur ein dünnes Fähnchen ist, das man je nach Windrichtung hin und her flattern lassen kann.

Trotzdem: ist der Mechanismus des Kulturbetriebes damit wirklich erklärt? Stimmt es wirklich, daß die Medien dem Auflagenzwang oder besser dem Reichweitenzwang folgend nur mehr über die skandalträchtige Literatur berichten können oder wollen?

Stimmt es wirklich, daß die Literatur nur mehr im Verband mit den Medien überleben kann, weil sie sonst gar nicht mehr an den Kunden kommt?

Oder wäre es nicht vernünftiger, die beiden Vehikel gemäß dem Prinzip der kommunizierenden Gefäße agieren zu lassen, sie eine Symbiose eingehen zu lassen?

Sicherlich, es gibt auch Ausnahmen. Es gibt beispielsweise Zeitschriften, die ausschließlich Literatur transportieren, kaum in anderen Medien vorkommen und trotzdem überleben. (Man denke nur an die mindestens vier Literaturzeitschriften, die in der Steiermark periodisch erscheinen). Und es gibt das elektonische Medium Radio, das z.B. hier in der Steiermark wöchentlich immerhin zwei Stunden Literatur sendet, (im Programm Österreich 1 sind es wöchentlich sogar fast 27 Stunden!). Sowohl in den Literaturzeitschriften als auch in Radio Steiermark werden immer nur Erstveröffentlichungen abgedruckt bzw. gesendet. Ein Vergnügen für die (ver)schwindende Minderheit sagen die, die sich auf solche notwendigen Experimente nicht einlassen wollen. Aber sie vergessen dabei, daß wichtige Impulse und Innovationen oder gar gesellschaftliche Veränderungen immer nur von den Minderheiten gekommen sind.

Literatur zu befördern, zu vermarkten, bedeutet aggressive Werbestrategien einzusetzen, sonst bleibt man auf der Auflage sitzen. Die Werbung für Literatur kostet viel mehr Geld als die beworbene Literatur je hereinspielen kann. Wenn der Einsatz des Werbeschillings zu wenig bewirkt - und er bewirkt zu wenig - dann wird eben wo anders investiert, dort nämlich, wo noch etwas zu holen ist. Daß in der Literatur oder generell in der Kultur nicht viel zu holen ist, meinen die Politiker mittlerweile noch genauer zu wissen, als sie es ohnedies immer schon gewußt haben.

Man erinnere sich. Die Schließung des renommierten Schillertheaters in Berlin hat kein besonders starkes Rauschen im Blätterwald des deutschsprachigen Feuilletons verursacht. Und jetzt werden dort höchstwahrscheinlich Musicals gespielt.

FAZIT: Kultur ist Unterhaltung, Unterhaltung bringt Geld, also ist geldbringende Unterhaltung Kultur.

Wirtschaftlich rentiert sich die Kultur oder die Literatur ohnedies kaum. Für jene angeblich 3% der Bevölkerung, die sich regelmäßig damit auseinandersetzen wollen, muß man sich nicht weiß Gott wie anstrengen. Da ist es zielführender, das Budget, die öffentlichen Steuergelder, anders zu verteilen, weil, wie sagt der gelernte Österreicher zur Kultur: WOS BRAUCH I DES?

Wenn er allerdings doch lernfähig ist, unser gelernter Österreicher, dann weiß er, daß sich jede Investition in Sachen Kultur lohnt. Aber man sieht den Erfolg halt nicht sofort. Und wer hat noch Zeit auf Langzeitwirkungen zu warten? Erfolgsversprechender ist das schon das publikumsfreundliche und publikumswirksame „EVENT". Also heißt die Parole in Sachen Kultur und Kunst: Sparen, sparen, einsparen, alles einsparen, was nicht unbedingt notwendig ist. Wobei man dazu sagen muß, daß es in den meisten Fällen immer noch die Politiker (leider nicht die Kulturpolitiker) sind, die bestimmen, was nicht lebensnotwendig ist. Und so blüht der Sparwille besonders im sozialen und im kulturellen Bereich.

Und Sparen meint im kulturellen Bereich nicht Rücklagen für die Kultur zu schaffen, sondern schlicht und einfach KÜRZEN. „Und je kurzsichtiger an Kultur gespart wird, desto höher die Kürzung." Das ist leider kein Bonmot, sondern der klare Befund, den Michael Leinert[1] in seinem Aufsatz über das „Theater als fast-food-Bude" erstellt hat.

Und was für das Theater gilt, gilt genau genommen für jede kulturelle Schiene, die auf die Öffentlichkeit, auf die Zeit, auf die politischen Umstände reagiert, also speziell auch für die Literatur. Aber weiter mit Michael Leinert.

„Kahlschläge in der Kulturlandschaft... ermöglichen... Wildwuchs, fördern Intoleranz, Haß und Gewaltbereitschaft" und noch weiter unten „Alle Kunstformen - Bilder, Literatur, Musik verführen dazu, daß der Geist sich öffnet. Und wenn sich das Denken, der Geist öffnet, muß naturgemäß der Geist tolerant sein. -

Kultur als versöhnender Vermittler. Haben wir das nicht mehr nötig?"

Die Antwort kann nur lauten: Wir haben es nötiger denn je!

Der logische Schluß ist daher, so scheint es mir: Printmedien und elektronische Medien müssen sich zusammentun, sich vernetzen, wenn es um die Vermittlung von Kultur, Kunst, Literatur geht. Da hilft vielleicht sogar die Kurzfassung der FIDELIO, wenngleich der Entschluß, die ganze Oper zu zeigen, begrüßenswerter gewesen wäre. Und wenn es dann vielleicht nur knapp 100.000 Seher gewesen wären. Aber die hätte man als Multiplikatoren in Sachen Kultur gewonnen.

Im Zeitalter des Infotainment, der totalen Berieselung, muß man sich eben zusammentun und geschlossen über alle ideologischen und sonstigen Barrieren hinweg die Sache der Kultur befördern. Es muß wieder so weit kommen, daß eine literarische Neuerscheinung Tagesgespräch ist, aber nicht nur in den Klatschspalten diverser Zeitschriften, sondern so wie etwa in Wien heute noch eine Aufführung der Staatsoper oder des Burgtheaters Tagesgespräch ist und nicht nur bei den schon zitierten 3 % der Kulturbeflissenen! Soviel zur Literatur und den Medien.

Noch ein Wort zu den neuen Medien, zur neuen Medienlandschaft, die sich seit den 60er Jahren kontinuierlich aufgebaut hat. (Marshall McLuhan sagte „The Medium is the massage", also - frei übersetzt - das Medium massiert [den Rezipienten] nicht, „das Medium ist die Botschaft" [message!], wie immer wieder falsch zitiert wird. [H.H.]). Ich folge einem Aufsatz von Wolfgang Rath[2], den er „Entgrenzung ins Intersubjektive" tituliert hat. Er schreibt:

Die 80er Jahre bringen Video und Verkabelung, die neue Bildauflösung und den PC: eine elektrische Revolution. Die Mediengesellschaft läßt vor lauter Informationen jedem den Schädel brummen und gibt doch keine Einsichten frei. Ein brisanter Umstand herrscht: Die Verfügbarkeit über unendliche Fakten macht das Faktische selbst unkenntlich. Diese prekäre Art von Wissen um ein NichtWissenKönnen hat die Raffinesse, die Fantasie so zu beschäftigen, daß sie den Einzelnen von sich selbst ablenkt und zu einem entseelten Selbstumgang einlädt. Datenträger sind launenlos. Nicht sie verwalten den Psychohaushalt ihrer Benutzer, sondern diese selbst nach den gesellschaftlich angebotenen Erkenntnisformen. Ein Denken aber, das die Möglichkeit eines Wirklichen liquidiert, sperrt den „eindimensionalen Menschen" zynisch in einen bezugslosen IchKäfig, in eine schicksalshafte Welt der Simulation.

Und weiter unten: „Die Diagnose lautet...zunächst auf „Entropie" und konstatiert unter diesem Begriff einen Werteverfall, der sich aus der Nivellierung der natürlichen Gegensätze im Zivilisationsprozeß herleitet...es herrscht die alles in eins setzende, polyphone Monomanie der Medien, die die Welt in ein ebenso buntgeschecktes wie beliebiges Dorf verwandelt."

Wolfgang Rath schließt seine Bemerkungen:

„Der Autor der Achtziger verfügt nicht nur beflissen über das Formenrepertoire der Moderne, sondern auch über eine Umwelt, die ihn eine Moderne lang auf dem Kopf laufen und mittlerweile in dieser Akrobatik alltäglich herumzuhetzen gelernt hat. Wenn die Welt auf dem Kopf rast, mag ihn selbst ein Dichter verlieren. Er verschwindet nicht nur im Text, sondern entschwindet sich häufig genug selbst in der entschwundenen Wirklichkeit. Gegenüber diesen Medienmetisten ist der Autor, nach Inthronisation von Video und Computerspielkultur, gesellschaftlich gefeuert. (Metist = Vertragspartner in einem Metageschäft. Metageschäft = ein gemeinschaftlich durchgeführtes Waren- oder Bankgeschäft zweier Firmen mit gleichmäßiger Verteilung von Gewinn und Verlust.) Die Verdrängungs- und Stressgesellschaft macht ihn obsolet, sie hat luxuriöseren und selbstvergeßlicheren Zeitvertreib gefunden. Ein illustrer Aspekt in der traditionellen Stellenbeschreibung des Autors freilich, die existentielle Dimension der Dichtung, bleibt in der Medienkultur unbefriedigt".

An diesem Befund hat sich auch in den 90er Jahren nicht viel geändert. Derrick de Kerckhove, Direktor des McLuhan Program in Culture and Technology in Toronto faßt in einem unlängst in „DER STANDARD" erschienenen Interview die heutige Situation zusammen:

„Wenn wir heute fernsehen, wird uns eine fertige Welt vorgesetzt; sie wird nicht von uns, den Zuschauern geschaffen, sondern uns gegeben. Zugleich ersetzen die Bilder auch die Vorstellungen, die wir haben, wenn wir ein Buch lesen. Kurz: Fernsehen externalisiert unsere schöpferischen geistigen Prozesse. Externalisierung ist der Schutz des Mediums gegen den Konsumenten. Mit virtueller Realität nun ist es möglich, an der Externalisierung teilzunehmen. Wir können wieder an der Gestaltung fiktiver Realitäten, an der Ausübung unserer geistigen Kräfte mitwirken. Virtuelle Realität gibt uns die Kraft, das wieder zu internalisieren, was Fernsehen externalisiert hat. Virtuelle Realität ist eine ernste Angelegenheit für das Fernsehen, ebenso wie das Fernsehen eine ernste Angelegenheit für die Buchkultur war... Die kommende Rivalität wird aber die zwischen Fernsehen und virtueller Realität sein...Als die Griechen das abstrakte Denken, die Theorie entwickelt haben, haben sie zugleich ein Mittel erfunden, um die Information von ihrem Benutzer zu trennen. Mit Büchern haben sie die Informationen dann in den Benutzer zurückgesteckt. Die Entwicklung zur virtuellen Realität stellt genau den umgekehrten Prozeß dar: jetzt kommen die „Bücher" aus uns heraus, und wir „gehen" in sie hinein, außerhalb unseres Körpers! Das ist eine ganz neue Ästhetik!"

Auf die Frage, ob nun virtuelle Realität nicht einen Verlust von Realität bedeutet, antwortet de Kerckhove sehr bildhaft:

„Diese Frage hat schon Miguel Cervantes beschäftigt, und wir können fragen: In welchem Umfang gleicht Don Quichote dem modernen Videokid?

Quichote liest zu viele Bücher, zu viele Schauergeschichten und Romanzen, er ist ganz in seiner Bücherwelt eingeschlossen. Dann geht er raus, sieht eine Gruppe von Windmühlen und hält sie für Riesen, die er besiegen muß! Hier ist ein Mensch, der sich mit seiner virtuellen Realität aus der Wirklichkeit zappt. Der Unterschied zwischen Büchern und moderner, virtueller

Realität ist folgender: Bücher rahmen die ganze Wirklichkeit in einen geschriebenen Text ein...Natürlich verlieren wir durch virtuelle Realität nicht die „wirkliche" Wirklichkeit, was immer das sein mag. Doch virtuelle Realität kann die Wirklichkeit ändern. In einer virtuellen Realität sind z.B. Berührungen vollkommen simuliert. Eine taktile Beziehung zur Welt ist sehr kompliziert - es ist nicht einfach eine direkte Berührung von Gegenständen mit Händen. Eine taktile Beziehung ist bereits in Zahlen übersetzt, es ist eine digitale Beziehung."

Welche Möglichkeiten hat nun das Buch, die Literatur, auf diese Tatsachen zu reagieren?

Im Augenblick - so hat man den Eindruck - existieren, Bücher, Disketten, CD-ROMS etc. noch friedlich nebeneinander, ohne einander zu stören. Aber klar ist natürlich, daß das Buch gegenüber den neuen Medien verliert, an den Rand gedrängt wird. Das bedeutet aber keineswegs das Ende des Schriftzeitalters oder des alten Mediums Buch.

Jochen Hörisch [3] z.B. sieht in seinem Aufsatz „Optionen der Gegenwartsliteratur" in der Tatsache, daß das Buch an den Rand gerückt wird, eher einen Vorteil und fragt deshalb:

„Aber läßt sich von der Peripherie her nicht besser beobachten, was im tumultuösen Zentrum vor sich geht?...Fast will es so scheinen, als würde Literatur heute wieder zu dem, was sie längst über Epochen hinweg gewesen ist: eine Angelegenheit von Minoritäten, die über ungewöhnliche Bildungsprivilegien verfügen."

Hörisch sieht 6 Optionen für die Literatur.

1) esoterisch werden - Autoren schreiben so überkomplex,daß ihre Werke nicht mehr verfilmbar sind. (z.B. Joyce)
2) suggestive Drehbücher schreiben (z. B. Duras)
3) Elemente und Strukturen der neuen Medien adaptieren, also dichterische Äquivalente für Zeitlupe, Zoom etc. zu finden (z. B. Nadolny)
4) Nischenliteratur, Minderheitenprogramm für Eingeweihte werden
5) sich der Buchstaben, aus denen Literatur gemacht ist, entsinnen (z. B. Jandl, konkrete Poesie)
6) nicht Avantgarde sein, sondern Nachhut (die neue Langsamkeit, z. B. Handke)

Wie immer die Literatur auf die neuen Medien reagieren mag, sie weiß, daß das Gedruckte zu spät kommt, aber das Zuspätkommen bietet, wie wir gesehen haben, Vorteil und: der Autor hat so die Möglichkeit reflektiert zu reagieren.

Der Leser weiß von alters her Bescheid über die Funktion des Buches.

Das Buch spiegelt etwas vor, tut so, als ob, gibt Fakten vor, die erfunden sind und beflügelt so die Phantasie des Lesers.

DER DICHTER LÜGT, DER LESER WEIß ES. (FACT=FICTION)

Die neuen Medien täuschen den Rezipienten doppelt und bewußt. Sie geben eine Wahrheit vor, eine Realität, die es nicht gibt, sie täuschen diese Realität so geschickt vor, daß der Seher die Fiktion für Fakten nimmt. In dem Film über die Ermordung des amerikanischen Präsidenten JF Kennedy wird die Geschichte so 'gefälscht', daß ein heutiger Schauspieler den Präsidenten JF Kennedy trifft und der Schauspieler wird in den Film so täuschend echt hineinmontiert, daß man die Szene für absolut wirklich hält., d.h. also Dokumentarmaterial und Spielfilmszenen werden ineinander geblendet.

Ein schlimmeres Beispiel noch aus der jüngeren Vergangenheit. Der Einsatz von Bomben und Raketen amerikanischer Provenienz im Krieg gegen den Irak wurde z.B. von der Fernsehstation CNN so verharmlost und verniedlicht über Bildschirm in alle Haushalte serviert, daß die Flugbahnen und Treffer der tatsächlich tödlichen Geschosse wie ein Computerspiel, eine Computeranimation ausgesehen haben.

DIE NEUEN MEDIEN LÜGEN, DER SEHER WEIß ES NICHT. (FICTION=FACT)

Es gibt also beides nebeneinander, das alte Buch und die neuen Medien und es soll auch beides geben. Ob die neuen Medien letztendlich das Buch gänzlich verdrängen werden, bleibt abzuwarten. Die Hoffnung besteht aber, daß der Mensch auch ein Büchermensch, also ein Leser bleibt, denn er ist ja nicht viel mehr, als die Worte, die ihn umgeben.

Verwendete Literatur:
1) Warum wir das Theater brauchen, herausgegeben von Peter Iden. st 2483 (darin: Michael Leinert: Theater als fast-food-Bude)
2) Tendenz Freisprache: Text zu einer Poetik der achtziger Jahre, herausgegeben von Ulrich Janetzki und Wolfgang Rath. es. NF675 (darin: Wolfgang Rath: Entgrenzung ins Intersubjektive)
3) Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von R. Grimminger/J. Murasov/J. Stückrath. rowohlts enzyklopädie 553. (darin: Jochen Hörisch: Die Wirklichkeit der Medien und die medialisierte Wirklichkeit. Optionen der Gegenwartsliteratur.)

Dr. Heinz Hartwig ist Literaturchef im ORF-Landesstudio Steiermark Graz.

MARKUS JAROSCHKA

AUS DEM ZYKLUS „ZEITGEDICHTE“

selten

im bedenken der welt
im überdenken
selten
das poetische lächeln

manchmal lichtungen
im betasten der dinge
im aufspüren
der fläche von zeit

in der verlangsamung
bisweilen
in tagträumen
in nachtträumen
ein bewohner des südens
dann die stille der dichter

nichts zu ende gedacht

erinnerung

irgendwann
ein aufblicken
in der stille des feldes…
über alten dörfern
vertrautheit von landschaft

doch kein entkommen
in langsamen stunden
den abständen zu den dingen

die zeit ein raum

in der stille des abends
unter poesiewolken
erinnerung
an die amsel im garten

ein kinderkontinent

abseits

in der stille des zimmers
spiele des lichts
tief die nähe
von tisch und stuhl
vor dem fenster
kinderlachen
im sommerregen

eine fliege im raum

abseits
den eigenen schichtungen
auf der spur

gealtert das lächeln

im dickicht der rätsel
im weitererzählen
vom täglichen gegenteil
manchmal ein hohnlachen

jedes gedicht
eine fremdsprache
ein land
von wolken bedeckt

stille

in begehbarer zeit
ohne geographie der sprache
kein entkommen
den widersprüchen

im landwinter
unter verletztem himmel
ein tiefland
ohne blickhorizont
zuweilen
im zählen der wortreste
mit faltigem lächeln
poetisch verstummen

doch im abendlicht
ein kirschblütenzweig
seine stille
plötzlich verstehen

verstummt

die botschaften
„die großen erzählungen"
im jahrhundert des mißtrauens
verstummt

aus der tiefe der zeit
in neuer einsamkeit
die preisungen
von jahrtausende-gefährten
vergessen

zuweilen
inmitten der betäubung
in selten klaren tagen
noch zeitwärme
und
sternhoffnungen

aufhellungen

manchmal
in heller verlorenheit
– im nirgendwoland –
die sehnsucht
„in der welt" zu bleiben

nach langer gegenwart

in der verlangsamung
die tiefe der gleichzeitigkeit
aushalten
in aufhellungen
neu eine glückssprache
ausdenken

in kurzer zukunft
mit der apokalypse vor augen
ohne angst vor metaphern
an das letzte lächeln
der magier denken

aus poetischen fernen

teil sein

im schwindel der wörter
ohne weltdurchsicht
kein entfliehen
den labyrinthen
vor augen
verlorenheit
im künstlichen herbst

irgendwann
in zeitgedichten
unbeirrbar teil sein
nicht beschauer
am geisteskontinent

irgendwann
vertraut im wind
neue schritte
in der „geh-heimat"

eine erinnerung der dichter

MARKUS JAROSCHKA

LICHTUNGEN IM STEIRISCHEN KULTURWALD

(ÜBER BEWEGGRÜNDE EINE LITERATURZEITSCHRIFT HERAUSZUGEBEN)

Vor einigen Jahren schrieb ein bekannter, inzwischen leider verstorbener Politologe aus Darmstadt der Redaktion der LICHTUNGEN von der spontanen Äußerung eines Kollegen: „LICHTUNGEN?... Das ist der richtige Name für Aufklärung!". Im Zeitalter der Postmoderne ist Aufklärung jedoch für obsolet erklärt worden und damit vorläufig in den Hintergrund getreten. Und dennoch wird man in der Lautheit einer nie zuvor gekannten Konsumgesellschaft, in einer Wegwerfgesellschaft, mit einer merkwürdigen Paradoxie konfrontiert: die Überschwemmung durch das gedruckte Wort auf der einen und die Überbordung durch die elektronischen Bild-Medien auf der anderen Seite. Der moderne Mensch ist der großen Polarität von Schrift und Bild ausgesetzt. Wird das lettristische Zeitalter, das als Erfindung der Aufklärung dem Bildzeitalter des Mittelalters gefolgt war, erneut durch die Form eines anderen Bildzeitalters abgelöst? Es ist noch nicht sicher, welches von beiden die Oberhand gewinnen wird. Eines ist jedoch gewiß, daß das private Zeitbudget immer kleiner wird, weil die private Arbeitszeit, wie es viele Untersuchungen zeigen, zunimmt. Es erscheint daher folgerichtig zu behaupten, daß die Zeit, die früher für das Lesen verwendet wurde, abnimmt. Der stille Zeitdieb Fernsehen hat sich, zumeist unbemerkt, tief in das Privatleben des einzelnen eingenistet. Die täglich ein, zwei Stunden Fernsehen sind unwiederbringlich für das Lesen verloren.

In vielen Büchern über die Neuen Medien ist zu lesen, daß in Zukunft derjenige, der Bücher liest, nicht vor dem neuen Analphabetismus geschützt sein wird. Die kurze Phrase, das Geschwätz, die Reklame und Graffiti sind die neuen Ausdrucksformen von medientechnischer Umfunktionierung der Sprache vom Erfahrungsträger zum Verkehrsmittel. Der bekannte Philosoph Vilem Flusser drückte dies überpointiert aus: „Das Schreiben ist eine archaische Geste eines antiquierten Menschseins". Und trotz aller Antiquiertheit wird geschrieben, daß die Computer „rauchen". Und die Vertreter der Postmoderne dürften Recht haben mit der Ansicht, daß auch in der Literatur der Kampfruf „Anything goes" zutrifft. Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben, sich bei der Durchsicht von eingereichten Manuskripten zurecht zu finden, sie formal und inhaltlich einzuordnen, sie „zu bewerten". Die Texte sind aber Zeichen, ja Urkunden von der radikalen Individualisierung unserer Gesellschaft in der westlichen Welt. In der Kälte dieser Welt gilt es aber zu überleben. Marc Auge schreibt in seinen Gedanken zu einer „Ethnologie der Einsamkeit": „In der westlichen Gesellschaft möchte das Individuum sich als Welt verstehen". Dies führt Auge zum neuen Begriff der „Übermoderne", die dadurch gekennzeichnet ist, daß sich die modernen Lebensbedingungen mit enormer Geschwindigkeit verschärfen. Ein Übermaß an Ereignissen, dem sich das Individuum ausgesetzt sieht, ein Übermaß an Raum, das ihm erreichbar wird, und ein Übermaß an Sinnbezügen, in dem es sich zu orientieren hat, sind die Kennzeichen der „übermodernen Gesellschaft". All diesen Bedingungen gemeinsam ist das Phänomen der Gleichzeitigkeit, die Gleichzeitigkeit der „Orte und Nicht-Orte". Die Über-Moderne ist geprägt durch die Zunahme der Nicht-Orte, in denen Menschen immer mehr nivelliert in Wartestellung leben, gleichsam ortlos Zeit verbringen in Abflughallen, in Supermärkten, in U-Bahnstationen, auf Autobahnen, vor Fernsehgeräten, vor Computern. Das Individuum ist an Orten wie zunehmend an Nicht-Orten, die besonders durch Anonymität gekennzeichnet sind, gleichermaßen anzutreffen. Nicht-Orte mit ihrer Einsamkeit sind vielleicht die literarischen Felder von heute, worin die Melancholie der Massen vielleicht ihren Gegenstand hat.

Woher kommt aber der Mut, könnte man fragen, in der Wörterflut unserer Tage sich noch die Mühe zu machen, eine Literaturzeitschrift mit dem Titel LICHTUNGEN herauszugeben, das Wort dem übermächtigen Bild entgegenzusetzen. Die Flut der eingehenden Texte weist jedoch auf eine Tiefenschicht hin, auf die Sehnsucht „die Welt festzumachen", um darin überleben zu können. Es geht hier nicht um die Frage des therapeutischen Schreibens oder um die vieldiskutierte Fragestellung in der zeitgenössischen Literatur nach der „Neuen Subjektivität", sondern um die grundlegende Frage in einer übertechnisierten Welt, wie Kunst in Zukunft aussehen wird. Gerade im Bereich der Sprache, die einen schonungslosen Gleichschliff durch die Technik erfuhr - viele Menschen merken dies gar nicht mehr -, stellt sich die Frage nach den Formen künftiger Literatur. Peter Handke spricht in diesem Zusammenhang schlicht von den „Zwischenräumen": „Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen". Es sind vielleicht jene (Überlebens-)Räume, und sie werden letztlich die wichtigsten sein, die erst, mit einem „geschärften Sinn", ein Befragen von Wirklichkeit, von Orten und Nicht-Orten, von Leben ermöglichen. Es überrascht nicht, daß ein Buch mit dem Titel „Entdeckung der Langsamkeit" so erfolgreich im Brachland von Bedürfnissen, von Sehnsüchten sich festgemacht hat. Nachdenken und Schreiben sind ein permanentes Selbstgespräch über die Orte und Nicht-Orte des Seins, über die „Ich-Einsamkeiten", sind ein Aufzeigen der Differenz zwischen bloßem Geschwätz und dem zeitlosen Gespräch mit der Welt, ein Suchen nach mehr Humanität inmitten der Barbarei in uns und draußen in der „Welt".

Eine Literaturzeitschrift vermag vielleicht ein wenig beizutragen, mit geschärftem Sinn das Wissen um eine humanere Welt weiterzutragen. Nach dem Religionsverlust ist die Kunst vielleicht noch der einzige Ort menschlicher Geburtsräume, wo das grundle-

gende Prinzip unseres Da-Seins darin begründet scheint, wie es der Philosoph Peter Sloterdijk beschreibt, daß Leben „zur Welt kommen - zur Sprache kommen" heißt.

In 63 Nummern, seit 1979, versuchen die „LICHTUNGEN, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik" in der Sprache von bekannten, aber auch jungen, noch unbekannten Autoren aus der Steiermark, aus ganz Österreich, aus anderen europäischen Ländern, aus anderen Kontinenten, in der „Sprache" von bildnerischen Künstlern und in zeitkritischen Essays von Denkern Licht in dunkle Wälder, in oft finstere Dschungel von Lebenswelten zu werfen, ja Nachrichten von der Vielfalt und Buntheit der Welt zu bringen. „Lichtungen" in Wäldern sind Orte, wo manch eine Verlorenheit vielleicht umschlägt in einen neuen Durchblick, hier in einen neuen Anfang von Worten, von Sprache. In der kulturellen Windstille unserer Zeit gilt es, sich wieder des Landes UTOPIA zu erinnern, worin die einsame Vision der Dichterin Ingeborg Bachmann wahr werden könnte: „Hätten wir das Wort, hätten wir die Sprache, wir bräuchten die Waffen nicht."

Markus Jaroschka lebt in Graz, Studuium der Mathematik und Philosophie, mehrere Buchveröffentlichungen, Herausgeber der Literaturzeitschrift LICHTUNGEN, Erwachsenenbildner, Leiter der Österreichischen Urania für Steiermark und Mitarbeit im steirischen Landesmuseum Joanneum in Graz.

LICHTUNGEN

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, KUNST UND ZEITKRITIK · 62 / XVI. Jg. / '95

GERO JENNER

DIE WINDE HOMERS

Rosenfingrige Äos,
jetzt darf ich Dich nennen,
geboren aus Mythos und Sehnen,
lächelnd über Lachen von Öl steigst du am Horizont
der Raffinerien
Flammen schleudernd
und die weißen Rosse stürzen schwarzbemähnt
laut donnernd gegen die Mole.

Dort, wo du lächelst,
ist Heimat,
der stinkenden Fische
langfingrig wühlst du im Schlamm der gärenden Algen,
während in blinder Geschäftigkeit
die Forscher Krebse zerlegen und die Wucherung analysieren
Aber immer noch wehen die Winde Homers
von den Kykladen
und rot und warm glänzt dein Lächeln
auf den Wangen der Damen von Nizza

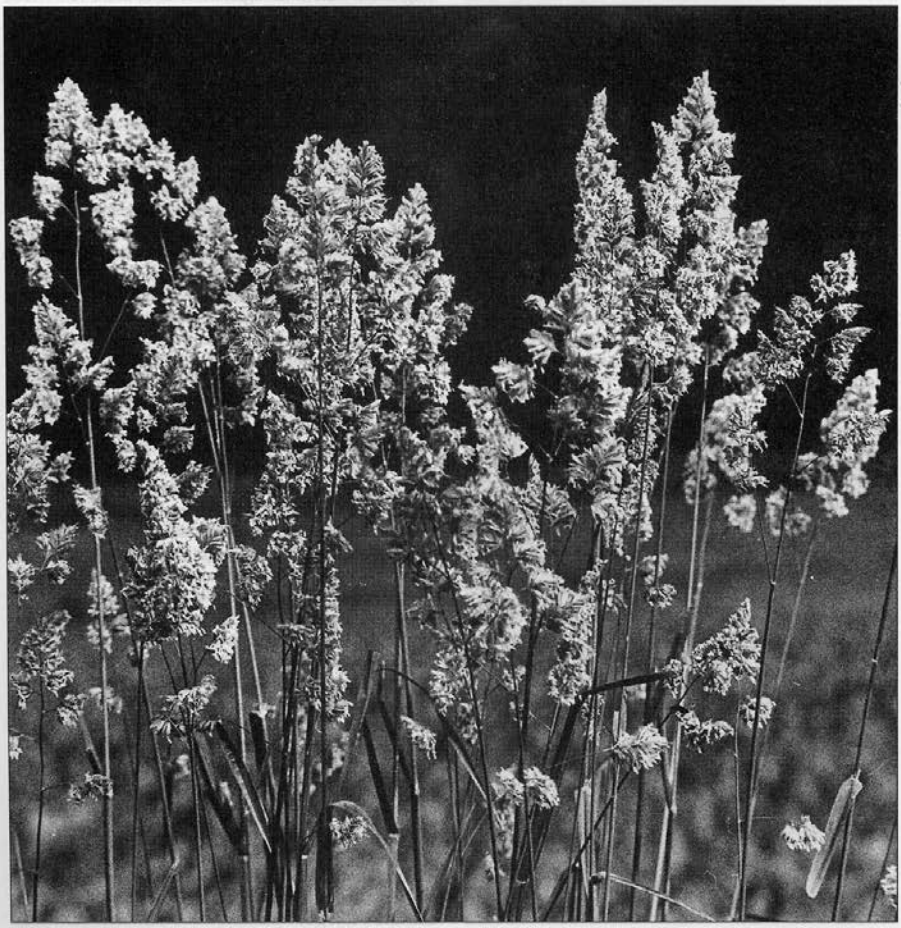
Du streichelst mit sanftem Wink ihre Brüste
küßt das Rot ihrer Lippen,
während schillernd in den Farben der Apokalypse
das Venedig der Tiefen Mangan, Chrom
das gesammelte Gift ihrer Verdauung
in den Palästen der Meere verteilt.

Du färbst die See purpurfarben.
und wärmst das Gift in der Tiefe
Du streichelst die Stirn des Politikers
und hüllst frische Lügen in die rosa Dünste des Morgens
So umgürtet mit den Schlieren des Fortschritts
stürzt der steile Fels in die Tiefe.
Aber in luftigem Blau und auf Hochglanzpapier
sind neue Meere erstanden. Meere auf
flimmerndem Schirm
und in den Hirnen von Werbestrategen.
Nun lächelst du auf dem Papier
eine papierene Göttin.

Einst gingst du auf, schimmernd, dein Rosa auf der mild
wogenden Flut
wie Venus aus dem Schaum und dem Lachen geboren,
wie Amra aus den Strudeln der Ozeane,
das Licht der Unsterblichkeit.
Und die Toten durchwärmt von dem Glanz,
sind in Wolken von Licht verströmt.

Einst – aber der Tod hat nur die Masken vertauscht.
Chrom und Mangan und Seveso in den Gärten
gegen Tamerlans Türme aus Schädeln
Deine Rosenfinger liegen streichelnd auf den Masken des Todes
auf den glänzenden Lachen von Öl
und dem brennenden Dresden
Mauthausen und den Penisraketen zum Mond.
Du hast dein Feuer dem blinden Seher geliehen und
die Meere entzündet.
Jetzt schmilzt Du in Wogen von Licht sich aufbäumende Körper
und die irren Gedanken von Jahrhunderten ein.

Gero Jenner, geboren in Hamburg, lebt in Puch bei Weiz. Ostasienexperte, freier Schriftsteller, Übersetzer und Dolmetsch für Japanisch. Prosaveröffentlichung: „Die Messingstadt".



GLORIA KAISER

FREUND PRINZ JOHANN

Sie war selten mit der Eisenbahn unterwegs, bestimmt bemerkte man das an ihrem Gehabe. Beinahe neugierig schaute sie sich im Abteil um, kramte Lesestoff aus ihrer Tasche, und als eine Frau fragte, ob es gestattet sei, nickte sie, murmelte zustimmend.

Diese Frau war eine routinierte Eisenbahnreisende; mit selbstverständlichen Griffen verstaute sie ihr Gepäck, und ohne einen weiteren Blick auf Bahnsteig und Geleise, ließ sie sich auf der Bank nieder. Sie schaute noch auf die Uhr und nickte zufrieden; dann beobachtete sie, die ältere, beinahe alte Frau, ihr jüngeres Gegenüber.

Französischsprechende Touristen saßen in Hörweite, sie lasen einander die Sehenswürdigkeiten aus einem Prospekt vor. Zwei Einheimische zwängten sich durch das Abteil, redeten laut und abfällig über die Fremdsprechenden.

Da beugte sich die Ältere vor und meinte, sie wisse nicht, ob die Jüngere auch so empfinde, aber sie, die Ältere, fühle sich persönlich beleidigt, wenn jemand aus ihrem Land, jemand aus der Steiermark, sich danebenbenehme, etwas tue, was sich nicht gehöre. Sie, die Jüngere, solle nicht ungehalten sein, daß sie gleich so drauflos rede, und sie brauche auch keine Angst haben, daß sie während der ganzen Fahrt auf sie einreden werde. Sie fahre nach Wien, um eine Ausstellung zu besuchen.

Eigentlich sei es nicht notwendig, wegen einer Ausstellung nach Wien zu fahren, man könne sich in Graz über alles informieren, ja man sei längst nicht mehr angewiesen auf das, was von der Bundeshauptstadt generös abgegeben werde. Das habe Prinz Johann auch sofort erfaßt; er habe mit den Steirern gefühlt, daß sie es leid waren, ständig abseits behandelt zu werden, die Steirer als Zuschauer? Sie, die Jüngere, werde doch die Eisenbahngeschichte kennen, aus der Schule. Diese Verbindung zwischen Prag und Triest wollte man doch tatsächlich über Ungarn führen, unsere Berge schienen ihnen nicht überwindbar. Prinz Jonann war damals schon zum Steirer gemodelt, und mit Beharrlichhelt setzte er die Trassierung über den Semmering durch. Die Eisenbahn, die Lebensader, mit der man Städte verbindet, und die Steiermark wollte man dabei umgehen. Sie, die Jüngere, lächle, weil sie ihn „Prinz Johann" nenne. Ihr gefalle das Bild so gut: der Prinz, der zu den Menschen kommt, von Untertanen war bei Prinz Johann nie die Rede.

Sie müsse wissen, sie beschäftige sich seit vielen Jahren mit Prinz Johann, sie lebe sozusagen mit ihm, er sei ihr Seelenfreund, ihr Geistesfreund. Dabei habe sie, die Ältere, sich in ihrer Jugend kaum für Geschichte interessiert. Sie habe Mathematik und Naturgeschichte unterrichtet, ja, sie sei Lehrerin gewesen. Im Jahr 1937 sei Giovanni in ihre Heimatstadt gekommen. Tatsächlich, der Name Giovanni stand in seinen Dokumenten. Er sei nicht der einzige Neffe der alten Friedhorn gewesen, doch er war der jüngste von den Söhnen, also hatte er dieses von Wien so entfernte Erbe anzutreten, immerhin das größte Geschäft im Bezirk – Tuch- und Manufakturwaren. Giovanni hatte Griechisch und Latein studiert, das waren noch glückliche Fügungen. Dann, in den Zwanziger- und Dreißigerjahren konnte er ein paar Wochenstunden unterrichten, leben konnte er nicht davon.

Schon zwei Tage nach seiner Ankunft habe er sich zur wöchentlichen Lehrer-Tarockrunde gesetzt. Er sei ein fesches Mannsbild gewesen; in dieser kleinen Stadt war für eine junge Frau die Auswahl nicht besonders groß. Das erste Gespräch sei unangenehm verlaufen. Giovanni - habe sie gelacht. So heiße doch kein Mensch hier, nicht in der Steiermark! Er habe einen Lehrerblick aufgesetzt: „Ich muß sagen, Ihre Geschichtskenntnisse sind mangelhaft, sehr sogar." Ja, und dann habe er ihr erklärt, daß in den Dokumenten von Prinz Johann angeblich auch Giovanni zu lesen sei.

Daß sie Giovanni ein paar Jahre später geheiratet habe, das sei auch deshalb gewesen, weil er nie zu ihr gesagt habe - eine deutsche Frau raucht nicht. Sie habe als junge Frau sehr viel geraucht, es habe gut zu ihrem Typ gepaßt. Giovanni habe das Geschäft seiner Tante gut verwaltet. Anfangs konnte er Kammgarn von Leinen kaum unterscheiden, doch, er habe gute Leute angestellt, und es ließ sich einiges verdienen, das Geschäft brachte schöne Gewinne. Nach dem Krieg seien alle in einen Rausch von Aktivitäten geworfen worden; die Menschen waren ausgehungert nach allem, auch nach Kleidung. Die Stoffe waren modischer geworden; bestickter Samt für die Ballkleider der Arbeiterfrauen; zwei Hausschneiderinnen wurden eingestellt. Sie, die Ältere, sei bei den Dirndln und der Trachtenkleidung geblieben; es sei einfacher und bequemer, sie habe sich nie die Zeit für Rocklängen und Kragenfassonen genommen. Fünf, zehn Jahre seien wie wenige Wochen vorbeigeflogen. Tochter, Sohn, Umsatzsteigerungen, Geschäftsvergrößerung, Grundkauf für das Einfamilienhaus. Nie mehr sei davon die Rede gewesen, daß Giovanni eventuell zurück nach Wien wolle, vielleicht in seinen erlernten Beruf, Latein und Griechisch. Nein, er sei jedes Mal am Semmering stehengeblieben und habe gesagt, wie schön es hier sei und wie frei er sich fühle. Giovanni habe mit der ersten Galerie in der kleinen Stadt begonnen, natürlich belächelt von allen. Gleichzeitig begann er mit dem Museum, ja, eine Bestandsaufnahme müsse vorgenommen werden, und er habe jede Veränderung in der Stadt photographisch festhalten lassen. Das sei auch so eine Parallele gewesen, die sie damals nicht begriffen hätte. Erst nach seinem Tod habe sie im Arbeitszimmer von Giovanni die Bücher und Mappen gefunden; er habe alles, was irgendwie mit dem steirischen Prinzen zusammenhing, gesammelt. In diesen hektischen Aufbaujahren sei wenig Zeit für Gespräche gewesen, wenig Zeit, einander wirklich kennenzulernen. Erst nach seinem Tod habe sie begonnen, mit Giovanni zu reden, erst spät sei ihr Giovanni klargeworden, seine Wünsche, seine Ziele.

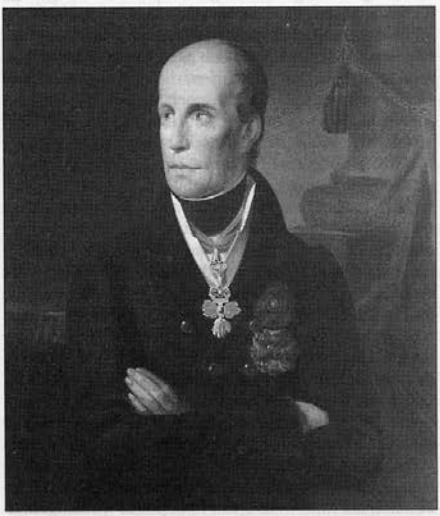
Er habe auch den Theaterbus organisiert; vierzehntägig seien die Leute nach Graz gefahren, um Opernaufführungen zu erleben, und daß es heute eine Bibliothek gebe, sei auch seine Idee gewesen. Bücher habe er kistenweise gekauft, und er habe sie alle lesen wollen, später. Ein Stadtplanungskonzept, das sei sein Traum gewesen. Als sie eine Siedlung nach der anderen beinahe planlos in die Felder stellten, da habe Giovanni von einem städteplanerischen Konzept geredet – für die Leute eine ungeheuerliche Unnotwendigkeit. Er hätte es nicht so kraß formulieren sollen: um den Kirchplatz die Häuser wegsprengen, auch die Porzellanfabrik, alles woanders ansiedeln und einen formal schönen Platz vor der Kirche gestalten. Einige begannen ihn zu meiden.

Giovanni habe zu Hause Predigten gehalten, über verdickte Gehirnströmungen von veränderungsscheuen Beamten, und er habe nicht nur diejenigen gemeint, die in Ämtern sitzen würden; fantasielose Funktionierer, so habe er diese Menschen genannt. Beide Kinder seien heute Beamte. Er habe das nicht erleben müssen. Das unermüdliche Tätigsein sei unsere Bestimmung, einer Überzeugung habe man zu folgen und die bequemen, sicheren Lösungen müsse man hinterfragen und anzweifeln, das habe Giovanni den Kindern mitgeben wollen. Die Tochter habe Jus studiert. Eine ungute Zeit für Frauen in diesem Beruf, zu früh. Ob sie, die Jüngere, wisse, daß es noch heute in der Steiermark keinen einzigen weiblichen Notar gebe. Jetzt sitze die Tochter in einem Finanzamt, in der Gebührenstelle. Der Sohn habe Bauingenieur studiert und arbeite auch in einem Amt, in der Verwaltung. Was in ihn gefahren sei, habe sie den Sohn gefragt, er studiere jahrelang und nun rede er davon, er wolle kein Betonierer werden. Noch keine Fünfzig sei er und habe schon einen Herzinfarkt hinter sich. In den Ämtern werde intrigiert wie nirgendwo anders; Prinz Johann habe es ganz richtig niedergeschrieben – dieses System des Mißtrauens und des Neides, ein wahres Grab aller edlen Gesinnungen. Es müsse wohl irgendetwas in der Erziehung schiefgelaufen sein; was habe es genutzt, Sätze wie - flink wie die Windhunde, ein deutscher Junge - aus der Alltagssprache zu verbannen. Jetzt sitzen diese Kinder verängstigt vor uns, den Älteren, und trauen sich nichts mehr zu, und sie, die Ältere, könne alle Eltern verstehen, man sei enttäuscht, man hatte sich tüchtigere Kinder gewünscht, mit mehr Durchsetzungsvermögen und mehr Beharrlichkeit.

Wenn sie sich hier, in der vorbeifliegenden Gegend die Häuser anschaue, dann frage sie sich, wo das Andere, das Neue sei. Sei mit ein paar Dachgaupen und Erkerln schon das jetzige Lebensgefühl ausgedrückt? Sie habe das Haus, in dem das Stoffgeschaft untergebracht war - in den Sechzigerjahren war es nur mehr ein Stoffgeschäft, von Tuch konnte bei Perlon und Nylon keine Rede mehr sein - sie habe dieses Haus sofort verkauft. In der einen Hälfte habe sich eine Bank eingenistet, in der anderen eine Boutique. Es sei nicht mehr zu erkennen, und damit sie, die Ältere, das Haus nicht mehr sehe, habe sie die beiden Fenster im Schlafzimmer zumauern lassen. Sie sei auch viel auf Reisen. Paris, London, natürlich Frankfurt und Florenz, die wichtigen Stationen von Prinz Johann, Meran, Athen und Istanbul, alles mit der Eisenbahn. Sie reise allein, prinzipiell, das sei zwar beschwerlicher, doch sie könne sich so besser auf Stadt und Menschen konzentrieren. Natürlich führe sie Reisetagebuch, spät habe sie damit begonnen, wie mit dem Tagebuchschreiben. „Heute war es schön, ich machte meinen Tisch rein", so schrieb Prinz Johann, als auch für ihn die Verpflichtungen weniger wurden.

Sie, die Jüngere, lächle bereits, wie ihre Kinder und Enkelkinder. Hier, sie habe ein Bild von Prinz Johann mit. Giovanni habe ihm sehr ähnlich gesehen. Auch Giovanni habe schon in jungen Jahren viele Haare verloren, der ernste Zug um den Mund, die Augen, die immer ein bißchen wie nach innen schauten, melancholisch. Was sollen die Enkel mit einer Großmutter anfangen, die von der Kunst des Maßhaltens rede, die all ihre Interessen auf ihren Freund Prinz Johann abgestimmt habe und die darunter leide, daß sie die Reise nach Rußland nicht mehr bewältige, sie sei beinahe achtzig. Wer weiß, man müsse eben vertrauen. Als Prinz Johann den Semmering vermessen ließ und die Bahnlinie fertig auf den Plänen eingezeichnet war, habe das Projekt noch immer als Utopie gegolten — sie hatten noch gar keine Lokomotive, die stark genug war für diesen Berg. Ihr Freund Prinz Johann habe sich nicht beirren lassen, er sei seiner Überzeugung, seiner Vision gefolgt, er habe vertraut. Die Frau, die ältere, lächelte sich in den Halbschlaf. Die Jüngere legte ihre Zeitschriften weg; es war Zeit nachzudenken, die Zeit einer Eisenbahnfahrt ließ sich gut dafür nützen.

Gloria Kaiser, geboren in Köflach, lebt in Graz und Salvador/Brasilien. Publikationen u. a.: „Selbstgespräche einer Unbekannten", „Ein Opfer ohne Bedeutung", „Julchen und Kasimira", „Oktoberfrühling", „Dona Leopoldina".



GERDA KLIMEK

DREI STEIRISCHE AFFEN

Natürlich sind sie nicht „rein" steirisch. Wie die Mur auch nicht rein steirisch ist, dazu ist sie zu dreckig. Immer schwingt im Steirischen die ganze Welt (außer Wien) mit, ihre Weis-und Dummheit, ihr Verstand, ihr Ärger, ihr Ursprung. Nichts kann rein steirisch sein,auch nicht die drei steirischen Affen. Das bekannte Symbol. Ich versuche mit jemand darüber zu sprechen, woher das kommt, und erfahre unter anderem, daß man die drei Affen jüngst in Japan gekauft hat, um sie auf den steirischen Kamin zu stellen. So etwas habe ich vermutet. Wir sprechen sehr lange davon und plötzlich bin ich mit dem Affen per du. Er ist vom Stamme der Wortreichen, ein mächtiges Geschlecht, jener Schicht der Wochenendhausherren, die nichts anderes tut, als ihren Zähnen Buchstabengruppierungen zu entlassen. Je hochgestochener und komplizierter sie zustande kommen,desto öfter erwecken sie den Anschein, es müsse mehr dahinter sein, als schlechte Luft. Medienmultis, Werbegurus, Politintellektuelle... alle haben Profil oder schreiben daran. Sie können nichts,was einen Menschen lebendig macht, sie essen nicht, sie trinken fast nicht, sie lieben auch nicht, sie verdauen nicht – auch wenn sie exakt über Sex referieren, reden sie, ohne zu tun. Wenn „gearbeitet" wird,dann kommt Folgendes heraus: Monströse Fehleinschätzungen, Argumentationsvermarktungen, reformresistente Dogmatika, Vergesellschaftung aller Produktions- und Distributionsmittel. Worte bekommen das Übergewicht,werden ernst genommen, ernster als die Handlungen, die sie auslösen sollten. Unaufhörlich wird Atem ausgeblasen. Kein Wunder, wenn öfter dicke Luft herrscht. Nach der Mundarbeit entfleucht der Sprachsnobist guten Mutes, denn er hat ja das Seine gesagt, die Journalisten haben gar nicht zugehört, obwohl sie vielleicht darüber schreiben werden. Im Schoße der Familie darf der Teure endlich schweigen, schnarchen, grunzen, schlürfen, schnaufen, die Luft auslassen, auf eine sehr primitive Art, die noch immer nicht gesellschaftsfähig ist, es sei denn, ein Literat nimmt sich ihrer an. Manchesmal ist er überraschenderweise Maler oder bildender Künstler. Er künstelt, kann es aber genau erklären. Ein grandioser, oft nicht geschätzter, aber geschützter Meister der Gag-art. Das muß so sein, damit bin ich ja auch einverstanden, aber ich verlasse die Vernissage oft, ehe der Maler ausgeredet hat - er soll malen, wenn er glaubt. Der andre Affe, ob steirisch oder nicht, sieht fern oder was anderes: Die Brücke über die Mur, das Hochwasser auf der Teigitsch, Bruder in Not. Und wenn einer wen ermordet hat (Jack Unterweger und so) dann sieht er den Mörder sehr oft und mit Freude oder Grauen, das sich verflüchtigt. Theater, Zeitungen, ORF tun das ihre dazu, daß ihm schnell fad wird, dem Seher. Manchesmal sitzt einer von denen hinter einer Kamera, auch nicht rein steirisch. Der einfache Mensch (irgendwo gibt es ihn noch) der Bergbauer, der Kumpel,der Werksarbeiter, der Geisteskranke, der Holzarbeiter, der Alkoholiker, der Epileptiker wird abgelichtet. Denn es hat sich eine besondere Art der Schauer entwickelt. Im Gegensatz zum echten Fernseher, dem Holzarbeiter, dem ...siehe oben... sitzt der Medienmacher Auge in Auge dem einfachen Leben gegenüber, wie einst die staunende Jahrmarktmasse vor monströsen Mißbildungen. So betrachtet der Filmemacher den schnapstrinkenden Kleinhäusler und die ausgemergelte Schafhirtin, froh, sie gefunden zu haben, froh, daß es sowas noch gibt und eine Ahnung, eine ferne Ahnung weht ihn an, von dem, was man Leben nennt, das er ablichtet. Je technisch perfekter die Widergabe eines Bauernfurzes ist,desto entzückter ist er, der Macher, vom Stottern einer oststeirischen Gebrauchsfrau, weil es Kunst ist. War es einstmals der Adel, der – auf Wiesen ausschwärmend – die dreckverkrustete Kräuterwaben schwärmerisch als Nippesfigur a la nature anhimmelte, so träumen die Romantiker von heute, die sich immer noch für Realisten halten, vom Leben auf dem Lande, ohne im geringsten nachfühlen zu können,wie ein harter Melkschemel unter dem Hintern tut (drei Damen von den obersten Führungsetagen haben es jetzt einmal probiert, mähen, Unkraut jäten... einen Tag lang....!!!) Der steirische Affe, welcher sieht, ist uns nicht geheuer. Wir sind mißtrauisch. Der hörende Affe hört: Geräusche, Gerüchte, weniger Gedichte, Musik (auch weniger) Lärm, Preßlufthämmer und Popmusik und die Rolling Stones. Jetzt haben wir sie. Ich vermerke eklatanten Widerspruch zu den bekannten Symbolfiguren. Sie sollten uns doch sagen: Wenn ihr redet, dann redet gut, schließt die Ohren vor dem Geschwafel,seht das Edle. So soll es bei den Affen sein,die ich meine. Nun stimmt das alles nicht mehr und ich wundere mich, daß uns, (es ist nicht so lange her) die wir Vergangenes bewältigen, vorgeworfen wird, wir redeten viel zu wenig, wir hätten seinerzeit nicht gehört und nicht gesehen. Es war ausdrücklich von den drei Affen die Rede, die man sich doch zum Vorbild nehmen sollte, das alte Symbol. Irgend etwas stimmt da nicht. Wenn ich nächstes Mal nach Japan fahre, ich war noch nie dort, werde ich mir keine Affen kaufen.

Gerda Klimek, gebürtige Wienerin, gelernte Österreicherin, seit langem eingeschworene Steirerin. Arbeiten für Kabarett, Rundfunk und Fernsehen. Auch als Komponistin bekannt.

MIKE MARKART

TODESURSACHE: KÖRPERSUBTRAKTION DURCH IM KREIS GEHENDEN DENKVORGANG.

Köller hat Holler umgebracht.

Hat Köller gesagt.

Er holte aus Hollers Werkzeugkasten einen Hammer, eine Handsäge und einen Schraubenzieher, ging an Hollers Bett und schlug dem schlafenden Holler mit eben dem Hammer auf den Kopf.

Einmal.

Das genügte.

Daraufhin schaute Köller Holler beim Ausrinnen zu.

Den bald blutleeren toten Körper Hollers zerkleinerte Köller mit der Handsäge aus dem Werkzeugkasten. Den Großteil der Leichenstücke legte er in die Tiefkühltruhe, einen Arm, welchen er in drei Stücke geschnitten hatte, legte er in einen großen Topf, füllte ihn mit leicht gesalzenem Wasser und stellte ihn auf den Herd, den Kopf legte er ins Vogelhaus auf dem Balkon.

Die gereinigten Werkzeuge, den Hammer also und die Handsäge, sowie den unbenutzten Schraubenzieher legte er in den Werkzeugkasten zurück.

Hat Köller gesagt.

Sagt eine Nachbarin, im Treppenhaus stehend, zu den anderen. Gerade führen sie Köller vorbei. Durch die Tür nach draußen zum Wagen, der gleich vor dem Haus abgestellt ist.

Holler hat im Werk gearbeitet.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin zu den anderen, die im Treppenhaus stehen.

Holler hatte nur Hände. Nichts sonst als Hände. Nichts an Holler war etwas wert, nur die Hände. Die waren an einem Körper festgemacht, der nichts wert war. In den Händen hatte Holler sein Gehirn.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin zu den anderen.

Ging er vom Werk nach Hause, steckte er es in die Hosentaschen und trug es herum, weil er eben beim Gehen seine Hände in die Hosentaschen steckte. Er hatte sein Gehirn in den ausgebeulten Taschen obendrein altmodischer Hosen eingesteckt.

Was Holler mit seinen Händen nicht an- und erfassen konnte, konnte er dementsprechend nicht begreifen. Was er mit seinen Händen nicht angreifen konnte, entzog sich seinem Verständnis.

Hat Köller gesagt.

Hollers Hände waren eine Maschine. Wurde sie gebraucht, schaltete irgendjemand sie ein. Brauchte sie keiner, war sie ausgeschaltet, war Holler als Ganzes zum Stillstand gebracht. Zu nichts zu gebrauchen. Zwecklos.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin. Sie haben Köller im Wagen verstaut und bringen ihn fort. Holler hatte kein Gefühl. Kein Herz. Nur einen Schalter, welcher ihn entweder in Gang brachte oder zum Stillstand. Köller hat gesagt, Hollers Beziehungen zu Frauen bestanden darin, daß diese ihn mittels jenes Schalters in Gang brachten, Holler dementsprechend wie eine Maschine an ihnen herumarbeitete bis ihm eine Sicherung durchbrannte und er zurückfiel und dalag.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Ich werde dich töten. Sagte Holler.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Immer wieder und in den letzten Tagen immer häufiger sagte Holler: Ich werde dich töten. Und: Ich werde mit meinen Händen deinen Hals packen und mit deinem Kopf einen Nagel in die Wand schlagen, um ein Bild aufzuhängen.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Holler sagte, er - Köller - könne die einfachsten Handgriffe nicht durchführen. Die allerkleinsten Handgriffe würden daran scheitern, daß er - Koller - allein seinen Kopf gebrauchen könne, dieser aber zur Durchführung der allerkleinsten Handgriffe nicht zu gebrauchen sei.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Holler sagte immer: Schlag einen Nagel in die Wand, um ein Bild aufzuhängen. Mit dem Kopf: Das pflegte Holler immer zu sagen. Anfangs hatte ich in dem einen Witz gesehen. Zumal das Bild, das mir mein inneres Auge anbot, durchaus zum Lachen war.

Doch Holler war es ernst mit seinem Haß auf meinen Kopf, in dem er die Ursache für die Ungeschicklichkeit meiner Hände sah. Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Holler wurde mir mehr und mehr zur Bedrohung. Seine Hände. Seine großen Maschinenhände, die schon ein nachdenkliches Wort von mir gegen mich in Gang brachte.

Das Denken hat seine Ursache allein im Versagen der Hände. Sagte Holler. Versagen die Hände, vertreibt sich das dadurch entstehende Vakuum die Zeit mit Denken. Mit einem Kreisgang in einer sinn- und wertlosen Aushöhlung im stillgelegten menschlichen Körper. Sagte Holler.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Zwischen jenen zwei lächerlichen Ohren wird ein Denkspiel angefangen, das die Zeit vertreibt, das jedoch nichts zustande bringt. Sagte Holler immer wieder. Das Resultat dieses Denkspiels zwischen jenen zwei lächerlichen Ohren ist das Verhungern einerseits und zwangsläufig und andererseits und dementsprechend

schon vorher das Verdursten. Sagte Holler. Das zwischen zwei lächerlichen Ohren angelegte Denkspiel kann kein anderes Resultat herbeiführen als den Tod. Das nutzlos im Kreis durchgeführte Denkspiel ist das Todesurteil. Sagte Holler.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Das führte dazu, daß mein ganzes Denken mit der Angst zu tun hatte. Mit der Angst vor Hollers Maschinenhänden. Davor, daß sie - einmal in Gang gebracht - nicht aufzuhalten waren. Vor Hollers Haß gegen das Denken im allgemeinen und das Denken in meinem Kopf im speziellen. Das Holler abzustellen drohte. Immer wieder sagte Holler: Ich werde das Denken in deinem Kopf abstellen. Das Denken ist die Ursache für die Nutzlosigkeit deiner Hände. Dein Körper und deine Hände hängen nutzlos an einem Kopf,der zu nichts zu gebrauchen ist, der wie ein Parasit auf dem Körper sitzt und ihn auszehrt. Dieser auf dem ausgezehrten Körper sitzende Parasit bringt dich um. Hat er dich vollkommen, also bis aufs letzte ausgezehrt, bist du tot. Sagte Holler.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Das Denken ist eine Subtraktion. Sagte Holler oft. Das Denken subtrahiert den Körper. Zieht Teile ab bis nichts übrigbleibt. Das Denken reduziert den Körper. Auf Null. Sagte Holler.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Es ist verrückt, es zuzulassen, daß sich einem der Körper reduziert auf Null durch das Denken. Durch ein Denken, das sich festsetzt im Kopf, dort im Kreis geht und den Körper subtrahiert. Auslöscht letztendlich. Sagte Holler und weiter: Hat sich das Denken in einem Kopf festgesetzt, ist es aus. Ist jener verloren. Muß jener dementsprechend verrückt werden. Hat die Subtraktion erst einmal angefangen, rechnet sie sich zu Ende. Sagte Holler. Eine vom Denken ausgehende Körpersubtraktion rechnet den betreffenden Körper, also den betreffenden Menschen unwiderruflich zu Tode. Die Todesursache heißt dementsprechend: Körpersubtraktion durch im Kreis gehenden Denkvorgang.

Sagte Holler.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Holler würde mich töten.

Hat Köller gesagt.

Hollers Hände würden sich in Gang setzen und durch nichts zum Stillstand zu bringen sein. Zuerst würden sie versuchen, mit meinem Kopf einen Nagel in die Wand zu schlagen. Holler würde sagen: Jetzt versuchen wir doch, mit dem Kopf einen Nagel in die Wand zu schlagen, um ein Bild aufzuhängen.

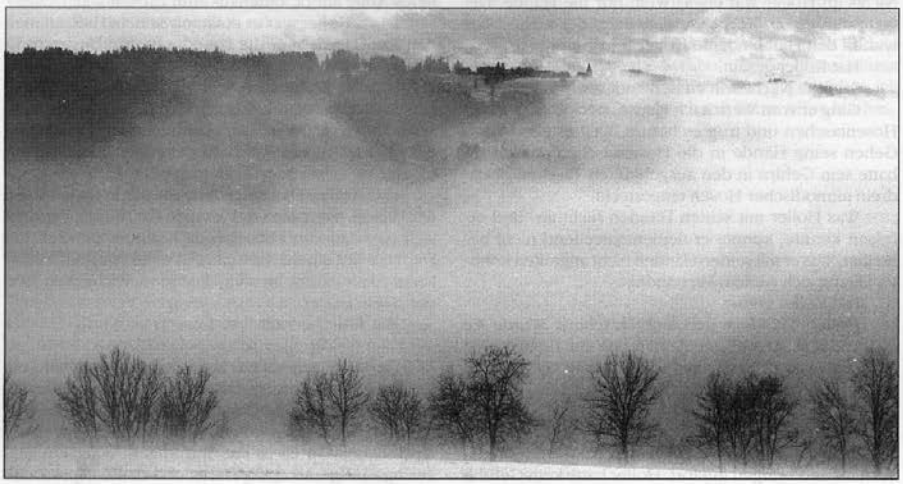
Hat Köller gesagt.

Meine Angst war, daß Holler, nachdem er mit meinem Kopf versucht hatte, einen Nagel in die Wand zu schlagen, aus Enttäuschung darüber, daß ihm dieser Versuch - wohl auch aufgrund meiner Gegenwehr - gescheitert war, daß Holler also meinen Kopf entweder abreißen - was seinen Maschinenhänden durchaus zuzutrauen war - oder abschneiden würde. Diesen Kopf, den er mehr als alles auf der Welt haßte.

Hat Köller gesagt.

Sagt die Nachbarin.

Mike Markart, geboren in Graz, lebt als freier Autor in der Südweststeiermark. Veröffentlichungen: „belsize park", „Die Einzelteile des Lebens", „Das Tier in meinem Kopf", weiters vor allem Hörspiele: „Die Anstalt", „Köller", „Krammer", „Hilfe, Monika", „Mein linker Hund ist müde...".



GERHARD MELZER

DER WELTWEITE BLICK

REDE ZUR ERÖFFNUNG DES NABL-INSTITUTS AM 3. OKTOBER 1990

Franz Nabl gilt vielen seiner Leser als „Heimatdichter", als Autor, der kaum je weite Horizonte abschreitet, sondern das Lob überschaubarer, vertrauter Lebensbereiche anstimmt. Der Mensch, heißt es zum Beispiel in der „Steirischen Lebenswanderung", „soll nur an einer Stätte leben, er soll diese Stätte kennen zu allen Zeiten und allen Stunden". Derlei Bekenntnisse sind häufig anzutreffen in Nabls Werk; sie ließen sich mit Leichtigkeit zu einer einzigen langen Heimat-Beteuerung aneinanderreihen, und wir wissen, daß von dieser Möglichkeit zuzeiten exzessiver Gebrauch gemacht wurde. Bei näherer Betrachtung freilich nimmt sich Nabls Verwurzelung in der vertrauten steirisch-niederösterreichischen Lebenssphäre entschieden widersprüchlicher aus, als die Lobredner des Dritten Reiches wahrhaben wollten, die in Nabl bloß den „Schollendichter" sahen, das vermeintliche Bollwerk gegen den „volksfremden Wiener Literatenklüngel" oder den „Epiker der Ostmark".

Neben dem Bekenntnis zur „Heimat" gibt es in Nabls Werk – versteckter, unterschwelliger – immer wieder den Sog hinaus ins Freie und Offene, in eine ferne, unbekannte Welt, die Sehnsüchte weckt und die Phantasie beschäftigt. Im Roman „Ödhof" etwa konfrontiert Nabl einen, der das Reisen aufgegeben hat, weil die Ziele, die man ansteuere, ohnedies nie zu erreichen seien, mit einem dezidiert Fernwehkranken: „Glauben Sie denn", ruft der begeistert aus, „außerhalb Wiens hört die Welt auf? Glauben Sie, hinter dem Kahlenberg und dem Hermannskogel gibt es nichts mehr? Da fängt es überhaupt erst an, . . . und hört nicht mehr auf!"

Hermann Lenz (in seiner Rede zur Verleihung des Nabl-Preises) wollen solch lockende, traumferne Regionen wie Bezirke erscheinen, von denen Licht ausstrahlt, und er fragt sich, warum Nabl, dessen Werk so oft von kleinbürgerlicher Ödnis und Bedrückung handle, diese Lichtbezirke nicht nachhaltiger heraufbeschwöre. Den Keim einer Antwort birgt vielleicht in sich, was man die Doppelnatur der Ferne nennen könnte. Ferne verheißt nicht nur – z. B. höhere Berge, ein reicheres Leben, das verlorene Paradies schlechthin – sondern droht auch: mit Unwägbarkeiten, Bodenlosigkeiten, unerhörten Irritationen, und es scheint diese Drohung des Fremden zu sein, vor der Nabl im entscheidenen Augenblick zurückschreckt.

Statt die Herausforderung des Unvertrauten anzunehmen, senkt er lieber den Blick, um den Teufel mit Belzebub auszutreiben: die Sehnsucht nach Heimat, die das Heimatgefühl erst groß und stark und dringlich machen würde, bescheidet sich zaghaft mit dem kleinen „Rasenstück"; die Erfahrung bedrückender Enge, von der Nabl oft mit beklemmender Intensität zu erzählen weiß, wird verklärt zu beglückender Traulichkeit. Es war Peter Handke, der diesen Zusammenhängen erstmals bis in einzelne Sätze und Stilzüge hinein nachgegangen ist, nicht um Nabl den resignativen Gestus seines Heimatbegriffs vorzuhalten, sondern umgekehrt: um zu zeigen, daß gerade die Widersprüche, die Nabl nicht erkennt oder nicht wahrhaben will, das Lebendige, Weiterwirkende seines Werks ausmachen.

Eingebettet ist diese Neubewertung Nabls in eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit literarischer Tradition. Handke unterscheidet zwischen Tradititon im engeren Sinn, die ihm vorkommt wie „das Abstauben eines Museumsgegenstands durch einen stumpfsinnigen Museumsdiener" und einem weiten, luftigen Geschichtsbewußtsein, das sich den Werken der Vergangenheit immer wieder neu stellt. Aufschlußreich dabei, daß auch hier der Heimatbegriff zur Grenzscheide wird: während die falsche Tradition nur „Heimatbewohner" kenne, denen die Welt zum „Inland" schrumpft, siedelt Handke die wahrhaft Geschichtsbewußten (die er „lesend Lebende" nennt) im „Ausland" an. Und er fragt, wieder zu Nabl zurückkehrend: „Wo liest man nun die Bücher Franz Nabls im Original – im >eigenen Land< oder, paradoxerweise im >Ausland<? Und: Handelt es sich etwa gar nicht um ein Paradox, und die Welt der auf philologische Rituale und Heimat-Propaganda spezialisierten Existenzen wäre eben nicht Nabls eigenes Land?"

Was da am Beispiel Nabls Konturen gewinnt, ist ein Bild von literarischer Tradition, das seine Gegenstände nicht ein- für allemal eingemeindet, sondern immerfort hinausstößt ins Niemandsland des Fremd-Befremdlichen, wo die Welt wie zum ersten Mal darauf wartet, wahrgenommen und erkannt zu werden. Die Erfahrung vieler Schriftsteller, daß Schreiben ein Zustand radikalster Heimatlosigkeit sei, wird auf diese Weise weitergegeben an den Leser, dem dann freilich auch die Möglichkeit offensteht, unbehelligt von allen vorformulierten Vertrautheiten teilzuhaben am Geist des Vertrauens, dem die Schreiber aller Zeiten und Weltgegenden seit je ihre flüchtigen Geborgenheiten verdanken.

Ich denke, so ein vitales, bewegliches Traditionsverständnis könnte auch einer Einrichtung wie dem Nabl-Institut als Leitvorstellung dienen. Tradititonen, die sich aus regionalen Bezügen und Zusammenhängen aufbauen, laufen in besonderer Weise Gefahr, die Enge zum Prinzip und den engstirnigen, ewigen „Inländer" zum Hüter dieses Prinzips zu machen. Solcher Verengung wird das Nabl-Institut entgegenwirken müssen, und zwar am besten – meine ich –, indem es die Überschaubarkeit des Literaturgeschehens in der Steiermark nicht als Einschränkung, sondern als Chance begreift.

Ob nicht dort, wo ein großer Künstler gearbeitet habe, der Mittelpunkt der Welt sei, fragt sich Peter Handke in der „Lehre der Sainte-Victoire", und wer aus dieser Frage bloß Arroganz herauslesen will, hat nicht verstanden, daß hier von der anderen, weltläufigen

„Heimat" der Kunst die Rede ist. In so eine Perspektive gestellt, entsteht in der Steiermark nicht „steirische" Literatur, sondern schlicht und einfach Literatur, die selbst dort, wo der regionale oder lokale Bezug unverkennbar ist, das Modell der Welt in sich enthält.

In diesem Sinn sind zum Beispiel die Landstriche rund um Feldbach, von denen Franz Weinzettl zu erzählen weiß, keine anheimelnden Rückzugsorte, sondern Weltlandschaften, denen das Glück und das Unheil, die Verzweiflungen und Aufschwünge, die Komik und der Ernst jeglichen Lebens eingezeichnet sind. Die Schreibhaltung, aus der Weinzettls oststeirische Landschaftskalligramme hervorgehen, ist der denkbar fernsten Literaturtradition verpflichtet, nämlich der japanischen, doch es wäre wohl falscher Exotismus, allein darin die Wirkung des „Auslands" zu erkennen.

„Vor deiner Haut beginnt die Fremde", heißt es in einem Roman von Hermann Lenz, und diese Erfahrung verdankt sich einem Blick, der die Nähe der Dinge sucht, ohne sie in Besitz zu nehmen. Es ist ein Blick, der staunt und staunt und nirgendwo heimisch werden kann. Vielleicht gelingt es den gegenwärtigen und künftigen Mitarbeitern des Nabl-Instituts, hin und wieder mitzustaunen und dem weltweiten Blick ein Stück weit zu folgen.

Univ.-Prof. Dr. Gerhard Melzer, Germanist, ist der Leiter des Franz-Nabl-Instituts für Literaturforschung.

KARL MITTLINGER

VON DER STEIRISCHEN HAUT

die oberhaut (epidermis) hat mehrere, sich im sinne einer fortschreitenden verhornung weiterentwickelnde lagen von zellen. von der untersten lage, der keimschicht, her werden alle diese zellen neugebildet, die auf ihrem wege von unten nach oben mehr und mehr abplatten und verhornen. als endergebnis entsteht so die hornschicht, eine abgestorbene, fest miteinander verfilzte masse von verhornten zellen, die einen festen abschluß nach außen bildet. ständig schuppen sich in geringem grad zellen von dieser hornschicht ab. in den zellen der oberhaut sind in mehr oder weniger großer menge braune farbkörnchen, das pigment, eingelagert; es wird ebenfalls in der keimschicht gebildet.

er überlegt angestrengt ob er diesen satz stehenlassen soll einfach aus dem gesundheitsbrockhaus abgeschrieben weil ihm die idee kam die steirische wirtschaftmachtkulturpolitik als der sichtbaren seite des landes mit der haut eines körpers zu vergleichen wie naheliegend wäre volkskörper zu schreiben wegen der pigmente dachte er aber so drastisch wollte er eigentlich gar nicht beginnen er wußte ja auch gar nicht so viel über die beschaffenheit einer haut sprichwörtliche redensarten fielen ihm zuerst ein arme haut geschundene haut aus der haut fahren und daß so mancher nicht in irgend jemandes haut stecken möchte in einer oberhaut vielleicht schon aber ob dies denn auch eine anständige haut eine ehrliche haut wäre sinnierte er mit heiler haut davonkommen wollte er und neun häute hatte er wohl nicht und er befürchtete daß sie ihm die haut über die ohren ziehen würden aber er konnte nicht aus seiner haut und so ließ er den medizinischen satz einfach stehen und wandte sich seinen assoziationen zu

die eav sind ein flinserl im steirischen ohr die kernbuam das kropfbandl die stoakogler die glisskur für haut und haar oder wia die steiramen sogn for root and branch das edlertrio und die gisela meissenbichler waren wesentlich hautverträglicher denkt er broadlahn a niada a noar ein zeitgemäßer haarschnitt die steffi werger ein heftiger lidschatten der reinhard p. gruber das lustige essighäutchen der steirischen trinkliteratur die anna nöst ist der keimschicht noch ganz nahe hoffentlich bleibt ihr das schicksal einer groggerwölgerischen landesdichterin erspart denkt er die fressen sie mit haut und haar entweder du schmierst ihnen honig ums maul seifst sie ein schüttest salböl über ihre köpfe oder du wirst als lästiger juckreiz empfunden und sie kratzen so lange bis du blutest denkt er der werner schwab war ein schelm was früher abdecker und schinder bedeutete aber er war ein dichter die andrea wolfmayr hat das spiel kopf oder zahl hinter sich wer nicht auf dem rand stehen bleibt endet als pechmarie wenn der wolfgang bauer mit seiner dramatischen pratzen sich ein wimmerl ausdrückt verehren ihn die einen als schönheitschirurgen und die anderen rümpfen mit hingebung ihre nasen über diese ordinäre ferkelei der alois neuhold baut seit jahren seine hautmodelle und niemand liest seine überaus poetischen texte der alfred kolleritsch kräuselt seine denkerstirn und sondert auf diesem wege manch ein gedicht ab den gerhard roth juckt der hafer in der zeit die barbara frischmuth hat sich in ihr lichtelfenheim zurückgezogen und irrlichtert zuweilen im literaturbetrieb der alois hergouth ist auf der flucht zu odysseus und der sepp fink trägt seine haut für seinen gott zu markte zu emil breisach fällt ihm stifter ein *gegen den herbst kömmt wieder eine freiere zeit. da haben sie (die vögel) gleichsam einen nachsommer und spielen eine weile, ehe sie fortgehen* dem kurt jungwirth haben sie die haut abgezogen und seither probieren sie des kaisers neue kleider in den verlagen schminken sie sich die dichter ab denkt er nur der heinz hartwig dieser mediale antonius spießling düngt und düngt die jungen pflänzlein mit liebe und sendezeit der hanns koren setzte seiner steiermark den hut des erzherzogs johann auf der den steirern nur wegen ihrer abstehenden ohren nicht über die augen rutscht aber als reindl zum haareschneiden allemal taugt alles was drunter hervorlugt wird mittels karger subventionen kurz gehalten dieserart wird alle kulturpolitik eine hannskorene der dieweilen wohl in die entrische hammerweinstube geht dachte er und sich einige vierterl welschriesling genehmigt und anschließend gemeinsam mit dem rosegger peter von der himmlischen muppetsloge aus das irdische geschehen kommentiert

die hautanhangsgebilde, haare, talgdrüsen und schweißdrüsen, finden sich in der lederhaut (korium)

steirische kultureinrichtungen denkt er dürfen ihm hier auf keinen fall einfallen obwohl er beim weiterlesen darüber informiert wird daß in dieser zweiten schicht der haut die von blut- und lympfgefäßen stark durchzogen ist die feinsten endfasern der großen nervenstränge verteilt sind die mit ganz feinen fäserchen sogar bis in die oberhaut hineinragen dadurch gewinnt die haut als sinnesorgan eine herausragende bedeutung liest er das wäre ja die funktion von kunst und kultur denkt er aber wer macht sich mit der überaus wichtigen funktion von talgdrüsen wirklich vertraut daß sie die haut geschmeidig halten und den verhornungsprozeß hinauszögern und erst durch die verstopfung der talgporen entstehen die mitesser und die schweißdrüsen erfüllen wesentliche aufgaben im dienste der ausscheidung und der wärmeregulierung wie sein brockhaus zu berichten weiß das problem ist eher denkt er daß nur wenige im verborgenen arbeiten und in den lebendigen austausch mit den tiefenschichten des körpers treten sich in den dienst stellen eine funktion übernehmen wollen wer will schon durch die absonderung des sauren schweißes an der bildung des *säuremantels* beteiligt sein der die entwicklung mancher krankheiten hemmt und deshalb eine wichtige schutzfunktion für den körper ausübt und die aufgabe als sinnesorgan ist mit leid verbunden tastsinn

schmerzsinn und temperatursinn reagieren auf die von außen einstürzenden reize du verbrennst dich am feuer erfrierst dir die zehen im winter zuschlagende türen zerquetschen dir die finger

lieber tätowieren sich die lords was auf die haut bestimmen was kunst ist gehen auf weltreise und wollen eine subvention dafür zerren und ziehen an dieser haut diesem strudelteig kunst ist die spannung zu warten bis er reißt wie lange lassen sie die menschen sich zum narren halten

das unterhautzellgewebe *(fettgewebe, subcutis) zeigt keine scharfe begrenzung gegenüber der darüber befindlichen lederhaut...das bindegewebe lockert sich nach unten hin aber mehr und mehr auf, fettgewebe lagert sich in traubenförmiger anordnung in wechselnd großer menge ein*

das denkt er erfährt er ständig was ist denn so manche sogenannte kulturtätigkeit anderes als die ablagerung von fett das abo im musikverein muß man einfach haben auch wenn man es bei jedem zeitgenössischen angebot zurückgibt oder verfallen läßt machen sich gut diese zwei meter buch daß diese verlage auch so gar kein einheitliches buchmaß zusammenbringen ein skandal diese verschiedenen höhen stören die harmonie mehr operetten sollten sie spielen dann hätten sie kein defizit immer werden diese verrückten sachen gefördert die kein mensch sehen will im steirischen herbst sitz ich im buschenschank haha überhaupt die natur da sollen sie sich ein beispiel nehmen wer kann denn noch ein erkennbares porträt malen einen ergreifenden roman schreiben ein gedicht das sich reimt

die aber ihr ohr an den körper legen auf den pulsschlag achten das ungestüme ängstliche unrhythmische pochen des herzens hören und daraus ihre schlüsse ziehen keineswegs angenehme diagnosen stellen die aber ihr leben lang an der hohlheit der welt leiden wie weiland woyzeck und ihrer verzweiflung in bildern texten liedern luft machen keinen erfolg damit haben die aber darum ringen ihre aussage in eine authentische form zu bringen und daran glauben daß jede wahre aussage auch in irgendeiner weise schön ist diese sezierenden verletzenden aus unendlicher menschenliebe nicht anders könnenden frauen und männer sind es die diese steirische haut pflegen sie mit wasser und seife von den verunreinigungen säubern manch ein abszeß aufschneiden um ein weiter kriechen des eiters in die blutbahnen zu verhindern sie geschmeidig erhalten und den vorzeitigen alterungsprozeß hintanhalten sie werden erst dann in den weißen saal gebeten wenn sie selbst ihre möglichkeiten erschöpft haben und sich nur mehr selbst reproduzieren sie werden dann mit orden gestillt und mit würdigungspreisen ruhiggestellt wenn sie längst zahnlos geworden sind in den laudationes werden die großtaten der väter gerühmt trigonforumsteirischerherbst es ruht sich so gut auf der bärenhaut solange die anderen auch nichts weiterbringen und dafür sorgt man durch gegenseitiges blockieren das ist halt der steirische brauch glückauf

aber hast du nicht denkt er neulich diese haut ganz anders gesehen diese neckischen sommersprossen die kleinen grübchen die verführerischen kurven und erotischen samtweichen hügel die liebenswürdigen fältchen um die blitzenden augen die vollen lippen die ehrwürdigen schwielen die sonnengegerbte haut die jungen künstlerinnen und künstler die ihrer berufung folgen und ohne seitenblicke neue zugänge zu verborgenen wirklichkeiten suchen die kulturinitiativen straßentheater schreibwerkstätten musiksommer singwochen musikprotokolle malklausuren filmtage performances die morgendlichen lichtungen des markus jaroschka und hier müßte er denkt er einrichtungen märkte städte aufzählen st. gallen wolkenstein straden neuberg deutschlandsberg die buchebnergesellschaft das minoritenzentrum die bildungshäuser den titus lantos den hannes pirker die zellers den baldur heckel die martschins in mariazell die brettschuhs den sepp spanner den helmut schlacher die eva griss den ernst lasnik den hubert lendl und er nennt bewußt nicht die großereignisse und die arrivierten nicht die kulturellen megaevents jede aufzählung schafft unrecht den vielen nichtgenannten gegenüber er denkt an die unzähligen veranstaltungen in denen menschen berührt provoziert aufgerüttelt bestärkt an ihre grenzen verwiesen aus dem täglichen einerlei gerissen an ihre guten seiten erinnert dem schönen verpflichtet sich dem häßlichen bösen ihren schatten stellen und mit dem ärgsten rechnen lernen zu eigentätigkeit angeregt werden das poetische in sich entdecken dem göttlichen begegnen vergiß nicht denkt er jene stunden in denen menschen ein buch wie eine messe lesen sich wort für wort in inniger kommunion einverleiben sich in ein bild hineinzaubern sich in einem musikstück treiben lassen von der quelle über die katarakte und stromschnellen in ruhiges fließgewässer in den unendlichen ozean und die daraus als neue menschen auftauchen

hast du diese steirische haut nicht liebevoll gestreichelt diese liebesbedürftige diese duftende atmende flaumige haut und hast du nicht deine wange an ihr gerieben und sie zärtlich geküßt liebst du sie nicht gerade wegen ihrer kunst und kultur die dir unter die haut geht.

Karl Mittlinger, Direktor des Bildungshauses Mariatrost, Erwachsenenbildner, Publikationen: „Du bist eine von uns", „Unter dem Eis überleben die Fische".

WOLFGANG POLLANZ

KALAMATA

9 SZENEN

Personen: Er. Sie.
Die Sprache der beiden ist eine künstliche.
Ort: Ein Zimmer in Kalamata.

1

Heller Raum. Ein Bett. Ein Kühlschrank. Tag. In den einzelnen Szenen wechselnde Lichtverhältnisse. Es ist offensichtlich sehr heiß. Beide Personen sind nur leicht bekleidet.

SIE
Diese ständige Wolkenlosigkeit. Man meint, der Himmel habe sich zur Eintönigkeit entschlossen.

ER
Zuhause beklagst du stets die Feuchtigkeit. Sprichst von der Kälte, die in allen Dingen wäre.

SIE
Der Himmel sieht heute aus wie der von gestern. Und wie der von all den Tagen davor.

ER
Ein meteorologisches Desaster.

SIE
Eine Gleichförmigkeitsattacke. Eine sinnliche Katastrophe. Als stünde die Welt jetzt endgültig still.

ER
Wir sind am Ende angekommen.

SIE
Aber es ist so heiß hier, und es riecht nach Verwesung.

ER
Du wolltest in den Süden, sprachst immer nur von Sonne, Licht und Meer. Mir hätte Villach auch gereicht.

SIE
Die Alpen! Ein schrecklicher Gedanke. Allein das Brauchtum macht mich krank.

ER
Wir wußten doch von Anfang an, daß wir hier enden würden.

SIE
Ich kann mich an nichts erinnern. Hab nur das Krachen und das Splittern all der Schädelknochen in Erinnerung, und das Gejammer, als sie um Mitleid flehten.

ER
Hab keine Angst. Hier sind wir sicher.

SIE
Wir hatten keine andere Wahl. Es war die letzte Möglichkeit.

ER
Bereust du den Entschluß?

SIE
Nicht den Entschluß. Doch hierher hätten wir nicht kommen dürfen. Hier ist das Ende, von hier aus geht es nicht mehr weiter. An Fortschritt glaubst nur du. Der Kontinent ist hier am Ende.

ER
Es geht nach Kithera, nach Antikithera. Und schließlich Afrika.

SIE
Die Wüste! Sie ist exakt das Gegenteil der Sehnsucht. Ein Ort, an dem nur Ankunft möglich ist. Und woher weißt du überhaupt, ob der Kontinent dort drüben existiert? Schon Kithera ist wirklich nur in deinen Träumen.

ER
Es gibt die beiden Inseln! Man findet sie auf alten Karten.

SIE
Antiker Seemannsgarn. Nicht wirklicher als alles andere.

ER
Du machst dir Sorgen. Es ist doch immer alles gutgegangen.

SIE
Gutgegangen? Schönfärberei nenne ich das. Die alte Frau, die uns verraten hätte, und das Geschrei in Karlsruhe? Erinnerst du dich nicht, daß man uns in Sparta schon verhaften wollte. Wie nennst du das?

ER
Hör endlich auf mit deinem Defätismus. Das raubt mir ja den letzten Mut. Ein Wort noch und ich gehe.

SIE
Das wagst du nicht. Nach allem, was gemeinsam war.

ER
Doch.

SIE
Du verschweigst mir was.

ER
Ich verschweige nichts.

SIE
Weißt du etwas, wovon ich nichts weiß?

ER
Hör endlich auf. Es hat sich nichts verändert, gar nichts. Sie werden uns nicht finden, wenn wir's nicht wollen. Wir haben's selber in der Hand. Die sind uns nicht gewachsen.

SIE
Ich glaub dir nicht. Nein, ich glaub dir nicht.

ER
Das mußt du nicht, wenn du nicht willst. Aber irgendwie wird das jetzt alles zu einem Ende kommen. Das spüre ich.

2

In einem Liegestuhl, der jetzt im Raum steht, liegt ein offensichtlich erschlagener, ganz in Weiß gekleideter Mann. Blut klebt auf seiner Stirn.

ER

Ob er ein Gott war?

Sie schweigen.

Wenn er ein Gott war, hätten wir ihn nicht töten dürfen. Die Götter genießen Gastfreundschaft. Man kann nie wissen, ob ein Fremder nicht ein Gott ist.

SIE

Er war kein Gott. Es wuchsen ihm die Haare aus der Nase.

ER

Und wenn er gekommen ist, uns zu prüfen?

SIE

Heute wandeln keine Götter mehr auf Erden. Heut sind wir uns selbst die Götzen. Glaube mir, er war ein Schwein wie alle anderen. Hast du nicht bemerkt wie sehr er mich begehrte?

ER

Mir war seine Stimme nicht sympathisch. Sie klang so lächerlich. Vor allem, als er um Erbarmen bettelte. Sagte ich es dir nicht jüngst? Die Menschen haben keine Würde. Nicht einmal im Sterben. Früher hat man im Sterben um Vergebung seiner Schuld gebeten, nicht um einen leichten Tod. Man wollte frei von Sünde sein, wenn man seinem Gott gegenübertrat.

SIE

Heute ist sich keiner seiner Schuld bewußt. Es geht nur noch um Leichtigkeit und um Vergnügen.

ER

Wenn er kein Gott war, war er vielleicht ein Fluchbeladener, einer der Krankheit oder Todessehnsucht in sich trug.

SIE

Wie alle litt er an der eigenen Überschätzung. Auch dieser wußte nicht, welch großen Ekel er damit erregte. Wir haben ihm gezeigt, daß es dafür Grenzen gibt.

ER

Die Endgültigkeit erschreckt mich. Was ist, wenn wir uns irrten auf unserer Reise durch den Kontinent. Was, wenn wir nur Unschuldige trafen?

SIE

Unschuld? Die gibt's schon lang nicht mehr. Es war die siebenköpfige Hydra, der wir das Handwerk legen mußten: Der Fährmann in Roskilde; er war verblüfft und starb sehr schnell, weil er der Meinung war, er könnte mich im Auto nehmen. Und dann die beiden Professoren aus Karlsruhe. Wie dumm die zwei doch waren. Der eine wollte an das Haar mir fassen. Das reichte schon. Der andere war ja wohl sein Freund, mit dem er sonst den Lauf der Welt zu diskutieren pflegte. Ein unbegabter Schwätzer! Nannte sich selbst Humanist und Mann von deutschem Geistesadel. Und dann der alternde Friseur und der Schwule vor dem Bordell in Besançon. Der eine war so kurzsichtig, daß er uns gar nicht wahrgenommen hat. Sie werden keinem wirklich fehlen.

ER

Das kann man von ihnen allen sagen. Kaum daß man sich erinnert. Wir erst haben ihrer Existenz am Ende Sinn verliehen, zumindest was die meisten dafür halten, denn sie verwechseln ihn mit jenem kleinen Rest von Aufmerksamkeit, den sie von Zeit zu Zeit bekommen.

SIE

Der leichteste war der Soldat in Karlovac. Fast tut er mir jetzt leid, wenn ich's im nachhinein betrachte.

ER

Und jetzt der Grieche.

SIE

Hat sich wohl auch Chancen ausgerechnet.

Sie betrachtet den Toten im Liegestuhl.

Eigentlich ein schöner Mann. Einer, der was hergibt, wie man so sagt. Zuletzt war auch er nur mehr ein Häufchen Elend. Da sind sie alle gleich. Der Tod macht alle gleich. Heißt es nicht so?

ER

An das Geräusch kann ich mich trotz allem nicht gewöhnen.

SIE

Welches Geräusch?

ER

Dieses Knirschen, wenn ihnen der Schädelknochen bricht.

SIE

Es gibt nichts, woran man sich nicht gewöhnen könnte.

3

SIE

Oben im Gebirge gibt es Schlangen. Es heißt, es seien giftige. Bei Erdbeben kröchen sie aus ihren Nestern und lägen nachts an Orten, deren Zugänge nur die alten Hirten wüßten.

ER

Ich hasse Schlangen.

SIE

In China haben Wissenschaftler ein System erfunden, mit dessen Hilfe man tektonische Erschütterung voraussagen kann. Man schließt bestimmte Schlangenarten an zwei Elektroden und mißt die Reaktionen.

ER

Ein nutzloses Experiment, das nur die Neugierde befriedigt und nichts verhindern kann.

SIE

Vielleicht sollten wir uns auch Schlangen halten. Auf einer Schlangenfarm, oben im Gebirge. Ich würde unter den Kastanienbäumen sitzen und wie zuhause nur ihr Rauschen hören, wenn der Abendwind vom Meer rauf wehte. Ein Rauschen, das alles übertönt. Und meine Schreie verlören sich im Wind.

ER

Der Wind, der Wind vom Taygetos.

SIE

Nachts sähen wir den honigfarbenen Mond aufgehen über der Bucht von Kalamata. Nur unser Atmen hörte man und das Brüten unserer Tiere.

ER

Ein Rascheln und ein Zischen.

SIE

Es klänge wie ein Flüstern. So eine Stille wäre da nachts.

ER

Und die Zikaden? Und tags die honigräuberischen Wespen?

SIE

Die sollen meinen Bäumen nicht zu nahe kommen. Wir ... wir singen einfach unser Lied ... hörst du, unser Lied! Laladi, lalada ... das hat stets geholfen. Die Magie wirkt doch noch, oder? Sie muß funktionieren, hörst du, sie muß, ich hab sonst nichts...laladi, lalada...

Er nimmt sie in seine Arme.

Sing das Lied bitte. Mir zuliebe.

ER

Laladi, lalada ...

SIE

Lauter.

ER

Ich kann nicht.

SIE

Liebst du mich nicht mehr?

ER

Aber ja.

SIE

Dann sing lauter. Schneller! Schrei! Ja, schrei! Wenn du mich wirklich liebtest, würdest du alles für mich tun. Sogar schreien.

ER

Das ist hier nicht erwünscht. Es gibt Regeln. Es gibt Ordnungen. Jetzt ist Mittagsruhe. Auch für uns. Solch sinnlose Überschreitungen bringen uns nur unnötig in Gefahr.

SIE

Faule Ausreden.

ER

Ich weiß gar nicht, ob das Singen erlaubt ist.

SIE

Papperlapapp. Du redest wie mein Vater.

ER

Pst. Sei still.

SIE

Was ist?

ER

Sei still.

SIE *(flüstert)*

Was ist?

ER

Ich glaubte, ich hätte etwas gehört. Hörst du nichts?

Beide horchen in die Stille.

SIE

Da ist nichts.

ER

Ich dachte, die Erde hätte gezittert. Ein leises Ächzen.

SIE

Ein Windhauch vielleicht.

ER

Möglicherweise Luft aus der Wüste, aus Afrika.

SIE

Ein Erdbeben?

ER

Seltsam. Jetzt fällt mir ein, daß ich heute nacht von einem Erdbeben träumte. Die Vögel fielen vom Himmel, und die Menschen liefen hinunter zum Hafen. Dort versammelten sie sich unter einer riesigen Mimose, auf der ein junger, schwarzbärtiger Pope saß.

SIE

Ich kenne diesen Traum. Der Priester reibt sein Glied.

ER

Ja, einer aus Mistras, aus der Ruinenstadt auf der anderen Seite des Gebirges. Folgst du mir jetzt also auch in meine Träume?

SIE

Lüge! Nichts als Lüge! *Du* folgst mir doch jede Nacht und setzt dich fest in meinem Kopf. Du saugst mich aus, holst alles raus aus mir.

ER

Und die Schlangen? Träumst du von ihnen? Nachts, vor dem Einschlafen, denke ich an sie, damit sie nicht unerwünscht in meinen Kopf eindringen können.

SIE

Seltsame Methode.

ER

Aber erfolgreich.

SIE

Meine Schlangen leben im Taygetos. Ein Sprichwort der Hirten sagt, wer den Taygetos einmal zu Fuß überquert habe, dem könne nie mehr wirklich Böses geschehen. Auch nicht von den Schlangen kurz vor einem Erdstoß, wenn alle Energie sich in ihnen konzentriert.

ER

Die messen wir.

SIE

Und wüßten mehr als alle anderen.

ER

Könnten daraus Vorteil schlagen.

SIE

Müßten nicht hausen in dem Loch.

ER

Die Erdbebenpropheten vom Taygetos.

SIE

Die Prophylaktiker der letzten Tage. Des Weltuntergangs.

ER

Des Menschenuntergangs.

Beide lachen verzweifelt.

4

SIE

Ich weiß noch, wie ich mit den Eltern das erste Mal am Meer war. Wir wohnten in einem Bungalow neben einem Luna-Park. Nachts konnten wir nicht schlafen, weil es so heiß war und so laut. Am Strand baute meine Schwester Burgen aus Sand und Muscheln, die ich zerstörte, weil ich eifersüchtig war. Mein ganzes Leben bestand damals darin, daß ich ihr das Leben sauer machte. Ich hasse sie.

ER

Wir fuhren jedes Jahr im Spätaugust nach Grado.

Wir waren dort schon so bekannt, daß uns der Friseur, den mein Vater dort besuchte, zu Weihnachten immer eine Karte schrieb. Eines Tages stand er plötzlich vor der Haustür, die ganze Familie im Auto. Es endete damit, daß wir im Wohnzimmer saßen und uns verlegen anschwiegen.

SIE

Mutter trug mit Vorliebe gelbes Badezeug. Sie meine, die Farbe passe am besten zu ihrem dunklen Teint. Auf dem Kopf hatte sie einen Strohhut. Sie war so schön.

ER

An die Tochter des Friseurs mußte ich oft denken. Beim Onanieren stellte ich sie mir vor, wie sie im Salon des Vaters vor dem Spiegel saß. Sie trug ein grünes Spitzenhöschen unter einem weißen Arbeitsmantel, den sie langsam aufknöpfte. Dann ließ sie das Höschen langsam über ihre Beine gleiten, spreizte die Schenkel und masturbierte nur für mich.

SIE

Macht das die Vorstellung für dich erträglicher, daß die Tochter sich auch berührte? Du mit deinen ewigen Gewissensbissen!

ER

Die sind ein Teil der Unerträglichkeit.

SIE

Dir steht er schon, wenn du ein Höschen in der U-Bahn siehst. Und bist dann ganz zerknirscht. Hast das Gefühl, du seist ein Schwein. Wie elend du dich danach fühlst.

ER

Und du?

SIE

In einem dieser Urlaube hab ich Vater erstmals nackt gesehen. Es war ein Schock für mich. Ich hatte bis dahin geglaubt, die Eltern hätten kein Geschlecht.

ER

Sah der Vater nicht aus wie der dort drüben.

SIE

Ein wenig vielleicht.

ER

Und trug er nicht wie der Brillen mit blauen Gläsern?

SIE

Woher willst du das wissen?

ER

Ich weiß es halt.

SIE

Kannten wir uns damals schon?

ER

Wer weiß. Sind wir nicht wie viele. Ein Beispiel nur?

SIE

Keine ist wie ich.

ER

Verzeih. Es sind die Erinnerungen. Man sollte sie besser unter Kontrolle haben.

SIE

Wir haben sonst nichts. Nur unser Lied und die Erinnerungen.

ER

Und die Kastanienbäume.

SIE

Wenn der Wind in ihnen weht, versteht keiner mehr sein eigenes Wort. Es rauscht, und Äste krachen von den Bäumen. Und schreit man um Hilfe, hört einen niemand. Nicht einmal sich selbst kann man hören, wenn der Wind die Worte verweht, zerstreut in Gebiete, wo sie nur von Käfern und Insekten wahrgenommen werden, bevor sie von anderen Waldbewohnern erbarmungslos gefressen werden. Es ist die ewige Geschichte, der Mythos vom Starken und vom Schwachen.

Sie spricht wie verloren weiter.

Es war an einem Herbsttag, kurz vor Sonnenuntergang. Wolken zogen am Himmel auf, und ich erinnere mich, daß ich auf einer Lichtung einen Mäusebussard sah, der sich gegen den Wind treiben ließ. Ich hatte mich verirrt, obwohl ich die Gegend kannte. Nach Humus roch es und nach Scheiße. Weißt du eigentlich, daß Humus manchmal riecht wie Scheiße? Plötzlich stand er vor mir. Pilze hatte ich entdeckt und mich gebückt, und das Farnkraut wuchs am Rand. Wortlos schob er meinen Rock hoch, zog die Unterhose runter und steckte mir den Schwanz hinein. Nicht einmal an sein Gesicht kann ich mich erinnern. Ich sah nur dieses Leuchten in den Bäumen, einen Sonnenstrahl, in dem die Blätter sich bewegten. Ich spürte nichts. Mehr weiß ich nicht.

ER

Sprich weiter.

SIE

Quäl mich nicht.

Nach einer Pause.

Ein Brüllen war. Er stank nach Schweiß. Und ließ mich liegen. Ich blutete. Wischte mich ab mit einem Farnkrautblatt.

ER

Und dann?

SIE

Ich erinnere mich nicht mehr. Weder an den Tag davor, noch an den Tag danach. Es gibt nur diese Szene, nichts sonst von Relevanz.

ER

Relevanz? So nennst du das?

SIE

Tote Worte. Nur sie bezeichnen diese Dinge richtig. Als spräche man von etwas, von dem man nur die Worte kennt. Als erzähle man von einem anderen Leben.

5

ER

Mir scheint, er riecht ein wenig.

SIE

Das geht schnell bei dieser Hitze.

ER

Seltsam, daß man kaum Insekten sieht.

SIE

Nur Zikaden. Tag und Nacht Zikaden. Ein einförmiges Gezirpe. Es ekelt mich davor genauso wie vor der Schlaffheit der Bewohner dieses Landstrichs. Man sollte endlich damit aufhören, deren Lebensweise zu verklären.

ER

Kein einziger Nachtfalter hat sich noch gezeigt.

SIE

Die Menschen hier sind nicht weniger herzlos als wir. Vergiften die Insekten und erklären die Gegend zur moskitofreien Urlaubszone.

ER

Für die goldenen Kettchen und die Fönfrisuren muß man halt kompatibel werden. Das verlangt die Dauerfröhlichkeit.

Schreit.

Gottverdammtebandegottverdammte!

SIE

Ich dachte, man dürfe hier nicht schreien.

ER

Ach ja?

SIE

Hast du selbst gesagt.

ER

Das war früher. Jetzt ist jetzt.

SIE

Du machst dir deine eigenen Regeln.

ER

Du kannst dir deine Regeln ja auch selbst machen.

SIE

Kann ich verzichten darauf. Ich brauche keine Regeln. Hält sich eh keiner daran.

ER

Es gibt nichts ohne Regeln.

SIE

Das glaubst nur du.

ER

Regeln müssen sein. Wie soll das alles funktionieren, ohne Regeln? Da könnt ja jeder machen, was er will.

SIE

Männergesetz.

ER

Weibergeschwätz.

SIE

Ihr macht die Gesetze.

ER

Auch wir haben Regeln.

SIE

Könnt ja jeder machen, was er will.

ER

Du gibst mir recht?

SIE

Man fügt sich halt.

ER

Du verachtest mich.

SIE

Ich verachte höchstens dein Geschlecht. Was hat es denn hervorgebracht: Krieger, Idioten, Selbstdarsteller. Selbst jene, die das Männertum in Frage stellen, können dies nur tun, indem sie sich ständig ihrer Männlichkeit versichern. Erinnerst du dich an den einen, der uns zurief, er wolle alles, und zwar jetzt. Er hatte wunderschönes Haar und betörte alle, selbst wenn er grunzte wie ein Schwein. Er war einer der ersten, von dem man glauben konnte, er sei dem Männertum entflohen. Und als er seine Lederhosen auszog, war's um die Welt beinah geschehen.

ER

Wir hielten ihn für einen Gott. Für einen, der uns aus dem leeren All entführen würde.

SIE

Für einen Männergott. Kaum daß man sich erinnert, so lang ist das schon her. Meinst du, es klärt sich eines Tages alles auf? Die Herkunft seiner Kraft. Und überhaupt, der Zug der Zeit. Soll er nicht in Äthiopien sein?

ER

Es klärt sich nichts mehr auf. Nichts, nirgendwo. Verklärung herrscht. Geschichten, die in den Sternen stehen. Mythos statt Geschichte. Und eine solche Verwirrung in den Köpfen, daß man es fast nicht aushält.

SIE

Niemand sagt ihnen die Richtung an.

ER

Sie wünschen es sich wieder. Es ist, als haben manche der Gedanken nur geschlafen in den Köpfen, im letzten Sumpf.

SIE

Die Menschen hassen einander wieder.

ER

Der Haß ist leichter zu ertragen als die Liebe. Er fordert nichts. Gibt einen falschen Schein von Würde. Man grenzt sich ab und findet so ein imaginäres Stück von Selbstbehauptung. In Wahrheit läßt man sich fallen in ein Gefühl, in dem Zukurzgekommene jene blind verehren, die sich feiern lassen, wie es einst nur Göttern zustand.

SIE

Als gäb es nicht schon Schrott genug auf den Abraumhalden der Geschichte.

6

SIE

Es gibt einfach zu viele Menschen auf dieser Welt. Die Menschen sind überall, in den Bäumen, in der Luft, in den Grashalmen, selbst in den Sternen. Überall riecht es nach Mensch, schmeckt es nach Mensch. Es menschelt, wohin man kommt. Nichts ist mehr denkbar ohne Menschen, selbst der entferntesten Winkel haben sie sich bemächtigt. Keine Galaxis, kein Quasar ohne die Anmaßungen des Menschlichen.

ER

Der Mensch selbst ist eine Anmaßung. Seit es sich bis zum letzten Winkel durchgesprochen hat, daß er nicht der Mittelpunkt der Schöpfung ist, läßt er sich in seiner Einsamkeit und Verzweiflung dazu verführen, seine Niedertracht täglich von neuem zu beweisen. Dem muß man ein Ende machen, wenigstens im kleinen. Mir hat heut nacht wieder davon geträumt.

SIE

Kommen wir dem Ende zu?

ER

Es war klarer noch als sonst.

SIE

Ich habe auch geträumt. Von Großvater. Es muß ein Feiertag gewesen sein. Wir gingen in den Wald, um

Harz zu sammeln. Das schmierte er sich auf die Innenflächen seiner Hände und zog es ab, nachdem es hart geworden war. So holte er die feinen Splitter aus der Haut, die Spuren seiner Arbeit in der Glasfabrik. Es kam mir immer vor, als häutete er sich. Die freien Tage waren seine Häutungstage. Einmal fanden wir in einem Jungwald die abgestreiften Häute zweier Ringelnattern. Ich hielt sie zuerst für die von Großvater, dachte, sie seien voller Splitter.

ER

Manchmal möchte ich mich wie eine Schlange häuten. Freier atmen, endlich Ruhe finden außerhalb von mir.

SIE

Wir werden es wie Großvater machen. Wir holen uns das Harz vom Taygetos und machen uns ein Kleid daraus. Das ziehen wir uns gegenseitig ab, das zieht das Böse raus, die Splitter, die Obsession. Und durch die Haut, die löchrige, entweicht dann der Dämon.

ER

Zuerst müssen wir die Sache zu einem Ende bringen.

Sie steht jetzt bei dem Toten im Liegestuhl.

SIE

Wir werden ihn wegschaffen müssen.

ER

Wenn es nur darum ginge.

SIE

Das Ende wird Erlösung bringen.

ER

Jetzt kommt die Sonne über das Dach des Nachbarbungalows. Es wird wohl wieder heiß spätestens bis Mittag. Dann kommen die Gerüche wieder.

SIE

Dieser Gestank. Wahrscheinlich gibt es deshalb keine Insekten hier. Obwohl genau das Gegenteil nur logisch wäre.

ER

Hier fügt sich nichts zusammen. Es gibt soviele ungereimte Dinge.

SIE

Die Widersprüche häufen sich.

ER

Ich weiß, man fragt nicht nach dem Sinn.

SIE

Es gibt ihn aber doch.

ER

Welch tröstlicher Gedanke. Nur hat er sich noch nicht entschlossen. Verrat ihn mir.

SIE

Wir beide sind's. Wir sind der Mittelpunkt der Welt.

ER

Zwei rote Riesen, kurz vor dem Wärmetod.

7

SIE

Weiter südlich, auf der Halbinsel Mani gibt es nicht so viele Menschen. Heiß und trocken ist es dort, und Straßenräuber soll es geben. Die Dörfer sehen aus wie Festungen. Reist man zu Fuß, kann es passieren, daß man angesichts des Meers verdurstet.

ER

Vielleicht ist Mani der Ort, nach dem wir suchen.

SIE

Es ist so kahl dort, daß nachmittags die Steine glühen. Selbst die Skorpione trocknen aus in dieser Gegend. Die Menschen dort sind mutig und verschlagen und trotzen der Natur.

ER

Der Wirt der Gorgos-Bar hat uns gewarnt. Die Menschen dort auf Mani sähen aus wie Schafe, und anstatt zu sprechen, blöken sie. Besser sollten wir nach Kithera. Es heißt, dort fände man sich selbst.

SIE

Vergiß doch endlich Kithera.

ER

Dort fänden wir Katharsis. Und stellten uns dem Dämon. Nur auf Kithera und Antikithera können wir ihn bannen.

SIE

Die Wahrheit ist: Ich möchte diesen Raum nie mehr verlassen.

ER

Und Mani?

SIE

Auch das kann mir gestohlen bleiben.

ER

Denk an die Höhlen von Dirou. Wollten wir nicht nach Eleusis? An einem dieser Orte muß es sein, das Tor zur Unterwelt.

SIE

Ich habe Angst davor. Wie ist es, wenn man sich selbst gegenüber steht? Bereut man dann? Gibt man sich Rechenschaft?

ER

Betritt man die Höhlen von Dirou, findet man sich wieder in den Zotteldärmen eines Riesentiers. Man besteigt ein Boot und läßt sich von einem Fährmann rudern. Hat man zuwenig Fährgeld, entführt er einen in die Region der Finsternis, wo man auf ewig auf sich selbst zurückgeworfen ist. Nichts kann einen dort mehr trösten.

SIE

Ist das der Aggregatzustand der Lakonie?

ER

Lakonien haben wir hinter uns. Es liegt auf der anderen Seite des Gebirges.

SIE

Sind wir nicht längst ein Teil der Schattenwelt? Verkriechen uns in diesem Loch aus Angst, entdeckt zu werden. Wenn wir uns recht verhalten, wird man in uns Götter sehen. Die Nemesis. Die Todesengel.

ER

Doch sind wir nicht erwünscht.

SIE

Wir lassen niemanden in unsere Welt. Und außerdem: Wir sind keinem etwas schuldig. Und völlig frei von Rücksichten. Mein Entschluß steht fest: Die Reise endet hier. In der Bucht von Kalamata.

8

ER

Schon wieder Fisch. Fisch, Fisch, Fisch. Jeden Tag nur Fisch. Fisch macht geil. Das sollte jeder Mensch versuchen: drei Wochen Fisch. Die Welt wäre weniger schlecht.

SIE

Was den Menschen in die Hände kommt, das töten sie. Die Menschen verzichten nicht auf ihr Fleisch. Das Fleisch der Wollust. Das Fleisch der Ekelhaftigkeit, das Fleisch des geringen Verstandes. Es gibt Fleisch, das riecht schon so sehr nach Mensch, daß man es mit Kannibalen zu tun hat. Die Menschen essen sich selbst.

ER

Das Scheußliche an unserer Kultur ist doch, daß die Menschen gar nicht wissen, was sie tun. Bewußtlosigkeit herrscht, völlige Bewußtlosigkeit.

SIE

Andere rennen bewußt in das Verderben. Die nennt man dann Intellektuelle.

ER

Das schafft Leiden. Da kann man sich verstecken darin.

SIE

Die anderen leben wie die Kühe. Suchen nicht ständig nach dem Sinn.

ER

Sinnhaftigkeit! Was für ein Wort. Nicht minder lächerlich als das Getue um das Glück. Ein jeder glaubt, er hätte ein Anrecht darauf. Dabei wär's bei den meisten mit ein bißchen Würde schon getan.

SIE

Eine Sammlung von Gewürm.

ER

Mit dem man fertig werden muß.

SIE

Am besten macht man kurzen Prozeß.

ER

Ja. Der Zeitpunkt ist gekommen.

SIE

Ein Schreien ist in mir. Ein Zittern.

ER

Die Nummer sieben schließt den Kreis.

SIE

Er war eine stattliche Erscheinung. Groß, gepflegt.

ER

Erinnerst du dich an den ersten?

SIE

Als wäre es heut gewesen.

ER

Er sah zum Abendhimmel rauf, als ihm der Schädel brach.

SIE

Jetzt ist mir kalt. Singst du mit mir später noch unser Lied?

ER

Wir singen alle Lieder, die du dir wünschst. Wir machen alles, was wir wollen. Wir brauchen es nur zu beschwören.

SIE

Umarme mich.

Sie stehen umschlungen. Donnergrollen. Blitze. Dann das Prasseln eines heftigen Regens.

9

SIE

Schaffen wir ihn endlich weg. Seine Anwesenheit besudelt mich. Ich will ihn endlich aus den Augen haben.

Sie schaffen den Toten gemeinsam fort

ER

Der Regen war's. Jedesmal, wenn wir es machten, begann es danach zu regnen.

SIE

Ich liebe das Geräusch des Regens, es gibt mir ein Gefühl der Geborgenheit. Wenn die Sonne scheint, ist alles klar. Die Schatten sind hart. Dann fühle ich mich stets verlassen.

ER

Wenn es hier regnet, fangen die wilden Pflanzen vor Freude zu duften an. Ihr Geruch kann so betörend sein, daß man in einen Taumel fällt. Es soll Menschen geben, die daraus nie mehr erwacht sind. Erinnerst du dich des Geruchs am Kap Sounion?

SIE

Wir schliefen vor dem Tempel des Poseidon und liebten uns bei Sonnenuntergang. Am Morgen weckte mich ein Möwenschrei, der wie der eines Menschen klang.

ER

Dort nahm ich ihn schon wahr, diesen Geruch. Ich wußte, es würde nicht mehr lange dauern bis zum Ende.

SIE

Ich fühle mich leer. Hatte mit anderen Gefühlen gerechnet. Jetzt bleibt nur noch unsere Liebe.

ER

Zählt die noch angesichts des Todes?

SIE

Sie ist das einzige, das über ihn hinausgeht.

ER

Ich möchte mich verkriechen. Verschwinden. In der Erde. In deinem Schoß. Das habe ich mir schon als Kind gewünscht. Mit den Käfern mich zu verkriechen im Gras.

SIE

Halt mich fest. Hörst du nicht. Sie kommen schon. Es sind die selben Geräusche, die ich heute nacht schon hörte.

ER

Niemand kommt. Niemand belästigt uns.

SIE

Ich kann sie hören. Ihre Stimmen klingen wie der Küstenwind. Sie wollen uns auf ihre Seite ziehen. Wollen, daß wir mit ihnen gehen.

ER

Es sind nur die Töchter des Poseidon. Sie wollen, daß wir mit ihnen tanzen. Das gehört zum Spiel.

SIE

Ich möchte fort.

ER
Es gibt keinen Ort, an den man flüchten könnte. Es sei denn ...
SIE
Der Tod?
ER
Ein tröstlicher Gedanke: den Zeitpunkt des Todes bestimmen. Das ist das letzte Vorrecht, das wir noch haben.
SIE
Bescheiden wir uns also. Lösen wir uns auf ins Nichts.
Sie stehen jetzt mit dem Rücken zum Publikum und schauen zum Meer hinunter.
ER
Gib mir die Hand.
SIE
Liebst du mich noch?
ER
Mehr als du ahnst.
SIE
Und haben wir Schuld?
ER
Nicht mehr als andere.
SIE
Und Trost? Gibt es noch Trost?
ER
Vielleicht in uns selbst.
SIE
Einmal nur bei mir, ganz bei mir sein.
ER
Dauert nicht mehr lange.
SIE
Hörst du das Rauschen der Kastanienbäume?
ER
Nach dem Regen weht ein milder Wind vom Taygetos. Trägt seltsame Gerüche mit sich.
SIE
Träumst du noch von den Schlangen?
ER
Von Zeit zu Zeit.
SIE
Und von denen, die wir erschlugen?
ER
Nie. Sie sind außerhalb der Träume. Nur einmal, in der Erdbebennacht, da schien es mir, als hätte ich an sie gedacht.
SIE
Hier kann man vergessen.
ER
Hier ist das Tor zur Unterwelt. Hier ist für uns Eleusis.
SIE
Laß uns gehen.
ER
Steigen wir hinab.
SIE
Nach Eleusis. Zur Narzissenkönigin.

Wolfgang Pollanz, geboren in Graz, lebt in Wies, Gründungsmitglied der Zeitschrift „Sterz", seit 1989 Herausgeber der „edition kürbis". Zahlreiche Veröffentlichungen, Hörspiele. Sein Theaterstück „Die Grasfresser" wurde 1994 uraufgeführt.

Helma Roth

Blick zurück in Liebe

Nach einer 25jährigen Tätigkeit im Dienst des steirischen Büchereiwesens und einer vorausgegangenen „volkkulturellen Intensivbeschäftigung" sammeln sich in der Erinnerung viele interessante Begegnungen mit Menschen aus den verschiedensten Teilen der Steiermark an, die in den verschiedensten Positionen sich für die Weitergabe von kulturellen Werten an ihre Mitmenschen einsetzten.

So verstehen Sie bitte die nachfolgenden Ausführungen als Streiflichter und persönliche Erlebnisse, aus denen Sie – wenn Sie wollen – trotzdem erdachte und verwirklichte Zielvorstellungen entnehmen können.

Zahlenmaterial und statistische Grundlagen können im vom steirischen Büchereikommitee 1993 erstellten Entwicklungsplan nachgelesen werden.

Unsere große gemeinsame Zielvorstellung war: Das Buch zum Leser – die Botschaft zum Menschen bringen.

In weit über 200 Veranstaltungen in steirischen Gemeinden, die der Büchereieröffnung dienten, wurde dieses Anliegen gemeinsam mit Herm Prof. Kurt Jungwirt, dem steirischen Landeskulturreferenten und späteren Landeshauptmann-Stellvertreter unermüdlich formuliert und die Bevölkerung ermuntert und ermutigt, das Bals Lebenshilfe und als Nahrungsmittel für Geist und Seele in Anspruch zu nehmen.

So wurde in vielen kleinen und großen Dörfern, Märkten und Städten die Öffentliche Bücherei zum Koordinationskreuz: Buch (Ware) – Leser (Konsument) – Bibliothekar (Vermittler). Aus langjähriger Erfahrung versuchte man als Weg: bereits das Kleinkind mit der Bücherei vertraut zu machen, hinschauen – hinhorchen – neugierig machen… ein breites Sortiment an Kinderbüchern, präsentiert im „Bilder-buchtrog", der eine Selbstauswahl ermöglicht, bewährte sich bestens, genau so wie sich schmerzlich derAusfall des Elternhauses bemerkbar macht,wenn keine Zeit „eingeplant" ist, gemeinsam mit dem Kind das Buch „zu erwandern", Geschichten aus eigenem Erleben zu erzählen.

Die Freude am Lesen und die Fähigkeit, einen Text zu verstehen, setzt ebenso sicherlich die Zusammenarbeit mit der Schule voraus. Auch hier erwies sich ein Ausfall, daß eine „wichtige Türe oft für lange Zeit zugeschlagen wird". So ist meiner Meinung nach die pädagogische Ausbildung von Erziehern (dies müßte für alle Lehrerkategorien: Grundschule und weiterbildende Schulen gelten), die Fähigkeit: Freude am Lesen, an der Lektüre, zu vermitteln, viel mehr als bisher in den Vordergrund zu stellen. Mit einem – oft mühsam gefundenen „Buchklubreferenten pro Schule" – ist dieses Anliegen nicht als „abgehakt" zu betrachten.

Solange in Österreich ein Großteil der Büchereien von ehrenamtlich tätigen – aus finanziellem Notstand-Bibliothekaren betreut werden muß, bleibt auch die diesbezügliche Ausbildung der Bibliothekare – zum Nachteil der (potentiellen) Leser – ungenügend.

Das Buch, die Bücherei als Angebot für die Jugend: zur Unterhaltung, gegen Langeweile, zur Information, zur Einübung von Kritikfähigkeit, zur Weiterbildung - bleibt auch im beginnenden 2. Jahrtausend interessant!

Gerade der Ausbau neuer technischer Kommunikationsmittel bis zur weltweiten Vernetzung von Bibliotheken und ihres gehorteten Wissens setzt neue Möglichkeiten.

Eröffnete der fortschrittliche Erzherzog Johann allen männlichen Bewohnem von Graz die Benutzung einer Leihbibliothek, der späteren Landesbibliothek am Johanneum, so können im ausgehenden Jahrhundert unsere Bewohner der abgelegensten Orte, Männer und Frauen jeder Altersklasse und jeden Bildungsgrades de facto den Zugriff zu jedem Buch erhalten.

Die tatsächlichen Ausleihziffern, die getätigten Leserwünsche, die Zahl des „2.Analphabetismus" Sachbuch und Dichtung (als Literatur im engeren Sinn, als Versuch des Einfangens von Wirklichkeiten und deren Formulierung als Schiene für das Verständnis für den Anderen und das Andere), müßte demnach für jeden Erwachsenen selbstverständlich sein, das Verschanzen hinter Ausreden (keine Zeit, Überarbeitung, „höchstens Fachliteratur") legt eine materialistische, menschenfeindliche Einstellung bloß, in der die Karriere, das Prestige und das Geld als oberste Richtschnur vom einzelnen freiwillig anerkannt werden.

Vielleicht sollte sich mancher „Mittvierziger" überlegen, daß es auch zu spät sein kann, mit dem Lesen anfangen zu wollen: nicht nur Sehschwäche und Krankheit, auch geistige Unbeweglichkeit (die bereits in jungen Jahren einsetzen kann) können zu irreparablen Verkümmerungen führen.

Dokumentationen sind wichtig, Zahlen in Computersystemen speicherbar, vergleichbar mit anderen Bundesländern, und auch international.

Ich möchte in den Streiflichtern auszugsweise festhalten,

wie wie viel guter Wille
Phantasiereichtum
zur Verfügung gestellte Zeit
persönliches Engagement
freundschaftliches Wohlwollen und

Miteinander: um diese „steirische Büchereileiterrunde„ haben uns viele Bibliothekare im Inland und im Ausland beneidet – diese Jahrzehnte geprägt haben.

Ich nenne – fast – keine Namen, um nicht die einen zu bevorzugen und die anderen hintanzusetzen, aber alle werden bestätigen, daß besonders auch die gemeinsam durchgeführten Kulturfahrten, emotional die Verantwortlichen zusammengeschmiedet haben und fachliche Erfahrungen so gemeinsam erfahren, durchdiskutiert und verwirklicht wurden.

Unter den unvergeßlichen „Reiseführern": Prof. Lendl, Dr. Franz Roth, Hanna Binder, ergab eine Reprospektive 42 Bildungsfahrten:

Eine der ersten ins Waldviertel (1974): mit 40 – 50

Kirchenbesuchen einsame Spitze (manche Besichtigung kommt mir als „Seniorenstudentin und Jungkunsthistorikern nun nach Jahrzehnten zugute), ein Höhepunkt: die Fahrt nach Paris und zu den Loireschlössern (1983) in Begleitung von Herrn Prof. Jungwirth und seiner chamanten, aus Frankreich stammenden Gattin; mehrmalige Besuche der Bologner Kinderbuchmesse (1984, 1991), wo bleibende Kontakte mit Verlegern und Autoren geknüpft wurden; Fahrten zu Freunden der damaligen Ostblockstaaten: 1977 und 1992 in die CSSR, 1980 nach Polen (unsere Männerwelt lag „geschlossen" der liebreizenden Halina zu Füßen); mehrmalige Besuche in Ungarn (1981/1990/1994) nach Szombathely, Pecs, Budapest, Györ und 1994 nach Slo-wenien (Laibach). Spanien, das besonders durch die vielen Inlandflüge bei Tagesanbruch und Abendstimmung in Erinnerung blieb, eine „alte Liebe" Südtirol ursprünglich Büchereientwicklungsland unter besonderer österreichischer (steirischer) Patronanz – inzwischen hochausgebildetes Vorbild in dieser Funktion: 1975/1983.

Und immer wieder Italien mit Besuchen von Florenz 1982, 1984, der Palladiobauten 1988, der Langobardenausstellung 1989.

Eine Selbstverständlichkeit der Besuch der Steirischen Landesausstellungen: Bibliothekare sollen und können als Multiplikatoren am Heimatort dienen und Fahrten organisieren und vorbereiten.

Allen Teilnehmern sind die Eindrücke aus Irland (1987) und Ägypten (1989) und die Schiffsreise von Moskau nach Petersburg (1993), wo mit dem russischen Künstlerpaar, das in steirischen Büchereien „Malwerkstätten" durchführte, herzlichstes Wiedersehen gefeiert wurde, in unauslöschlicher Erinnerung.

Manch einer denkt an die straßenlose Durchquerung Istriens mit einem großen Bus und einem geduldigen, geschickten Chauffeur, und Gespräche mit in ausgestorbenen „Gebirgsdörfern" zurückgebliebenen uralten Leuten; die anderen spüren die Hitze von Avila und Toledo, wo wir unsere Reiseleiterin fast an einer Lebensmittelvergiftung „einbüßten"; unvergeßlich die „Stifterlesung" im Böhmerwald; die nächtlichen „Kafkadiskussionen" auf der Prager Karlsbrücke; die Schmuggelaffäre mit unserem „Francesco Passohne" (=ein ohne Paß reisender oststeirischer Bibliothekar); jeder der Teilnehmer könnte andere heitere, liebenswürdige, aufregende, besinnliche Ereignisse aufzählen....

Begegnungen mit Autoren befruchten die Büchereiarbeit - Bibliothekare und Leser initiieren die Themenwahl der Autoren, ermutigen Jungliteraten zu Niederschriften. Die Frühjahrs- und Herbsttagungen für steirische Bibliothekare, vorbereitet und organisiert von der Büchereistelle unter meiner Leitung erfreuten sich immer größer werdenden Zuspruches. Waren es noch 1970 knapp 50 Teilnehmer, die sich im Knabenseminar einfanden, konnte in den folgenden Jahrzehnten der Turn- und Festsaal in der Landes-Landwirtschaftsschule Haidegg, gerade alle (bis zu 180) Bildungshungrigen aufnehmen. Nie fehlte die ausführliche Buchausstellung, die von Helga Plautz hervorragend betreut wurde.

Die Themenabfolge wurde im „Hinterkopf" von den einzelnen Systematikgruppen der Buchaufstellung beeinflußt und ausgewählt; der Gedanke,daß jeder Bibliothekar wenigstens 2mal im Jahr „literarische Nahrung" angeboten bekommen sollte und auch für den Bucheinkauf, die Leserberatung Informationen und für sich selbst Wissenserweiterung mitheimnehmen können sollte. Während ein gleichbleibender Schwerpunkt das Kinder- und Jugendbuch war, wechselten die anderen Sachgebiete im Programrnn ab. Wer denkt nicht noch gerne an die Anfänge mit der inzwischen leider schon verstorbenen Wilhelmine Lussnig oder der international bekannten Luzia Binder zurück? Einen pädagogisch besonders gut aufgebauten Tag versprach immer ein Referat von Prof . Alfred Redik. Frau Dir. Herlinde Almer gelang es, daß sich die Büchereien auch als Stätten der Begegnung mit bildender Kunst sehen lernten. Gespräche mit dem Schauspieldirektor von Graz, Einblick in die Arbeit eines Wildtierbiologen: Univ.-Prof. Antal Festetics; Friedensseminare rnit Dolores Bauer, Teilnahme an der Hochschulveranstaltung „Frauen aus aller Herren Länder"; „Der geschändete Kontinent: 500 Jahre Kolonisierung Amerikas", geben weiteren Einblick in das weitgestreut angebotene Programm. Unter dem Titel „Leb wohl Jugoslawien", wird uns allen das Gespräch am 26. November 1994 mit Milo Dor unvergessen bleiben.

Allzeit beliebt und rnit „Bibliothekarsabordnungen" aus Öffentlichen Büchereien und Schulen (die Lehrer der Landwirtschaftsschulen waren immer vertreten) beschickt, waren die Informationstagungen, die dem Kinder- und Jugendbuch gewidmet waren: Friedl Hofbauer, Käthe Recheis, Lene Mayer-Skumanz, Folke Tegetthoff; Willi Fährmann, Dirk Walbrecker, Franz S. Sklenitzka, Georg Bydlinsky, Winfried Opgenoorth (viele Namen tauchen wieder bei der KI-LI-WE auf), fühlten sich im Kreise der steirischen Bibliothekare wohl und nahmen immer wieder gerne Einladungen von den einzelnen Büchereiorten an.....

KI-LI-WE: eine Idee macht Schule.

1988 wurde die Idee geboren und sogleich in St. Lorenzen am Wechsel durchgeführt.

Ohne den beispielhaften Pioniergeist vom Lehrerehepaar Semlegger und dem Interesse des steirischen herbstes an diesem Projekt (H. G. Haberl hat sich mit dieser Hilfestellung in vielen Eltern- und Kinderherzen ein bleibendes Andenken gesichert), wäre diese Idee: Kinderliteraturwerkstätten als Initiative der steirischen Literaturvermittlung durch Öffentliche Büchereien, sicherlich nicht durchführbar gewesen und bis einschließlich 1994 durchgeführt worden.

Man müßte es nachzählen, wieviel Buben und Mädchen zwischen 9 und 14 Jahren begeistert mitgetan haben.

Wieviel Arbeitsstunden die Initiatoren, Bibliothekare, Helfer, Autoren während der Vorbereitung und Durchführung geleistet haben.

Ein Einblick in das Archiv in St. Lorenzen, wo alle Kinderarbeiten, Fotos usw. aufliegen, würde Interessierte wirklich begeistern.

Neben St.Lorenzen am Wechsel kristallisierte sich die Bücherei Hohentauern (die „Seele" heißt Charlotte Verbnjak) als „2. Standbein" heraus; Hohentauern wagte

sogar den bei weitem schwereren Versuch, LI-WE: Literaturwerkstatt für Erwachsene durchzuführen. Im Nachhinein war das bewährte Team: Walter Thorwarti, Heinz Zechner, Kurt Röder – das Jahr zuvor war Renate Welsh die „Impulsgeberin," – vom Geleisteten begeistert.

KI-LI-WE in Röthelstein bei Admont kam durch das sponsering von und mit Folke Tegetdorff zustande.

Donnersbachwald mit dem rührigen „Bürgermeister-Büchereileiterin-Ehepaar" (auch in Fehring hat es durch Jahrzehnte so eine verdienstvolle Partnerschaft gegeben), konnte 1992 auf eine gelungene KI-LI-WE mit Mutter und Tochter Schreiber hinweisen.

Der Kulturverein und die Öffentliche Bücherei St. Gallen (wenn alle Bürgermeister so hinter ihrer Bücherei stehen würden), inszenierten 1993 und 1994 KI-LI-WES auf der romantischen Burg Gallenstein. Trotz Herbstschnee und Schnürlregen schwärmten nicht nur die Kinder, sondern auch die Künstler: Evelyn Schmidt, Hermi Ganser, Renate Kunst von diesen ereignisvollen Tagen.

Auch Literaten, die in erster Linie für Erwachsene schreiben, wie Andrea Wolfmayr, Reinhard P. Gruber, Barbara Frischmuth taten bei diesem Pilotprojekt mit, genauso wie Evelyn Stein-Fischer und Erich Ballinger, Gabi Berger, Ernst A. Ekker, Gerhard Hofer.

Die Aufführung der „Indianeroper" im Kolumbusjahr, die durch das großzügige Mittun der „Broadlahngruppe" und ihres Chefs, in St.Lorenzen am Wechsel zustande kam, wäre einer öffentlichen Aufzeichnung wert gewesen.

Eine ganz andere Idee verwirklichte der Ennstaler Büchereikreis, wo unter der unermüdlichen Obsorge von Frau Prof. Ulrike Jahn, Stadtbücherei Liezen, das erste „vernetzte Büchereisystem": lne (= literatur network ennstal) in der Steiermark verwirklicht wurde. In Zukunft können die Ennstaler und Ausseerlandleser (ein von der übrigen Steiermark und der Grazer Zentrale räumlich weit entferntes Gebiet) mittels PC und on-line auf den gesamten Buchbestand ihrer Öffentlichen Büchereien (in Liezen zusätzlich verbunden mit der Schulbücherei des Bundesschulzentrums) zurückgreifen.

Auf Kloepfers Spuren gab es immer schon reges kulturelles Treiben in Eibiswald, Köflach und Voitsberg. Die Gastfreundschaft, die in- und ausländische Gäste in der Stadtbücherei Köflach, die gemeinsam mit dem Heimatmuseum im „Kloepferhaus" untergebracht ist, genossen, bleibt sicherlich unvergessen.

Das Büchereiteam, jahrelang unentwegt zu „Arbeitseinsätzen" unterwegs, wenn es in örtlichen Büchereien zu helfen und zu revitalisieren gab, könnte einen „eigenen Anekdotenband" herausbringen.

Der Vorreiter im Aufbau und Ausbau des steirischen Büchereinetzes war sicherlich die Oststeiermark. Bei einer vom geschäftsführenden Vorstand des Büchereiverbandes, Dr. Rudolf Müller, besuchten Büchereieröffnung nannte er diese steirischen Büchereien die „Perlen auf einer langen Kette aneinandergereiht und jede für sich kostbar und einmalig." Gleisdorf, Hartberg, Weiz-Weberhaus, Bad Radkersburg sind „Herzeigebüchereien", ebenso wie das l. eigene Büchereihaus in Trofaiach, vorangegangen waren die großzügigen Neuunterbringungen im Mürztalerraum mit Mürzzuschlag und Kapfenberg. Aus der Bücherei Pöllau kam der 1. Vorsitzende der „Arbeitsgemeinschaft steirischer Büchereileiter und -innen", flankiert von Kollegen aus Heiligenkreuz am Waasen, St Georgen a. d. Stiefing, Fehring und Ilz. Daß Bürgermeister, Bezirksschulinspektoren, ehrenamtlich das Amt des Büchereileiters in ihren Heimatgemeinden ausübten und -üben, spricht für die Wertschätzung, die diese Kultureinrichtung in den Augen verantwortungsvoller Bürger besitzt.

In den späten Achtziger-Jahren intensivierten sich auch die Kontakte mit den befreundeten Nachbarländern, zur offiziellen Mitarbeit in der Alpen-Adria-Gemeinschaft; bei diesen Zusammenkünften wurde den österreichischen Vertretern, die in anderen Ländern selbstverständliche Einheit von „wissenschaftlichen Bibliotheken und Volkbücherein" in einem Verband praktisch vor Augen geführt.

Auch – nicht nur – durch diese Kontakte verstärkten sich daheim in Graz die freundschaftlichen Begegnungen mit der Grazer Universitätsbibliothek. Die seit eh und je bestehenden Kontakte mit der Landesbibliothek am Joanneum und der Studienbibliothek der Arbeiterkammer runden diese Aufzählung ab, die zeigen soll, daß es um Bemühungen ging, klein und groß; nah und fern; miteinander zu verknüpfen.

Immer war die großzügige Befürwortung und das Gewährenlassen des übergeordneten Dienstgebers – die staatlichen Büchereistellen sind ja eine Einrichtung des BMUK– und die tatkräftige Unterstützung der steirischen Landesregierung, mit der gemeinsam alle Aktivitäten gesetzt wurden, die Voraussetzung aller dieser Aktivitäten.

Ein kleines persönliches, ermutigendes Wort an alle Bibliothekare, die manchmal fast an der Sinnhaftigkeit ihrer Aufgabe zweifeln oder verzweifeln wollen:

Vor kurzem sprach mich am Kaiser-Josef-Platz eine Standlerin an und apostrophierte nach 40(!) Jahren meine Worte, die ich als kath. Jugendführerin anläßlich eines „Einkehrtages" gesprochen hätte; so wird auch manche als vergebens eingestufte Büchereigründung oder manches vergebens als besonders wichtig zu lesendes empfohlenes Buch – ohne Rückmeldung an Sie als Vermittler – Wurzeln in den Herzen der Leser von steirischen Büchereien schlagen.

Helma Roth lebt in Graz, war lange Zeit Leiterin der Büchereistelle bei der Förderungsstelle des Bundes für Erwachsenenbildung in der Steiermark.

Eva Schäffer

Wie anderswo Erdäpfel

„Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?" - „Prinz, die Kunst geht nach Brot." - „Das muß sie nicht; das soll sie nicht - in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht."

Dieser Dialog aus Gotthold Ephraim Lessings Trauerspiel „Emilia Galotti", erster Akt, zweiter Auftritt, dient seit zweihundert Jahren als ebenso kurzer wie treffender literarischer Hinweis auf die Abhängigkeit des Künstlers von jenen Menschen und Mächten, denen die Verteilung des schnöden Mammon zur Ausschöpfung kreativen Potentials obliegt.

Der genannte Conti verläßt, wie Kenner des Stükkes wissen, das Schloß des Prinzen Hettore Gonzaga reich beschenkt, hat doch das mitgebrachte Bildnis des lieblichen, vom adeligen Herrn heimlich verehrten Bürgermädchens Emilia diesen in Geberlaune versetzt. Das Glück des Malers ist freilich unwesentlich für den Fortgang der Handlung und ihr unerfreuliches Ende. Lessing, der Theaterautor, brachte mit der Figur des Conti eben nur fein und markant einen Hinweis auf die zermürbende Unsicherheit der Existenz kunstschaffender Menschen an. Er wußte, wovon er dichtete.

Des Dramatikers Brot wird nach wie vor mühsam verdient und zwar allerorten. Groß ist die Zahl längst verblichener Stückeschreiber, die zu Lebzeiten darbten und deren Werke heute Dauerbrenner auf unseren Bühnen sind. Aber auch die Gegenwart geht nicht immer freundlich mit ihren lebendigen Verfassern von Theaterstücken um; hält wohl Trostpflaster wie halbwegs gutdotierte Preise, Dramatikerwettbewerbe und Stipendien bereit; erweist sich aber als höchst zurückhaltend, um nicht zu sagen abwehrend, wenn es darum geht, dem Stück zu verschaffen, wofür es erdacht, geschrieben wurde: Öffentlichkeit durch eine sorgfältig vorbereitete Uraufführung an einem kleinen oder großen, auf jeden Fall angesehenen Theater – und damit vielleicht das Interesse anderer Direktoren und Dramaturgen an dem Werk.

„In Graz, der steirischen Hauptstadt, wachsen in loser Verbindung mit der Künstlervereinigung Forum Stadtpark und ihrer Zeitschrift ‚manuskripte' die dramatischen Talente, so scheint es, wie anderswo Kartoffel", schrieb euphorisch der renommierte deutsche Theaterkritiker Georg Hensel in seinem 1972 erschienenen Buch „Theater der Zeitgenossen. Stücke und Autoren" (Ullstein Verlag Frankfurt am Main). Untermauerte seine Behauptung mit den Namen Peter Handke, Harald Sommer, Gerald Szyszkowitz, Franz Buchrieser und Wolfgang Bauer. Alle fünf Autoren hatten damals mit Erstlingsstücken weit über die steirischen Grenzen hinaus Aufsehen erregt, beim Nachbar Deutschland Anerkennung gefunden, bevor ihr Geburtsland vom dramatischen Talent seiner Söhne Notiz nahm. Handkes „Publikumsbeschimpfung": uraufgeführt 1966 im Frankfurter Theater am Turm (Regie: Claus Peymann); Bauers „Magic afternoon": uraufgeführt 1968 am Landestheater Hannover (Regie: Horst Zankl); Buchriesers „Hanserl": uraufgeführt 1971 auf der Werkstattbühne des Schillertheaters Berlin (Regie: Fritz Zecha). Die Einakter „Triki Traki" und „Die Hure Gerhild" von Szyszkowitz wurden – immerhin durch die Grazer Bühnen, an denen der Autor damals als Dramaturg beschäftigt war – 1971 im Rahmen der Experimenta 4 in Frankfurt uraufgeführt und Harald Sommer schaffte es tatsächlich, seinen Einakter „Die Leit" und das abendfüllende Stück „A unhamlich schtorka Obgaung" am Theater seiner Heimatstadt Graz aus der Taufe heben zu lassen (1969 bzw. 1970).

Was ist nach mehr als zwanzig Jahren für uns doch auch zum Dramatiker-Patriotismus neigende Theaterbesucher geblieben? Von den genannten Autoren hat sich über alle Strömungen hinweg und offensichtlich nach wie vor besessen für die Bühne schreibend, nur Wolfgang Bauer (Jahrgang 1941) wirklich behauptet. Szyszkowitz machte sich als ORF-Redakteur um Heranziehung von Fernsehspielen verdient; Harald Sommer ist als Autor nicht mehr präsent, Handkes Stücke für das Theater sind ausschließlich von mit einem Monster-Etat versehenen Häusern akzeptabel verwirklichbar und Franz Buchrieser, der gelernte Schauspieler, zieht es längst vor, via TV und Kino zu arbeiten: immer anspruchsvoll, nie billige Angebote akzeptierend – nicht nur als kurzfristiger „Kottan"-Darsteller, auch bei seiner Mitwirkung der Verfilmung von Alfred Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz" hat er das bewiesen. Daß er es aufgegeben hat, für das Theater zu schreiben, ist trotzdem lebhaft zu bedauern.

Die Gründe für diese Verweigerung mögen auch in den Querelen rund um die geplante und geplatzte österreichische Erstaufführung von Buchriesers dramaturgisch hervorragendem, sprachlich ungemein packendem Stück über einen frisch entlassenen Häftling, „Das Produkt" im „steirischen herbst" 1975 auf der Probebühne des Grazer Schauspielhauses, wurzeln. Da gab es ein für alle Beteiligten zermürbendes Hin und Her zwischen Autor, Hauptdarsteller, Umbesetzungen, Probenzeiten, öde Aufrechnungen von Schuld an Pannen, auch Ängste wohl vor Zuschauer-Verstörung wegen der Problematik des Stückes: ein Messerstecher und Gewalttäter, um den sich während seiner achtjährigen Haft ein Journalist und seine Frau gekümmert haben, wird entlassen und geht sofort zu eben diesem Ehepaar, um bei diesen beiden Vertrauenspersonen sein neues Leben zu beginnen. Aber nur einen Tag lang halten sie ihn aus... Ein gutes, handfestes,die Realität von Strafvollzug und den Umgang mit der Bereitwilligkeit straffällig gewordener Menschen, es anders, besser zu machen, sensibel verdeutlichendes Stück.Man könnte es wieder spielen - mit einem sehr guten, den Hauptdarsteller energisch wie behutsam führenden Regisseur. Und wo?

Die Bühnen Graz, ehemals und nach wie vor überall „Vereinigte Bühnen" genannt, böten sich schon an

als Schauplatz. Hat sich doch gerade diese Institution um die Produkte aus heimischen Schreibmaschinen immer wieder bemüht; weniger freilich aus eigenem Antrieb, als genötigt von den jeweils für das Festival „steirischer herbst" Verantwortlichen. Eine für alle Beteiligten vielversprechende Zusammenarbeit zwischen der künstlerischen Heimat der potentiellen Autoren, dem Forum Stadtpark, und den Bühnen wurde versuchsweise im „herbst" 1976 gestartet: die Uraufführung von Alfred Paul Schmidts „buenas noches piaster" mit Profis vom Theater im Forum. Bedauerlicherweise eine einmalige, bislang nicht wiederholte Aktion. Denn die Künstler des Schauspielhauses, gewöhnt an dienstbeflissene Garderober, an vorbildlich gepflegte sanitäre Anlagen, kurz, an die Arbeitsbedingungen eines gutsubventionierten Stadttheaters, hatten die bescheidenen technischen und räumlichen Möglichkeiten des Forum nur höchst widerwillig in Kauf genommen. Die Bühnen zogen es fortan vor, die seltenen Uraufführungen von Stücken hiesiger Dramatiker unterm eigenen Dach zu produzieren.

Nach der Schmidt-Uraufführung passierte im ehemals so rührigen Theaterreferat des Forum einmal nichts. Der damalige Präsident Alfred Kolleritsch erklärte in der Jahreshauptversammlung der Künstlervereinigung im Juni 1977, daß das Referat derzeit stillgelegt sei, daß sich aber der aus Graz gebürtige Schauspieler Erhard Koren dafür interessiere und es vielleicht übernehmen werde. Dazu aber kam es dann doch nicht. Erst im März 1981 gab es wieder eine Aufführung – und sie war ein imponierender Neubeginn für Theateraktivitäten im Stadtpark.

Heinz Hartwig (heute Leiter der Abteilung Literatur und Hörspiel bei Radio Steiermark), damals Deutschprofessor am Akademischen Gymnasium in Graz und einer der Betreuer des Theaters im Keller, inszenierte mit Ilse Bartram-Kohls und Reinhard Hauser die Dramatisierung von Peter Handkes erfolgreichem Roman „Wunschloses Unglück". Nur vier Aufführungen waren geplant gewesen; gespielt wurde dann wegen der boomenden Nachfrage nach Karten wochenlang und gut zehn Jahre noch absolvierten die beiden Künstler mit der Produktion Gastspiele in aller Welt. Eine besondere Anerkennung wurde der mit lächerlich geringem finanziellen und technischen Aufwand erarbeitete Inszenierung 1983 mit einer Einladung zum Rahmenprogramm des renommierten Berliner Theatertreffens zuteil. Die Grazer Produktion von „Wunschloses Unglück" war damals der des Wiener Burgtheaters, der größten und reichsten Sprechbühne des Landes, vorgezogen worden. Einen Tisch, zwei Sessel, zwei Scheinwerfer und hochqualifizierte Interpreten sowie einen außergewöhnlichen Text: mehr brauchten sie nicht im Forum, um den Ruf dieser Institution einmal mehr über die Grenzen zu tragen.

Aus dem Theaterreferat ist bekanntlich Mitte der achtziger Jahre das „forum stadtpark theater" hervorgegangen, unter der Leitung des als Schriftsteller bekannten Ernst M. Binder und des Schauspielers Christian Pölzl. Und beide griffen für ihre erste Premiere nicht nach dem nagelneuen Stück eines noch zu entdeckenden steirischen Dramatikers, sondern auf Bewährtes zurück, auf Wolfgang Bauers gutes altes „Magic afternoon". Der Erfolg war enorm, legte Zeugnis ab von der simplen Tatsache, daß gute Theaterstücke ihre Entstehungszeit souverän zu überdauern vermögen. In der Saison 1985/86 brachte das kleine Theater im Keller in der Münzgrabenstraße Bauers Einakter „Party for six" und „Film und Frau" zur Grazer Erstaufführung. Die beiden Ende der sechziger Jahre entstandenen Stücke lockten junge Leute in Scharen an, eine Generation, gerade geboren, als Bauer seine ersten Schreibversuche unternahm. Und ebenfalls 1985 erinnerte sich auch das Schauspielhaus Graz an den Dichter Bauer, holte dessen 1962 geschriebene, noch nicht uraufgeführte Komödie „Pfnacht" aus der Versenkung.

„Ein tolles Stück" schwärmte damals vor der Premiere der Schweizer Regisseur Kurt Josef Schildknecht (zu dieser Zeit Erster Spielleiter am Schauspielhaus). „Wenn man daran geht, es mit den Schauspielern zu machen, dann sieht man, daß es mit einer dramaturgischen Pranke geschrieben ist. Die Figuren, das sind herrliche Typen, die sich nicht vom Kopf her konstruieren lassen, die stimmen einfach. Bauer gehört zu den zwei, drei großen dramatischen Begabungen der letzten zwanzig Jahre im deutschsprachigen Raum. Ich könnte jetzt gar nicht sagen, wen ich für begabter halte."

Das enorme Wagnis, eines von Wolfgang Bauers dramaturgisch komplizierteren Stücken, „Das kurze Leben der Schneewolken", mit lächerlich bescheidenen personellen und technischen Möglichkeiten zur Grazer Erstaufführung zu bringen, mündete 1991 im Theater im Keller in einen verblüffenden Publikumserfolg. Und fast automatisch erhielt wenig später Bauer und kein anderer vom Kulturreferat der Stadt Graz das Angebot für den „Europäischen Kulturmonat" 1993 in der steirischen Hauptstadt ein abendfüllendes Stück zu schreiben.Die Frage, warum denn der ohnehin so fleißig gespielte Dramatiker den ehrenvollen Werkauftrag erhalten habe, beantwortete Kulturstadtrat Helmut Strobl mit einer schlichten Gegenfrage: „Wer sonst?"

Bauer, Bauer und wieder Bauer: sind das „Literaturland Steiermark" und Graz, die sogenannte „heimliche Hauptstadt der Literatur", wirklich so arm an Schreibern für das Theater, die über das Tagesinteresse hinaus nachhaltige Aufmerksamkeit zu gewinnen vermögen? Es scheint so, vor allem dann, wenn man das Etikett „steirisch" mit besonderer Strenge anwendet: Peter Handke ist seiner Herkunft nach Kärntner und Elfriede Jelinek, obwohl in Mürzzuschlag in der Steiermark geboren, in Wien aufgewachsen und beheimatet.

Im Jahr 1986 veranstaltete das genannte Grazer Theater im Keller einen Stückewettbewerb, der österreichweit ausgeschrieben wurde. Aus den über 30 Einsendungen wählte eine aus Theaterkünstlern, Theaterkritikern und Vertretern des Theaters im Keller zusammengesetzte Jury das Stück „Owi lacht" eines gewissen Max Gad (Künstlername). Der Autor entpuppte sich als ein Grazer Kulturjournalist, das Stück, das sich mit dem Grauen eines Terroristenüberfalles auf einen Flughafen beschäftigt, fand starke Anerkennung, auch bei der Presse. Gad wurde vom „steirischen herbst" eingeladen, für das Festival ein Stück zu schreiben: „Happy Baby" erlebte 1987 auf der Probebühne des Schauspiel-

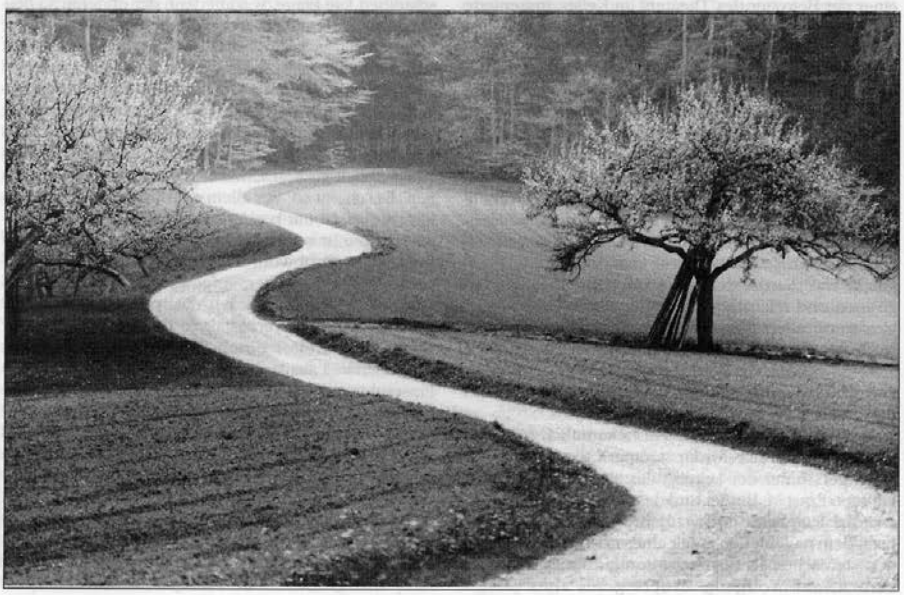
hauses Graz seine Uraufführung, die begeistert aufgenommen wurde - trotz der vom Autor öffentlich bekundeten Ablehnung des Inszenierungskonzeptes des slowenischen Regisseurs Eduard Miler. 1991 schließlich bot sich Max Gad die Gelegenheit, sein neues Stück „Wir spielen nur, es tut nicht weh" selbst zu inszenieren, im „forum stadtpark theater". Es war für Gad „die erste Regie meines Lebens" und - wie sich am 15. Jänner 1991, dem Tag der Premiere, herausstellte – ein mehr als erstaunliches Regie-Debüt. Das Stück ist der ebenso erschütternde wie sprachlich fulminante Monolog einer Frau, die mit ihrem nach einem Unfall schwer behinderten Vater, der sie als Kind ständig mißbrauchte, abrechnet. Mutig, unerbittlich, rigoros strapazierte Max Gad in dieser Produktion die Gefühle der Zuschauer, Text und Regie gingen in dieser Aufführung eine auch an großen und reichen Theatern seltene Verbindung ein. Es regnete Einladungen für die Produktion, sie gastierte in Salzburg, Wien, in Stuttgart, Esslingen und am Slowenischen Nationaltheater Ljubljana. Max Gad, eine Dramatiker- und Regie-Hoffnung?

Schon 1993 inszenierte Gad wieder im Forum ein Gad-Stück, aber dem Werk „An die Wand schön" wurde nur ein Achtungserfolg zuteil. Jüngst, als das Forum-Theater mit „Lederfresse" des deutschen Autors Helmut Krausser seine Sommerproduktion 1995 vorstellte, war auch Max Gad unter den Premierenbesuchern zu finden. Eine gute Gelegenheit also, ihn nach Arbeitsplänen für das Theater zu fragen. Gad zögerte mit einer Antwort, deutete jedoch an, daß er mit einem Stück beschäftigt sei. „Bei mir ist es freilich sehr schwierig", sagte er. Er habe immer wieder das Gefühl, mit dem Geschriebenen noch nicht zufrieden sein zu dürfen: „Und so schmeiße ich halt dauernd Texte weg und fange wieder an."

Auch Max Gad zählt zum großen Kreis jener Autoren, die einem Brotberuf nachgehen, vom Schreiben nicht leben können, eine Familie zu erhalten haben, was eine nach wie vor beklagenswerte, vom ganz normalen Leser und Theaterbesucher häufig unterschätzte Belastung bedeutet, eine oft folgenschwere Beeinträchtigung schriftstellerischer Arbeit. Die Dramatiker-Tantiemen an den Theatern nehmen sich - verglichen mit den Regiegagen - läppisch aus, die finanziell für den Autor durchaus interessante Förderungs-Art Werkauftrag gebiert wiederum Schreib-und Zeitdruck.Nicht selten auch werden neue Stücke von kaum bekannten Verfassern von Theatern, in der Steiermark und anderswo, als lästige Pflichtübung hinter sich gebracht - entsprechend mittelmäßig schaut dann die Aufführung aus, was so manchem Autor die erhoffte Karriere verbaut. „Uraufführungen sind für die Theater wie Blinddarm-Operationen, bloß schnell weg damit" - Franz Buchrieser hat es einmal auf den Punkt gebracht. Eine wohl immer noch gültige Erkenntnis.

Und dennoch: vor vielen, vielen Jahren tauchte in Graz ein ungebärdiger junger schreibwütiger Mann namens Wolfgang Bauer auf, der seine freie Liebe zum Theater entdeckt hatte. Eine tiefe Beziehung ist aus dieser Liebe entstanden und die Partner haben sich glücklicherweise bis heute nicht getrennt.

Eva Schäffer ist Kulturredakteurin der Neuen Zeit Graz.



Bernd Schmidt

Der Gaul als Zwölfender

In und mit der steirischen Literatur verhält es sich kaum anders als in und mit anderen regionalen Literaturen. (Was eine Literatur über-regional, ja: international macht, ist kurioserweise nicht selten ihr ausgeprägt regionaler Habitus.) Das Geschriebene ist genauso stark – oder genauso schwach „verwurzelt" wie andere Kreativitätlichkeiten in dem, was man „spezielle" Kultur, regionales Feeling oder am Ende gar lokal-, öko- oder soziokulturelles Outfit nennen könnte, wenn man nicht vor solchem Sprachmüll in der Regel zurückschreckte. Hauptsache: Es wird *etwas* geschrieben.

Also, da schreiben Schriftsteller – dagegen ist ja weiter nichts einzuwenden. Ihre Kollegen schreiben ebenfalls. Und die einen können daher der jeweils anderen literarische Ergüsse gar nicht (oder nur selten; und dann wiederum nicht selten: ungern) lesen, konsumieren, aufnehmen. Die Zeit – man hat sie halt nicht.

Von internationalen Problemen (etwa: Gerät der neue, im amerikanischen Original wenig bis kaum lesbare John Irving tatsächlich in einer noch weniger lesbaren deutschen Fassung aus der selben) leitet sich alles – und wie von selbst! – ins Weiß-Grüne.

Zurück.

Also: Es schreiben in der Steiermark sehr viele mehr oder minder Schreibbegabte. Auch dagegen ist nichts zu sagen, zudem dieser Umstand kein typisch steirischer zu sein scheint. Doch daß den Erleuchteten gerade die Zeit zum Lesen der Elaborate anderer abgeht, führt uns zu einem (fast) mathematischen Phänomen: Da die Zahl der selber Schreibenden ständig zunimmt, muß folgerichtig die der das anderer Schreibender Lesenden ebenso ständig abnehmen. (Vorausgesetzt, wir folgerten eingangs richtig.) Stimmt doch – wenn auch nicht froh und glücklich.

Wer freilich niemand anderes Sachen liest, bildet am ehesten das heraus, was die Literarhistoriker gern als „eigenen Stil" bezeichnen. Auch diese Wissenschaftsspecies scheint allerdings, stets dem Wunschbild eines *eigenen* Stils hinterherirrend, nicht selten – und bedingt durch ausschließliches Lesen der *eigenen* Theorien – tatsächlich einen eigenartigen Stil zu entwickeln…

Ja, so ein eigener Stil ist schon eine gute Sache. Und dagegen ist nun wirklich kaum etwas unanfechtbar Abwertendes zu sagen (das nicht sofort auf den Sagenden zurückfiele).

*

Alles, was wir bisher erwähnt und angeführt haben, stimmt natürlich nicht.

Manchmal lesen die Autoren ja *doch* etwas von dem, was ihre Kolleginnen und Kollegen durch die (eigene!) Feder sich formulieren haben lassen; der „guten alten" Schreibmaschine anvertrauten; in den Computer geächzt wissen wollten; Abgerungenes also. Da lesen die sonst Abstinenten vornehmlich wohl was von „Freunden": von verstorbenen solchen am liebsten. Oder von weitgehend unbekannten Fremden; oder von *so* extrem Speziellen, Dialekten Huldigenden (was sogar in deren Heimat zu bloß 250er Auflagen geführt hat!), daß Exklusivität a priori gewährleistet ist. Exklusivität nun also auch beim unverhofften Leser, der eigentlich Dichter ist, und der nur unwillkürlich…

Und in bestimmten Fällen lesen Autoren *unbedingt*, was andere geschrieben haben (freilich wohl nur teilweise): Dann nämlich, wenn sie gebeten werden (und/oder gar dafür bezahlt), die Laudatio zu halten – anläßlich eines der biologisch nun einmal anfallenden Festtage der Neben-Schriftsteller, oder zu irgendeiner Literaturpreisverleihung an eine (mehr oder minder inferiore) Dichter-Stimme, und vorausgesetzt: sie selbst haben die betreffende Auszeichnung längst schon erhalten…

Vermutlich überfliegt ein Schreibender dann rasch das Œuvre des zu Preisenden (am besten zwischen zwei Gedichten aus eigener Feder), ver-seichtet sich ein wenig *diagonal* in die fremde Schreibe – und auf geht's. Ist doch halb so schlimm: Geben und geben lassen.

*

Nein. In der Steiermark, das weiß die (halbe?) Welt schon längst, ist doch alles *ganz* anders. Zumindest *etwas* anders. Hier gehen die Dichter Hand in Hand (oder: Vers in Vers), betrinken sich annähernd gleich schnell, wenn sie, Poetenherz an Poetenherz gepreßt, in einer der Grazer Innenstadtlokale nicht selten zur Touristen-Staffage geraten.

Daß zwei einander getroffen haben, weil jeder einem potentiellen „Feind" auszuweichen versucht und daher eine andere (der in Graz so scheinbar wie grundsätzlich immer parallel verlaufenden) Straßen gewählt hatte, als vorgehabt: Das ist natürlich infame Unterstellung!

Schon die durchaus im (verräterischen?) *Dur* komponierte Herzlichkeit der Begrüßung, der „Ton" also, zeugt von der Wertschätzung dem „leider z'letzt so selten g'seh'nen Freund" gegenüber: Umarmung, Wangenküsse und die Halb-Frage: „Du hast do' mei' neues Buch scho' g'lesen? I sag' dir: phantastische Rezensionen! Scho' vierhundert ... verschenkte Exemplare! Oh, entschuldige, jetzt aber wirklich einmal zu dir – wie g'fallt *dir* denn mei Büch'l…?!"

Das Buch als Villa und Vorstellung. Nun, das wissen auch die styriakrischen Wortartisten, Ruhm (laut Wilhelm Busch eine „selten über 1000 Jahre" währende „Schwindelware") mag ja – besonders je regionaler – noch einigermaßen leicht erworben werden. Um den Rum in der Stehschnapshalle freilich, herrscht, rein metaphorisch, nicht selten der reinste Literaten-Ansturm. Leben vom Ideal, das ist nur selten ein solcher Zustand. Um bei der verkalauerten Villa zu bleiben: Wo eine Villa ist, ist auch ein Weg. Nur – wer ebnet ihn dem Poeten, der in der Regel selbst unfähig dazu ist, wie sehr „laureatus" er auch noch sein mag…?

Allenthalben wird die steirische – speziell die Grazer – Literaturszene gewürdigt. Durchaus – und besonders von ihr selbst. Indem nämlich bei sogenannten

Autorentreffen, also „Familienfeiern" ganz besonders intriganter Art, jeder ausschließlich über *sein* Werk redet (denn das hat er ja nun wirklich intus!). Wenn sie, die diese Szene urtümlich Beherrschenden, einander nicht selten beim Wein eine solche machen: Sie tun's in der Art alter Ehepaare, deren Hader lediglich *eine* Aussicht birgt: die Prolongation unhaltbarer Zustände.

Dennoch (oder gerade deshalb): Schreiben ist wichtig in der sogenannten „grünen Mark". Und die Schwingen des antiken Flügelpferdes durchrauschen, allem Anschein nach, immer noch die Region, eine, deren Lokal-Patriotismus nicht selten in der Wahl des (auf Leber- und Lebenszeit dazu erkorenen) Lieblingslokals gipfelt. Und diese Verbundenheit mit erfüllbaren Wünschen, erfühlbaren „Werten", Genüssen und Sinnlichkeiten, die (irren wir wirklich?) hat tatsächlich oft schon etwas in der Literatur in Bewegung gesetzt: zumindest Parteiung, die irgendeinen status quo betonieren hilft, also Anti-Bewegung. Die humanste Form der Mobilität.

Auch überregional gibt es solche – eigentlich zunächst wohl kaum ernsthaft angestrebte – Effekte mitunter.

Hat vielleicht der regionale Gaul aus der Obstler-Flasche, solcherart, obwohl das fraglos nur ein Nebeneffekt des Erhofften, eine Ironie vielleicht sogar auf das Erwünschte wäre, hat er eine Metamorphose des Pegasus in den alpinen Zwölfender forciert?

Dann wäre sein Platz erst recht an falschem Ort. Opfer statt Eroberer sein, das wollte er sicherlich niemals. Bei allem angeborenen Leichtsinnspessimismus.

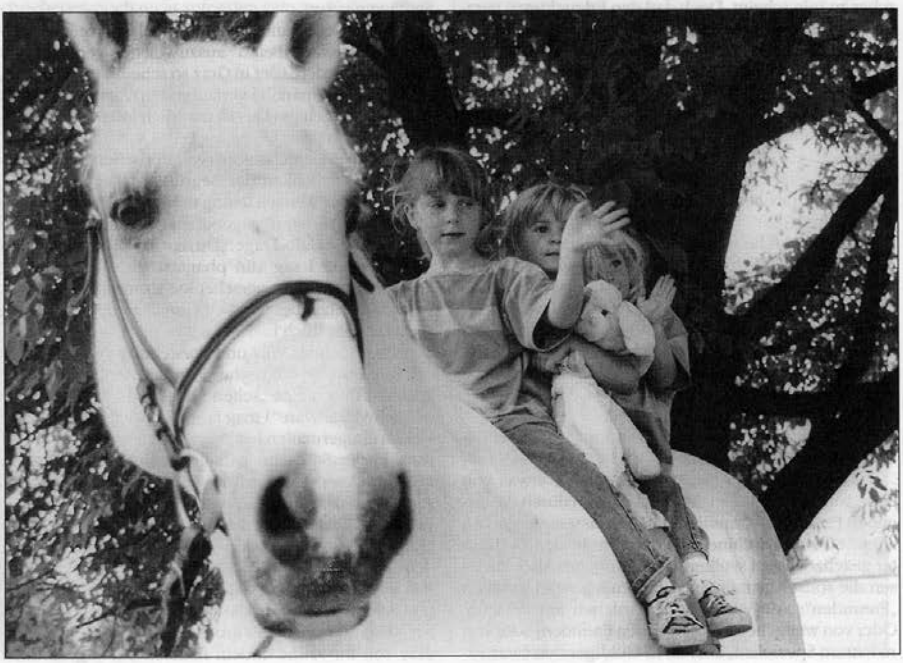
Ohne den literarischen Nimroden (oder den auf seiner legendären Spur durchs tannennadelgepolsterte Dickicht schreitenden Nachfolgern hier und überall), den Lesern also schlechthin, nahetreten zu wollen: Es geht ums *Abschießen*. Immer. Und überall. Geben wir's doch zu: Es geht - um die Trophäe. Es geht um das (für unsere unmaßgeblichen Begriffe: kümmerliche) „Krickerl", das seinen „Ehren"-Platz irgendwo an der Wand, auch im hintersten und dunkelsten Eck der Bibliothek, findet.

Und folgerichtig die abschließende Bitte: Geben Sie dem steirischen Literatur-Hirschen, egal Welch- und Wieviel-Ender er sein (und welches Ende er nehmen) mag, doch wenigstens eine Chance: Stellen Sie ihn zumindest als röhrenden Zwölfender auf Ihren Kamin.

Und heizen Sie einen Meter unterhalb kräftig ein: mit Geschriebenem aus aller Welt – oder mit anderem steirischen Literatenhochwild.

Denn das versöhnt den steirischen Autor am ehesten wieder. Mit sich, den anderen steirischen Autoren – und mit Ihnen.

Bernd Schmidt ist Kulturredakteur der Neuen Kronenzeitung Graz.



GERALD SCHÖPFER

PETER ROSEGGER: EIN DENKMAL WURDE ENTSTAUBT

Ein Denkmal, ungeschützt der Witterung ausgesetzt, muß immer wieder entstaubt, entrostet oder mit Sandstrahl vom Taubenkot etc. gereinigt werden, damit die Feinheiten der ursprünglichen Konturen sichtbar werden.

Im übertragenen Sinn kann dieses Bild auch auf jene populären Persönlichkeiten angewandt werden, deren Image nach ihrem Tod gleichsam zu einem Denkmal erstarrt. Dem jeweiligen Zeitgeist entsprechend werden Lorbeerkränze, aber auch Taubenkot abgeladen. Die Konturen der ursprünglichen Persönlichkeit werden zusehends undeutlicher.

Als wissenschaftlicher Leiter der Steirischen Landesausstellung 1993, die Peter Rosegger gewidmet war, wurde ich mit einer interessanten Aufgabe konfrontiert: Wie präsentiert man einen Dichter, der bereits zu Lebzeiten, aber vor allem nach seinem Tod - also ab 1918 - immer wieder von den verschiedensten politischen Lagern vereinnahmt wurde? Wie geht man mit einem steirischen Heiligtum um, um das sich die verschiedensten Wertungen ranken?

Mir sind 1993 zahlreiche wohlmeinende Ratschläge zugekommen. Jung-Germanisten plädierten für „Denkmalsturz" und „Zeitgeistsurfer", welche von historischem Wissen weitgehend unbelastet waren, wollten den 1918 (!) verstorbenen Dichter partout als „Alt-Nazi" (!) bloßgestellt sehen. Von anderer Seite, die eher von geistiger Unbeweglichkeit gekennzeichnet war, kam mir der gute Ratschlag zu, wir sollten den Katalog und sämtliche Objektbeschriftungen in Fraktur drukken - denn dies wäre die beste Gelegenheit, diese „schöne alte deutsche Schrift" zu neuem Leben zu erwekken; und „Rosegger-Gralshüter" rieten mir zur Glorifizierung, gleichsam zu einer Vergoldung des Denkmals.

Wir haben dann weder den Versuch gemacht, diesen Richtungen zu folgen, noch wollten wir es allen recht machen. Der ehrliche Versuch, nach Objektivität zu streben, Schwächen und Widersprüche nicht zu verdecken, wurde von den Rezensenten, aber auch vom Publikum richtig erfaßt. Unter dem Druck der Massenmedien wird die Legitimation von Großausstellungen vor allem an Besucherzahlen taxiert[1]: Mit über 400.000 Eintritten hat die Rosegger-Schau alle in sie gesetzten Erwartungen übertroffen. Doch neben dieser populistisch anmutenden Sicht aus der quantitativen Akzeptanz wird auch die Qualität zu beurteilen sein. Viele Ausstellungen bemühen sich an bestehende Klischeevorstellungen anzuknüpfen. Um dafür ein Beispiel zu nennen: Wenn sich Österreich im Ausland ausstellt, so ist man meist darum bemüht, die gängigen Vorstellungen von einer musischen „Lippizanerrepublik", die vor allem Mozart und den Jugendstil präsentiert, zu bekräftigen. Hingegen wurde bei der Rosegger-Ausstellung der Versuch gemacht, das verbreitete Bild des „idyllischen Waldpoeten" zu hinterfragen und auch die unbekannten Seiten des Dichters und Journalisten herauszuarbeiten. So ist Rosegger auch als sozialgeschichtlicher Zeitzeuge bedeutsam: Seine Lebenszeit deckte sich weitgehend mit der Regentschaft von Kaiser Franz Joseph I. (1848-1916). In diesem Abschnitt glückte einerseits der ökonomische Aufstieg: Wenn auch ein „Take Off" im Rostowschen Sinne nicht gelungen war und sich die Monarchie in ihrer Endphase noch nicht als ein Industriestaat, sondern nur als ein „industrialisierter Agrarstaat" präsentierte, war immerhin mit der „Gründerzeit" die ökonomische Basis für die Modernisierung Österreichs gelegt worden. Andererseits kam es, vor allem durch die nationalistischen Zentrifugalkräfte, zum politischen Abstieg und schließlich zum Zerfall der Vielvölker-Monarchie.

Rosegger registrierte sensibel den gesellschaftlichen Wandel. Durch seine Romane, aber vor allem durch sein journalistisches Wirken, erweist er sich als ein aussagekräftiger Zeitzeuge, dem die Dynamik der Veränderungen seiner Zeit bewußt war, wenn er beispielsweise festhielt, „daß heute ein einziger Mensch mehr erlebt, als früher Vater, Sohn und Enkel zusammen."[2] Er versuchte auch Alltagsgeschichte und das Leben der „kleinen Leute" aufzuzeichnen. Was er als Literat dokumentierte, entspricht durchaus den Intentionen der modern gewordenen „Geschichte von unten" bzw. der „Oral History", deren Methoden allerdings für Roseggers Lebenszeit aus biologischen Gründen nicht mehr greifen können. So beschrieb er viele jener Berufe, die bereits zu seiner Zeit im Aussterben begriffen waren. Seine „Handwerker-Geschichten", aber auch seine Beschreibungen der bäuerlichen Welt, referieren über sozialgeschichtlich relevante Fakten und Befunde. Mit seinen detaillierten Berichten über Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arbeit, Werkzeug, Freizeitvergnügen usw., eröffnen sich Einblicke, die das Interesse des Volkskundlers und des Sozialhistorikers verdienen. An dieser Stelle sei angemerkt, daß diese Facette in Roseggers Werk zwar heute wiederentdeckt wird, doch aufmerksame Beobachter, wie beispielsweise der Volkskundler Viktor von Geramb, haben diese Bedeutung Roseggers bereits zu seinen Lebzeiten gesehen.

Trotz Sympathie für den Bauernstand entzauberte Rosegger vieles, was auf den ersten Blick in sozialromantischer Verklärung sehr anheimelnd aussehen mag. Das Leben in den Rauchstuben wird keineswegs beschönigt und die Ausbeutung der landwirtschaftlichen Hilfskräfte, die Lebenssituation am Land, bäuerliche Unarten, problematische hygienische Verhältnisse und vieles andere, werden von ihm keineswegs unkritisch vermittelt. Man wird oft den Eindruck nicht los, daß er auch sehr bewußt bestrebt war, Dokumentationen für die Nachwelt zu verfassen, welche den unaufhaltsamen gesellschaftlichen Wandel zumindest literarisch festzuhalten versuchen.

Rosegger war zeitlebens volkskundlich interessiert und im Bemühen, Aussterbendes literarisch zu sichern, stand er auch mit dem Wiener Germanisten K. J. Schröer, den steirischen Landeskundlern und den Vertretern der damals noch jungen Disziplin der Volkskunde in regem Kontakt. Er interessierte sich genauso für die bäuerliche Wohnkultur, die er sogar in selbst verfertigten Zeichnungen dokumentierte, wie für alpenländische Dialekte, ländlichen Aberglauben, seltsame Grabinschriften und skurrile Gipfelbucheintragungen, aussterbende Worte, usw. So stammte von Rosegger die Anregung, ein Wörterbuch der steirischen Mundarten aufzulegen: „Man muß sammeln und sammeln auf allen Straßen, in allen Tälern und Hütten, man wird Schätze über Schätze finden, aber man wird nie damit fertig werden. Doch wird ... ein Werk entstehen, an dem die Ethnographen, Philologen und Germanisten ihre Freude haben sollen."[3]

Es hat auch viele Besucher der Landesausstellung überrascht, daß man in ihm einen der ersten Sozialreporter erblicken kann, welcher sich auch in Strafanstalten und Irrenhäuser wagte, um dann kritisch zu den gesellschaftlichen Zuständen Stellung zu nehmen. In ihm sind aber auch bereits Konturen des heute so verbreiteten „Aktionsjournalismus" zu sehen - er berichtete nicht nur, sondern er rief zu großen Hilfsaktionen bei Naturkatastrophen, wie Erdbeben, Hochwasser etc., auf.[4]

Sein erstaunlicher Lebensweg hat schon zu seinen Lebzeiten die Legendenbildung ermöglicht; er selbst hat auch einiges dazu beigetragen seine Karriere noch steiler erscheinen zu lassen, indem er die ärmliche Herkunft immer wieder in Erinnerung rief.

Leopold Löwenthal hatte Rosegger einmal als einen „erfolgreichen Versager" tituliert. Das klingt böser als es gemeint war und zielt darauf ab, daß er die ihm von den Eltern vorgegebenen Berufsziele nicht erreichte: Üblicherweise wurden aus Bergbauernbuben Bergbauern. Weil er für die harte Arbeit zu schwach war, dafür aber starkes Interesse an der Religion zeigte, dachte man an eine Ausbildung im Grazer Priesterseminar. Dazu sollte es durch Zufälle, aber auch durch den Hinweis eines Pfarrers, daß es bereits genug „schwache" Priester gibt, nicht kommen. So wurde er in die Schneiderlehre geschickt, aber auch als Handwerker war er erfolglos. Nachdem seine dichterische Begabung entdeckt worden war, vermittelten ihm Gönner die Möglichkeit, an der Grazer Handelsakademie als außerordentlicher Hörer am Unterricht teilzunehmen. Trotz allen Bemühens sollte es ihm nicht gelingen, die Anstalt mit einem Maturazeugnis zu verlassen. Wäre er erfolgreicher gewesen, hätte sich seine Karriere auch in die Richtung eines Kommerzialrates entwikkeln können, welcher zu verschiedenen Anlässen Gelegenheitsgedichte verfaßt.

Diese offenkundigen „Schwächen" haben es bewirkt, daß sein Lebensweg in eine andere Richtung lief, an deren Zenith ein gefeierter Dichter stand, welcher mit drei Ehrendoktoraten ausgezeichnet wurde und der ein chancenreicher Kandidat für den Nobelpreis für Literatur war. An seinem Lebensabend konnte der greise Dichter - nicht uneitel - lange Listen anfertigen, wo überall er mit Ehrungen bedacht worden war, wieviele Schulen, Plätze und Straßen bereits seinen Namen trugen etc.

In der Landesausstellung wurde sichtbar gemacht, daß Peter Rosegger nicht nur ein freundlicher Poet, sondern auch ein sehr kantiger, kritischer und überaus streitbarer Schriftsteller und Journalist war. Als zeitkritischer Schriftsteller setzte er sich naturgemäß der Kritik aus allen politischen Lagern aus.

Rosegger sah sich auch oft mit bösen Prädikaten, wie „Lederhosenpoet", „Schneidergesellen-Dichter" und „Ziegenbock-Pegasus" konfrontiert. Er verheimlichte dies keineswegs den Lesern seiner Zeitschrift „Heimgarten" und veröffentlichte viele der über ihn verfaßten spöttischen Verse.

In einigen Rezensionen wurde dem Autodidakten mangelnde Bildung vorgeworfen. Wegen seiner Bemerkungen über die politische Einstellung der Bauern, welchen der Deutschnationalismus gleichgültig sei, wurde Rosegger von deutschnationalen Zeitungen angegriffen.

Dazu Rosegger: „Ich stehe allein und halte es mit keiner Partei ... Ich habe mir nie eingebildet für die Bauern zu schreiben, weil ich weiß, daß sie nichts, oder nur wenig lesen. Ich schreibe über die Bauern, weil ich sie kenne, und weil ein Unterricht über das Volkstum Vielen not tut, die sich zu tief in ihr Zeitungsdeutschtum eingewickelt haben. Solche Leute mißverstehen auch die nationale Aufgabe des Dichters."[5]

Besonders kritisch sah ihn die klerikale Presse, die ihm seine religiöse Toleranz, sein Eintreten für die Evangelischen, die Altkatholiken, für ausgetretene Priester und vor allem seine Forderung nach einer umfassenden Kirchenreform übelnahm. So warf man ihm vor, ohne Moral nur auf die Auflagenziffern zu schielen und vieles zu schreiben, „was ein reines Gemüt abstößt und ein gläubiges Herz im Innersten verwundet."[6]

Der Dichter blieb von harter Kritik und von überschwenglichem Lob äußerlich unbeeindruckt „Ein Schriftsteller, dessen Name seit vielen Jahren wie ein Spielball das einemal in die Höhe geschleudert, das anderemal in den Kot geworfen wird, ist gegen derlei nicht so empfindlich."[7]

Seine mit Leidenschaft vorgebrachte Sozialkritik, seine Kirchenkritik und seine oft sehr polemischen Stellungnahmen involvierten ihn oft in die Tagespolitik, obwohl er stets um Äquidistanz bemüht war.[8]

Er schrieb über philosophische, religiöse und erzieherische Fragestellungen, aber auch über die durch die industrielle Revolution bewirkten Umwälzungen, wobei er nicht mit Kritik am aufkommenden Hochliberalismus bzw. Kapitalismus sparte. Er setzte sich mit den Kunstströmungen seiner Zeit auseinander und wurde unter dem Einfluß von Bertha von Suttner zu einem wichtigen Sprachrohr der österreichischen Friedensbewegung. Er befaßte sich auch mit dem Antisemitismus und dem aufkommenden Nationalismus. Seine Stellungnahmen sind dabei nicht immer frei von Widersprüchen.

Rosegger, der als freier Schriftsteller und Journalist vom Zeilenhonorar lebte, hat ein Gesamtwerk von vielen Tausenden von bedruckten Seiten hinterlassen. So kann es heute kaum einen Standpunkt geben, den man nicht mit einem „passenden" Rosegger-Zitat gar-

nieren könnte. Rosegger war keineswegs primär ein politischer Schriftsteller. Aber seine zu Lebzeiten ungeheure Popularität führte dazu, daß seine oft nur nebenbei eingeflochtenen moralischen und politischen Wertungen auf größte Resonanz stießen.

Die Fülle seiner Stellungnahmen ermöglichte es den verschiedenen politischen Lagern, ihn immer wieder neu zu bewerten und den jeweils „genehmen" Rosegger herauszustreichen.

So ist die Rezeptionsgeschichte besonders im Fall Roseggers zugleich die Geschichte einer Vereinnahmung, die bereits zu seinen Lebzeiten begann und sich nach seinem Tod nahtlos fortsetzte. Zwischen 1933 und 1938, als sich der sogenannte „Christliche Ständestaat" etablierte, wurde Rosegger für das Österreich- und Heimatbewußtsein ebenso verwendet wie für die bereits vor 1938 immer offensiver werdende nationalsozialistische Propaganda. Der nun gefragte Heimatbegriff mutierte in Richtung des „Großdeutschen Reiches", für dessen Zwecke man anläßlich der Gedenkfeiern den „deutschnationalen" Rosegger benötigte.

Seine Verwendbarkeit für die Zwecke des Nationalsozialismus wurde dadurch erleichtert, daß Roseggers Sohn Hans Ludwig, welcher die Redaktion des „Heimgarten" übernommen hatte, diese Monatsschrift zusehend mit seiner extremen politischen Einstellung dominierte und für den „Anschlußgedanken" eintrat[9].

Roseggers Haltung zum Antisemitismus und zum Deutschnationalismus war durchaus differenziert; sicherlich konnte er sich dem Zeitgeist nicht entziehen und er formulierte einiges, was der Rezeption in der nationalsozialistischen Zeit entgegenkam. Aber er rief auch immer wieder zur Toleranz auf und wandte sich gegen jeglichen Fanatismus. Dabei ist auch zu beachten, daß heute viele seiner Formulierungen einen anderen Klang haben, als dies etwa um die Jahrhundertwende der Fall war. So mutet heute beispielsweise für einen historisch uninformierten Leser die ständige Betonung des „Deutschtums" seltsam an. Hingegen war sie zu Roseggers Lebenszeit, also im habsburgischen Vielvölkerreich, nichts Ungewöhnliches. Gerade in der Steiermark, wo es im Unterland das slowenische Volkstum gab, war die Beifügung „deutsch" eine geradezu selbstverständliche Differenzierung; somit hatte das Wort „deutsch" in der Steiermark seinerzeit eine andere Bedeutung. [10]

Seine Warnungen vor einem überspitzten Nationalismus und gegen den Antisemitismus paßten nicht in das Rosegger-Bild, welches in der NS-Zeit gewünscht war. Wegen toleranter Haltung war er beispielsweise zum Ehrenmitglied des „Vereines zur Abwehr des Antisemitismus" ernannt worden. Rosegger meldete gegenüber den Antisemiten sehr deutliche Zweifel daran an, ob die Gesellschaft „dann weiter, menschlich vollendeter" wäre, wenn es gelänge, das Judentum auszurotten? [11]

Es war also keineswegs alles für den Nationalsozialismus brauchbar, was so aus Roseggers Feder stammte. Mit einem pazifistischen Peter Rosegger konnten die NS-Werbestrategen während des Zweiten Weltkrieges wenig anfangen. Für ihre Absichten war es demnach zielführender, viele seiner Zitate, in einer verkürzten und damit manipulierten Weise, als „Wochensprüche" für die Pflichtschulen anzuordnen. Obwohl Rosegger schon seit 1918 tot war, sollte er unter anderem dazu benutzt werden, den Wahnsinn des Krieges zu kaschieren und das Durchhalten zu fördern.

Während über die nationale und nationalsozialistische Rezeption der Werke Roseggers schon mehrfach - nicht immer ausgewogen - geschrieben wurde, ist es fast unbekannt, daß seine Texte auch für die Propaganda gegen den Nationalsozialismus verwendet wurden. So brachte die „Austro American Tribune" während des Zweiten Weltkriegs in ihrer deutschsprachigen Ausgabe ein Gedicht von Peter Rosegger, welches die Toleranz gegenüber anderen Rassen, Weltanschauungen, politischen Ansichten etc. zum Inhalt hatte.

Nach 1945 „entdeckte" zuerst das kommunistische Organ „Wahrheit" den sozialkritischen Rosegger und druckte „Jakob der Letzte" in Fortsetzungen ab. Heute liegt es nahe, in Roseggers Werk die „grünen" Wurzeln freizulegen und in ihm einen Vorkämpfer des Umweltschutzes, aber auch einen Propheten einer umfassenden Lebensführung zu sehen. Es gibt auch Tendenzen, Rosegger zu einem über den Wolken schwebenden Seher hochzustilisieren, der auf alle Probleme unserer Zeit einen passenden Gedanken anzubieten hätte. Damit wäre er zweifellos überfordert - es muß auch darauf hingewiesen werden, daß es viele Texte gibt, die heute einfach unaktuell und kaum lesbar sind, weil sie zu deutlich den antiquierten Geist des 19. Jahrhunderts atmen. Sein Werk verträgt diese Einschränkung ohne Verlust, denn es gibt genügend Texte, die auch heute noch mit Recht auf großes Interesse stoßen.

Zur Steigerung seiner Popularität in unserer Zeit, aber leider auch zur Verfestigung eines einseitigen Rosegger-Bildes, haben sicherlich die zahlreichen Verfilmungen der letzten Jahrzehnte beigetragen. Hier griff man vor allem zu jenen Werken, die als vorweihnachtliche Einstimmung oder als romantische Beschwörung einer verlorenen Welt zu gebrauchen sind. Der mediale Rückgriff auf eine angeblich heile, aber inzwischen versunkene bäuerliche Welt kam offenbar den nostalgischen Bedürfnissen der Fernseh-Konsumenten entgegen. Wenngleich inzwischen Rosegger aus den Schul-Lesebüchern zurückgedrängt wurde, kehrte er als Medienstar mittels Fernsehen nicht nur in die österreichischen Wohnzimmer wieder ein und er erlebte damit eine erstaunliche Renaissance.

Leider hat man es bislang nicht unternommen, die Monatsschrift „Heimgarten" neu zu edieren. Dieser Umstand mag auch die Einseitigkeit des Rosegger-Bildes in der breiten Öffentlichkeit erklären, da zwar die meisten seiner Romane immer wieder neu aufgelegt wurden, hingegen seine interessanten journalistischen Leistungen meist nur über Fachbibliotheken greifbar sind.

Immerhin dürfte die Steirische Landesausstellung dazu beigetragen haben, den Dichter und Journalisten in einem möglichst ausgewogenen und entstaubten Bild zu sehen. Er wurde weder vom Denkmal gestürzt, noch wurde sein Bild durch Verklärung vergoldet.

[1] Anna Schober, Montierte Geschichten, Programmatisch inszenierte historische Ausstellungen, Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, Band 24, Wien 1994, S. 21.
[2] Peter Rosegger, Der Friede zwischen Kirche und Gesellschaft, „Heimgarten", 12. Jg., 1888, S. 513. Siehe auch: Peter Rosegger, Was weiß unser Landvolk von den großen Bewegungen der Zeit? In: Heimgarten, 20. Jg., 1895, S. 29-33.
[3] Peter Rosegger, Steirische Dialekt-Wörter, In: Heimgarten, 4.Jg.,1880, S. 391-393.
[4] Siehe dazu im Detail: Gerald Schöpfer, Peter Rosegger, Zeitzeuge, Sozialkritiker und „Aktionsjournalist", in: Gerald Schöpfer (Hg.) Peter Rosegger 1843-1918, Katalog der Steirischen Landesausstellung Krieglach - Birkfeld - St.Kathrein, Graz 1993, S. 243 ff.
[5] Postkarten des Heimgarten, in: Heimgarten, 20.Jg., Nr.2, November 1895, S. 159-160.
[6] Postkarten des Heimgarten, in: Heimgarten, 26. Jg., Nr. 12, September 1902, S.960.
[7] In: Heimgarten, 12.Jg., Nr.10, Juli 1888, S. 800.
[8] Vgl.: Mein sozial-politisches Glaubensbekenntnis, P. K. Rosegger, in: Heimgarten, 15.Jg., Nr.7, April 1891, S. 547-548.
[9] Siehe dazu im Detail: Stefan Karner, Peter Roseggers „Heimgarten" nach dem Tode des Dichters (1918-1935), in: Uwe Baur - Gerald Schöpfer - Gerhard Pail (Hg.), „Fremd gemacht?". Der Volksschriftsteller Peter Rosegger, Wien-Köln-Graz 1988, S.199-205.
[10] Siehe dazu das Interview „Koren über Rosegger" im Heft 1/2 83 der „steirischen berichte", Graz 1983, S.10 f.
[11] Vierte Bergpredigt, P. K. Rosegger, in: Heimgarten, 9. Jg., Nr. 3, Dezember 1884, S.191-195.

Univ.-Prof. DDr. Gerald Schöpfer, Vorstand am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Graz, war der wissenschaftliche Leiter der Steirischen Landesausstellung 1993 über das Leben und Werk von Peter Rosegger.

FRIEDERIKE SCHWAB

WER DU BIST

Vorläufig will ich mir einfach eine erste Beschreibung sichern, ein flüchtiges Hinsehen auf die Leute, die ankommen, ein Blick über den Parkplatz, an dem Fahrräder und Dreiräder von den Autodächern gehoben werden. Offene Kofferraumdeckel, Koffer, Taschen, Sportgepäck. Wie losgelassen sind die Kinder dahin und besetzen Haus und Wiese und Hof. Ein lustiger junger weißer Hund zwischendrin. Und noch ein Hund, beinahe weißhaarig. Schwerfällig. Vielleicht sogar schwerhörig?

Zimmerschlüssel. Lautstarke Begrüßungsszenen als Auftakt zur Familienwoche im Bildungshaus. Daß beinahe jeder hier jeden kennt, daß man einander jährlich hier trifft, daß man in Intervallen das Älterwerden und Größerwerden registriert ermöglicht beinahe ein Protokoll über Entwicklungen und Familiengeschichten.

Ich heiße Marina, sagt mir eine Kleine mit Lockenkopf. Es ist mir gelungen, sie mit meiner Frage einzubremsen. Und später erfahre ich: Sie hat mich belogen.

Wie man Gesichter sofort einsammeln will. Um sie später im Gedächtnis einzuordnen, jeder hat so sein Programm im Kopf und visualisiert Charaktere, dazugehörende Redewendungen und überhaupt das ganze Drumherum. Ich habe im Augenblick nichts zu tun. Und ich will mich nicht mitten hineinsetzen in die spürbare Vertrautheit. Natürlich, irgendwie sage ich ja auch was, eher beiläufig, zu schnell, weil die eigene Stimme so fremd daherredet und der Körper so fremd tut: man redet und verliert sich irgendwie und die eigenen Worte setzen sich in anderen nieder, sind plötzlich wichtig dort, viel wichtiger als man sie jemals gemeint hat.

Es ist nicht ganz klar, welche Sympathiekundgebungen schnell begriffen und verarbeitet werden, ich weiß nicht einmal, woraus ich auf sie schließe und woran ich sie erkennen will. An irgendein Gold glaube ich. Ein Sonnengefühl. Ein plötzliches Nahesein als Gegengewicht zu Hinterhalt und Feindseligkeit.

Jedesmal wenn ich hier im Bildungshaus ankomme und nach langer Zeit wieder einmal über den Hof gehe, denke ich an Magnetismus und Schwerkraft. Das Haus ist spürbar, aber wie? Viel Stimmung kommt vom großen, im Viereck angelegten Innenhof und von den Arkaden, die dem Gebäude durch den Rhythmus der Bögen Leichtigkeit verleihen. Leichtigkeit und Gewicht. Dazu kommt der mächtige, bis ans Dach reichende Baum in der Mitte, sein gelbgrünes Lichtgeflimmer. An einem stechend heißen Sommertag genießt man den kühlen Raum darunter, sitzt mit ausgestreckten Beinen auf der Bank und betrachtet das moosüberzogene Pflaster.

Es gibt eine große, breit und schwungvoll angelegte Treppe ins Obergeschoß, aber auch eine enge, versteckte Wendeltreppe, man empfängt mit großartigem Ambiente und geheim.

Die Sicht vom Oberstock aus ist frei, was sich unten tut, ist schon fern, das grüne Laub bewegt sich, die dicken Stämme sind greifbar nah. Eine Sommerresidenz, denke ich. Sofort fühlt man sich bewirtet und betreut. Und im Winter? Wenn die nackten Äste heraufragen? Schnee, Dunkelheit, die Arbeit hinter verschlossenen Türen?

Wir benützen das Haus, auch das Bildungshaus, als Symbol. Es geht um Heimat, Heimat als Themenstellung der Familienwoche, und wir meinen Heimat als Haus, wie es jeder kennt und erlebt hat. Keine Abstraktionen, sagt die Referentin. Wir arbeiten mit Stiften und Farben. Wärme, Behaglichkeit, Fremde, vielfältigste Eindrücke lassen sich wiedererwecken, und wenn es auch nicht ganz gelingt, manchmal überhaupt nicht, was wir nicht können wirkt auf uns zurück als wäre es da, als gäbe es, was wir denken. Meist ist das Papier zu groß oder zu klein. Jeder denkt an wirkliche Räume. Überhaupt an das Wirkliche der Natur. Eine Gemeindewohnung, ein Bauernhaus, ein Hochhausquartier, eine Villa. Alles von innen und außen gesehen, wir wissen nicht wie.

Mein Haus, sagt ein Vierjähriger kühn, ist ein Hexenhaus. Er preßt die Farbe mit dem Pinsel so fest aufs Papier, daß sich die Borsten nach allen Seiten biegen. Keiner sieht es, klärt er uns auf, keiner findet sie, die Hexe! Niemand kennt sie!

Ich habe ein Riesenhaus, ein Doppelhaus, zwei Familien wohnen da, zwei Balkone, zwei Badezimmer, zwei Garagen! Und darüber die Farbe. Rosa. Rosa wie das Fleisch. Wie die Wurst. Ein Mädchen steht mit tropfendem Pinsel da und streicht voll Gier quer über die Farbnäpfe. Es ist das größte Haus, das es gibt.

Und ich, ich mache überhaupt kein Haus, verkündet Marina, ich zeichne eine Schlange. Eine Schlange und einen Löwen und vielleicht einen Geist. Es gibt nämlich Geister! Schöne, gruselige Geister.

Kunst täuscht nichts vor, sagt die Referentin, vielleicht hat sie eher die Funktion der Enttäuschung. Und da muß jeder auf sich selbst hinschauen.

Bei meiner Großmutter gab es Mehl und Zucker noch offen in den Laden ihrer Kredenz. Rechts, in der letzten Lade lagen ihre Heimatromane. Am Sonntag, wenn ich einmal Zeit habe, bei einem Wunschkonzert, sagte sie jedesmal, aber ich habe sie lesen gesehen. Mit einem halben Ei einen Haufen Wienerschnitzel panieren, so war es halt, erzählte sie. Sie wiederholte sich ständig, auch die Geschichte vom grauen Mehl und von den Damenunterhosen mit Spitzen und Schlitz kenne ich auswendig. Sie stand hinten im Hof in der Waschküche, oft unsichtbar vor Dampf. Es gab auch kleine Ställe mit Kaninchen dort, sogenannte Sonntagsbraten. Wieviel weiß ich schon von dem, wie ES WAR? Soviel fragt man nicht, man glaubt es: ES WAR HALT, ich vermute, daß sie nie bis nach Wien kam, die Kellerwohnung, in der sie hauste und die Kinder großzog, acht Geburten, vier blieben, das heiße Bratenfett und die Erdäpfel, sie, groß, eine permentente Versorgungskammer, die Brüste hingen in ihrer Schürze, und so war es halt.

Natürlich sagte ich das nicht laut, ich erzählte nicht wirklich, erzählt hat eine Frau mit voller voluminöser Stimme. Sie sagt von ihrer Mutter, daß sie ständig nackt in der Wohnung herumläuft. Mit einem Spitzenhemdchen! Sogar im Winter. Aber es wird natürlich zentralgeheizt. Sie ist Ärztin! sagt sie mehrmals. Ärztin. Stellt euch das vor!

Den ganzen Abend lang geht das Erzählen hin und her zwischen uns, die Geschichten, die wir so von innen nach außen legen wie Häuser, denen man die Fronten abzieht, springen jedem ins Gehirn: da ist Ditschi, der Papagei und die dicken Schichten Zeitungspapier auf dem Fußboden, damit er nicht alles vollscheißt, es kommt die Nacht in Kalifornien und das Unwetter dort und die Weite, es dauert, auch für uns, bis dort ein Mensch kommt; wir reisen mit den Geschichten nach Holland und nach Peru, nach Norwegen und nach Indien, alle möglichen Hauptstädte inbegriffen. Wir lernen alle möglichen Menschen kennen. Daß wir sie nur über die Erzählung vor uns sehen, macht es dem Erzähler leicht zu fabulieren. Ich wundere mich, wie schnell wir ein gemeinsames Fortkommen finden, nicht nur beim Erzählen; das Private, Familiäre wird gewissermaßen mit ins Ausland geschickt, dort, in der Fremde, im anderen Land,kennt jeder von uns jeden und ist ihm gleich. Zumindest spürt man es so.

Nach Mitternacht sind wir nicht mehr viele. Jemand schenkt nach. Wir lachen oder schweigen. Vor Jahren, sage ich, zeichneten die Kinder in der Schule alle Häuser so, wie ein Haus in diesem Land aussieht, ein Dreieckdach und zwei Fenster. Jetzt gibt es da die seltensten Auswüchse, Beulen am Dach und Balkone und Stiegen rundherum. Damals dachte ich, daß wir von anfang an Symbole konstruieren. Daß wir nichts Wirkliches heranlassen.

Meine Großeltern hatten ein Leben lang die gleichen Möbel. Marmorierte Kästen! Und mitten in der Wohnung die Schneiderwerkstatt! Die blonde Frau mit dem weichen aufmerksamen Gesicht beugt sich über den Tisch. Und jetzt geh' ich schlafen!

Die Kinder haben die Hortensienblütenköpfe gekappt. Jetzt liegen die rosa Blüten überall verstreut. Im Hof und auf dem Treppengeländer und im Toreingang. Marina streckt mir eine der Blüten auf offener Handfläche entgegen,und ich bücke mich ordentlich, um mit ihrem Gesicht auf gleicher Höhe zu sein. Sie hat tatsächlich das Lockengewölk eines Botticelli-Engels, runde Wangen, rundes Kinn, alles. Und sie streckt mir hinterhältig die Zunge heraus, schnell schlägt sie mir das rosarote Ding aus der Hand und ist kichernd davon. Das Ganze in Begleitung mehrerer Gleichgesinnter.

Es gibt Stunden, die man schließlich für sich hat. Dann gelingt es, Stimmen und Gesichter zurückzudrängen. Ich gehe einfach davon. Hinüber zum Bauerngarten mit der Reihe verschiedenfarbiger Gladiolen und den silbergrünen Krautköpfen. Vorbei am stinkenden Misthaufen und am verfallenden Hof. Den schmalen geraden Weg zu den Privat-Fischteichen, nah bei den Maisfeldern gelegen. Bis hinauf zur lärmenden Straße. Und wieder zurück. Ein schneller Blick auf das dunkle Wasser mit den beinahe ruhenden großen Fischen. Die Gelsen sind unerträglich. Der Boden ist weich und schwarz. Tiefe Radspuren darin.

Auf der anderen Seite liegt der Wald. Schwarzstämmig, finster, mit schwarzen Nadeln. Noch größere Teiche. Umzäunt von Schilf. Das weiße Licht der Seerosen. Am Ufer die großen offenen Kombis der Fischer.

Zurück. Zurück zum Kriegerdenkmal hinter dem Bildungshaus. Es ist erst halbfertig, und es ist natürlich kein Kriegerdenkmal, es sieht bloß so aus. Zwei Säulen wie bei einem Tempel, das Dreieck darüber, dazu die Rückwand und zwei breite Seitenflügel. Gedacht ist es für bäuerliche Ernte-Dankfeste und kleine Weihen. Über ein Jahr schon legen die Leute hier das Geld dafür aus, von der Arbeitskraft ganz zu schweigen. Momentan ist es eingerüstet. Es fehlt noch allerhand. Schotterhäufen rechts und links. Das Grundstück, das für das Unternehmen zu haben war, ist moorig und abschüssig. Wie ertrunken steht das halbverfallene Gemäuer dahinter, der einstige Hof ist ein Brennesselfeld. Vier winzige Fensterchen mit Eisenkreuzen. Im Dach, wie ein Handkantenschlag, ein Knick.

Es kann ganz still sein hier. Minutenlang sinke ich irgendwohin weg und will etwas festhalten damit. Daß etwas bleibt und wirklich ist vielleicht. Zum Beispiel die Hühner mit dem prachtvoll glänzenden braunen Gefieder. Oder ein Unkraut mit fleischigen gezackten Blättern. Die Kraft mit der etwas wächst. Aber die Felder sehen aus wie eine Reißbrettzeichnung, schaut man gegen die Sonne, ist sogar die Erde ohne Farbe. Den Horizont gibt es überhaupt nicht.

Entschuldigt, sagt Sybille, - mein Gott, ich bin drei Tage hier in dem Land, und schon entschuldige ich mich. Es ist eine Krankheit! Sie verbeugt sich großartig und schüttelt sich vor Lachen. Ihr müßt das Wort Heimat unbrauchbar machen, meine ich! Neugier aufkommen lassen. Die kleine Gruppe, einige Frauen, einige Männer sehen die schwarzhaarige Holländerin aufmerksam an.

Gleich danach drückt sie allen, die bei ihr mitmachen wollen, eine große braune Wolldecke in die Hand. Das ist von hier, vom Bildungshaus, sagt sie, damit arbeiten wir. Laßt sehen, was dabei herauskommt. Es ist eine Decke, nicht mehr, nicht weniger, versteht ihr? Keine Symbole. Keine Erfindungen. Vertraut eurem Körper. Eurem Atem. Am wenigsten dem Kopf. Und wenn einer von euch die Decke über den Kopf nimmt und ein anderer eine andere Idee hat, denkt daran: ihr habt keinen Krönungsmantel und kein Badetuch bei euch!

Unschlüssig wandere ich die verschiedenen Gruppen ab. Im Oberstock wird getrommelt, daneben gezeichnet, im großen Ecksaal treffen sich die Kinder. In der kühlen, etwas feuchten Kellerwerkstatt, in der sich in diesem Sommer farbige Wollknäuel stapeln und die Schmierseife von den Werkbänken tropft, finden heftige Auftritte statt: jeder erklärt jedem, wieviel er bereits versteht und auch bereits praktiziert hat, es geht um das Erzeugen von Filzhüten und Filzpantoffeln und Filzteppichen, die Kinder rollen die Wolle zu kleinen Bällen. Einige haben sich eine große Plastikschürze vorgebunden und pressen und kneten mit weichen, schwammigen Fingern am klitschnassen Material herum.

Eine warme Vollmondnacht. Dieser Sommer gibt unglaublich viele warme Nächte her, die Fenster sind aufgerissen, wer kann, schläft nachts im Freien. Oder feiert. Und es bleibt immer die gleiche Faszination, der

Mondschein liegt wie Streusalz auf der Wiese, das Laub schwarz vor hellem Grund, die scharfzackigen hohen Fichten geben seltsame Lanzen ab, das Gut ist umzingelt. Es ist überschön, und wir treiben mit unserer Empfindung ganz schnell dorthin, wo alles wieder sagbar wird.

Die Frau aus Peru inszeniert das Mondritual. Sie gibt jedem der Reihe nach eine entzündete Kerze und führt uns als Lichterkette zu einem größeren Licht auf die Wiese. Eine steif gelenkte Prozession, denke ich sofort. Kirchlicher Singsang. Gehorsames Sichniedersetzen. Zum Glück bleiben die Kinder unberührt und radeln mit ihren Fahrzeugen um den Kreis, den wir bilden.

Der Wind geht in schwachen Stößen. Nicht stark, aber genug, um die Worte der Indianerin davonzutragen. Vielleicht wird sie von einigen auch gehört. Ich weiß nicht. Was einem aus Zeitschriften und Büchern im Gedächtnis ist, Bilder, Fotos, wir sind keine Bittsteller und besitzen kein Pathos, zynisch sehen wir darauf hin, daß Mensch und Natur die zwei Seiten einer Medaille sind.

Die Peruanerin tanzt. Ruckartig zupft sie an für uns unsichtbaren inneren Fäden,und Beine und Arme und sogar der Kopf springen an ihr. Breit teilt ihr Mund das Gesicht. Die Frisur zittert, das Gras quietscht: sie lacht und tanzt und lacht, ohne aufzuhören mit dem Springen und Wackeln ihres ganzen Körpers. Die lustige Vibration schwingt von ihr zu uns, etwas von ihr dringt ein in unseren Kreis, stiftet Unsicherheit dort und stirbt abrupt.

Daß das Bildungshaus in der Familienwoche bis in den letzten Winkel genützt wird, daß kein Notbett frei geblieben ist, begreift man erst in den letzten Tagen. Sobald man Namen und Gesichter und die verschiedensten Sätze und Geschichten zueinander bringt,vervielfältigen sich die Beziehungen der Anwesenden, kreuz und quer finden sich Anknüpfungspunkte, wie Webfäden schießen die Eigenheiten eines jeden ins Netz allgemeiner Kommunikation.

Wer du bist, lese ich. Die erste Zeile eines Gedichtes, das mir Sybille über den freien Tisch zuschiebt.

Du wirst es nicht glauben, aber die Aufführung morgen abend steht! Die Leute arbeiten bereits mit dem Text. Jeder hat eine Zeile. Ich möchte,daß ihre Stimmen zu einem Raster werden. Jetzt darf mir keiner mehr abspringen, verstehst du? Bis jetzt kämpfte jeder mit seinem Körper. Der eine ist gegen den Bauch, den er hat, der andere will die flache Brust nicht. Die Oberschenkel passen nicht, die Schultern sind zu hängend. Wenn es möglich wäre, hätte jeder bereits das dritte oder vierte Modell von sich selbst! Und ich müßte mit solchen Idealgrößen arbeiten!

Sybille entrückt mir, ich mag ihr nicht folgen, ich bin müde, müde der langen Nächte und der Hitze wegen. Am Tischtennistisch unter dem großen Tor Getrippel und heftiger Schlagabtausch. Die Bälle knallen. Eines der Kinder klingelt sich mit der Dreiradglocke durch den Hof. Die Kleinsten beginnen zu schreien, um diese Zeit schreien sie vor Müdigkeit.

Meine Doppelexistenz ist wieder spürbar, außen kraftlos und aufgerieben.

Ich probe das öfter: ich stehe auf und sehe mich aufstehen, ich rede oder lache und beobachte mich dabei. Ich bin das Ich gegenüber einem anderen Ich und entscheide nicht mehr, was bin ich wirklich, was nicht.

Es ist eben ein Spiel, sage ich mir, und es ist sogar komisch, es läßt sich viel weiter treiben, da stehe ich mir dann als hochgradig nervöser verinnerlichter Mensch gegenüber und bin auch ein anderer, teilnahmslos gleichgültiger. Oder mein auf übermächtig gestyltes Ego mißt sich am ohnmächtigsten Gegenspieler. Es ist wie Flüstern und Paukenschlag, wenn meine beste Seite mit meiner niederträchtigsten konferiert.

Ich glaube an ein mathematisches Grundverhältnis des Menschen zu sich selber, möchte ich Sybille erklären, die Geschichte der Geschichte der Geschichte und so weiter, ich frage mich ständig: wieviele Häute braucht der Mensch? Und sage: jeder will seinen Auftritt, seine Bühne, daß jedermann hinsieht, wenn er sein Leben so spielt.

Sybilles dunkle Augen stehen kreisrund und groß im struppigen Wimpernkranz. Ihr Lachen lacht sogar mit den Schultern. Ich frage mich, wie sie es anstellt, ihren Körper im Einklang zu ihren Aussagen einmal größer, einmal kleiner zu halten. Es ist unglaublich, wie sie jetzt dasitzt, ein weiblicher Buddha, einer von der Serie mit glücklicher Ausstrahlung. Komm her, heißt das. Schau.

Rate mal, wo wir die Aufführung planen?

Beim Kriegerdenkmal! sage ich sofort. Natürlich.

Zwischen Gestrüpp und gelben Königskerzen! Sie umarmt mich. Mitten auf der Baustelle! Auf Schotterhügeln und zwischen Bauholz. Es könnte nicht besser sein. Und dazu der Text, hör einmal: WER DU BIST...WER DU BLEIBST... das gehört nirgends hin, verstehst du? Das kennt jeder, und keiner weiß wasdazu. Leer ist das. Total leer. Jeder nimmt seine braune Decke, sagt sie, eben kein Badetuch und keinen Krönungsmantel, irgendetwas muß sie ihm sein, verstehst du? Unterschlupf? Last? Gepäck? Wir werden sehen! Sybille nimmt ihr Arbeitsbuch und steht auf.

Im Hof erklingt lateinamerikanische Musik. Heute abend wird Salsa getanzt, jetzt fällt es mir wieder ein. Und die ersten, die darauf reagieren, sind die Kinder. Sie werfen das Spielzeug beiseite und tanzen mit wippenden Armen.

Sybille kehrt nocheinmal zu mir zurück. Sie wehren sich gegen den Ort, den ich ausgesucht habe. Sie vertrauen dem Elend und der Ohnmacht nichts an! Es gehört abgeschafft, verstehst du! Das ist alles, was sie wissen.

Salsa zu tanzen ist einfach: eins zwei drei vier links, eins zwei drei vier rechts, es gibt auch elegantere, die Schuhsohlen abschleifende Schritte. Ich tanze mit Marina. Sie zählt mir den Rhythmus vor und wippt an meinem Bauch lebhaft auf und ab. Ihre Zehenspitzen klopfen, ihr Gesäß hüpft, ihre Wangen, ihre Haut, das ist ganz nah.

Auf der Bankreihe rund um den Baum im Hof stapeln sich Filzhüte, Filzschuhe und Filzteppiche. Verarbeitete Wollberge sind das. Zum Teil rückt jeder mit seinem Stück zur Präsentation heraus, zum Teil verschwindet manches, wie ich glaube, bereits im Auto. Die Peruanerin spannt Seile, auf die sie die feinen in-

dianischen Websachen aufhängt. Es geht um Blickpunkte, um das richtige Licht. Ab und zu ein besorgter Blick zum Himmel, auf dem graue Wolkenbänke aufquellen. Der Wind verfilzt sie miteinander, treibt sie stürmisch hin und her. Von dort, wo die Trommeln stehen, kommt immer wieder Lärm und Streit um besondere Rechte, wer etwas darf, wer nicht, sagen ein hochgereckter Hals und der Befehlston. Daß sich einer der Buben auf die Filzberge stellt, mit violettem Hut auf dem Kopf, mehr Krone als Hut durch die wackelnden Zacken, von dort mit breitem Grinsen herunterschaut, weil ihm die anderen Kinder von unten her die übergroßen grauen Filzstiefel nicht entreißen können, also schneller, brutaler angreifen und hochklettern müssen. Die kurze Episode bis zum Sturz, das Plärren danach, wie er mit blutendem Mund von seiner Mutter abgeführt wird.

Eßt Steine, spaltet das Atom, radiert Länder aus. Sprüche. Immer wieder. Wenn meine Großmutter HEIMAT IST HEIMAT sagte, auch so ein Spruch. Die Religion als Spruchbuch und nebenbei etwas aus der Bauernweisheit.

Vielleicht habe ich in meinem Kopf einen Spruch, der die Großmutter herbeiruft, ein Fach, ähnlich den Fächern ihrer Kredenz, aus der sie wiedererstehn. Wenn ich mich an ihre letzte Lade heranmachte, um die Heimatromane herauszuholen und auf dem Tisch auszubreiten und Titelbilder bestaunte, schneebedeckte Berge, Wasserfälle, Seen, ein Reh, ein Liebespaar, die ganze Bildromantik mit Gipfelkreuz und monströser Welteinsamkeit, so war es, um die Großmutter auszulachen. Ich genoß es, ihre Welt niederzumachen.

Bei ihrem Begräbnis schwindelte ich ihre Romane unter den Blumenstrauß, den ich ihr ins offene Grab nachwarf. Alle um mich herum weinten. Sie haben etwas geschluckt, dachte ich voll Wut. Ich stand so völlig allein mit diesen offenen Augen vor dem Kranzaufbau und dem Pfarrer.

Wie winzig die Großmutter zuletzt war, ein Kindersarg hätte für sie ausgereicht. Man konnte ihr Schrumpfen von Woche zu Woche verfolgen. Dabei war sie ein üppiges Weib gewesen. Sie hatte die schrägen Augen einer Katze und die Untertänigkeit, die jeden, mit dem sie es zu tun hatte, zum Kaiser über sie machte.

Die Armseligkeit ihres Glücks überdauert jetzt ihre Person und jede meiner Erinnerungen an sie, meine Verachtung von damals, und wie ich ihr das vorwarf: sie putzt die ganze Welt, die Straße, den Hof, die Stiegenhäuser, sie wäscht die Wäsche aller möglichen Leute, wäscht und putzt, aber sich selbst wäscht und putzt sie nie, hört nicht auf, hört noch immer nicht auf.

Wir bleiben bei den Tatsachen. Steine sind Steine. Wir haben eine Baustelle vor uns. Mit heiterem Gesicht schließt Sybille ihre Information zur Aufführung ab, klappt das schwarze Arbeitsbuch zu. Sie winkt die Zuseher zum Tor und geht ihnen von dort weg voran, hinaus auf die Straße. Dort stellen wir uns zum Spalier auf und besetzen auch die Wiese vor der Baustelle. Es ist schon spät abends, die Dämmerung schluckt die Konturen. Es wird kein Gewitter geben, nicht hier. Am letzten Abend bleiben sogar die Kleinsten wach, hetzen übers Gras und ziehen mit ihren Fahrzeugen Schleifen.

Wir warten ganz schön lang, und sind überrascht von der kleinen Gruppe, die zwischen den Büschen auftaucht. Acht oder zehn Personen sind es, nicht mehr, vorn sind die Frauen, es sind viel mehr Frauen als Männer. Wie langsam sie auf uns zukommen. Von einem Schritt zum anderen eine Unendlichkeit. Vielleicht sind sie barfuß unterwegs. Unentwegt reagieren sie auf etwas, was man nicht sieht, dabei rühren sie sich gar nicht richtig.

Sprechen und Gehen, eins zum anderen. Hörbar wird eine monochrome Lautschrift, in der jede Person für sich deutlich und insgesamt undeutlich ist. Die Vielfalt des Zufälligen: die Decke über den Kopf gezogen, die Decke als Paket, die geschlungene, die aufgerollte, die steif und fest geschnürte Decke. Wie der Rücken des einen unter der Decke zum Höcker wird. Wie blind man ist, wenn man nur die eigenen Füße sieht.

Zum Kriegerdenkmal gekommen, findet jeder seinen Ort. Einer breitet seine Decke ins Schotterbett,baut sich ein Lager, rückt sich darauf zurecht, die Frau, die unter der Decke war, kommt hervor, hängt sich ins Baugerüst, bleibt dort, eine zurückgelassene weiße Fahne. Die anderen verharren. Steif und reglos. Unerträglich still ist es. Dann raschelt es, eine der Figuren stürzt in den Sand, die schwere Rolle aus Baustroh wirft die Decke ab, begräbt sie.

WER DU BIST. Ich bin perplex. Auf heimtückische Weise dreht sich, was Spiel und Wirklichkeit ist. Wir sind plötzlich die Schauspieler, die eingesetzten Gaffer, wir wissen, was wir sehen: Sandler, Vertriebene, Aussteiger, Heimatlose, Fremde, wir, die Mehrheit, schleifen die kleine Gruppe dort bei den Steinen auf Ausdruck und Charaktere ein. Das Stück ist längst gespielt,und jeder von uns kennt es, wir pendeln uns bloß auf die unendliche Wiederholung ein. Sybille hat den Boden gedreht, auf dem wir stehen.

Das Auto, das seitlich heranfährt, weil es an der Baustelle vorbei will, stoppt; die Scheinwerfer leuchten die Straße aus. Es ist absurd: sie haben den Text auf die Straße geschrieben, um sich zu merken, was sie zu sagen haben. Vielleicht ist es trotzdem nicht hell genug, denke ich, denn die kleine Gruppe bleibt lautlos stehen. Wir warten auf ein Wort,das abschließt. Bis wir unsere Rolle begreifen und zu klatschen beginnen. Wir klatschen wie verrückt.

Der Streß, die Aufführung, vom Glück der Anerkennung bis zur eingestandenen und ausgestandenen Angst, Abfahrt, Adressenaustausch, versprochene Kontakte, wie jeder war, von allem reden wir, vom Abend bis in den Morgen und bis zum Abschied nach dem Frühstück.

Sybille hat das Gedicht auf eine schwarze Tafel geheftet, ehe sie losfuhr. Aber jetzt hat keiner mehr Zeit.

Friederike Schwab lebt als freischaffende Malerin und Autorin in ihrer Heimatstadt Graz. Publikationen: Hörspiele: „Erinnerungen", „Das Plagiat". Prosa: „Briefe an van Gogh".

FRED STROHMEIER

GESTÄNDNISSE UND BEKENNTNISSE EINES URBANISIERTEN URBAUERN

Das Interview mit sich selbst führte der Autor.

Frage: Gleich einleitend die grundlegende Frage: Wie ist das, wenn man nach jahrelangem kulturellen Siechtum im bäuerlichen Kleinkeuschlermilieu plötzlich in eine Stadt mit kulturell weltmännischem Format wie Graz kommt?

Antwort: Ja, die Frage hört sich fürwahr dramatisch an! Gestatte, mich zu erinnern: mit zwölf Jahren anläßlich der Firmung erstmals in Graz, mit vierzehn zu einem Krankenhausbesuch das nächstemal in der Landeshauptstadt, dann wieder mit achtzehn bei einer Zirkusvorstellung, und ab zwanzig hab' ich auf einmal fast täglich dicken Großstadtsmog in den waldesluftverwöhnten Lungen.

Frage: Ich wollte eigentlich zum Kulturellen hinführen... Wie war das?

Antwort: Ja, richtig! Kultur begann schon damals beim Äußeren. Ich merkte verhältnismäßig rasch, daß ich dreckige Schuhe hatte, wenn ich frühmorgens vom damals landesweit als Fischplatz bekannten Ort durch die stattliche Grazer Innenstadt vorbei an den vielen noblen Menschen wanderte. Denn der Weg von zu Hause zum Postautobus – du weißt es ja – hatte über einen lehmigen Waldweg, durch nasse Wiesen und über staubige Straßen geführt. Dann war es mein Steirerjanker, der mir bewußt machte und den anderen verriet, daß ich einer kulturlosen Gesellschaftsschicht angehörte. Schließlich: Ich mochte mir einbilden, mich durch das geschriebene Wort der kulturbewußten Umwelt anzupassen, indes, mein gesprochenes Wort, vom ersten Kindeslallen weg nur das Südoststeirische auf der Zunge, war trotz aller Mühe keiner Kultursprache zuzuordnen.

Frage: Ist nach mehr als dreißigjähriger Tätigkeit im urbanen Raum doch eine – äh, wie soll ich sagen? – eine gewisse Anpassung gelungen?

Antwort (nach einigem gequälten Nachdenken): Ich weiß es nicht, ich kann's nicht sagen. Irgendwie bleibt doch ein jeder, wie er ist – ich also ein Bauer, ein Urbauer, möcht' ich fast sagen. Äußerlich mag der Urbanisierungsprozeß schon eine Veränderung bewirkt haben.

Frage: Trifft das auch im Kulturellen zu?

Antwort: Ja, gerade da, denn – ich sagte es bereits – Kultur beginnt beim Äußeren.

Frage: Wie stehst du zur Kultur im städtischen Bereich?

Antwort: Hier fällt mir die Beantwortung am leichtesten, wenn ich alles mit der Kulturlosigkeit auf dem Land in Beziehung setze. Hier in Graz haben wir erstklassige Konzerte und hinreißende Aufführungen im Opernhaus – bei mir daheim kommt man bei den Kellern zusammen und singt derbe Lieder oder spielt mit der Steirischen schrecklich alte Weisen (seit geraumer Zeit ist das, Gott sei Dank, schon selten geworden). Hier in Graz haben wir mehr Dichter als in allen anderen großen Städten in den deutschen Landen – bei mir daheim begnügt man sich mit dem Erzählen schauerlicher Geister- und Wilderergeschichten (auch davon ist man allerdings schon mehr und mehr abgekommen). Hier in Graz könnte der Kulturstadtrat fast täglich in einer Vernissage zu Wein, Brötchen und Kunst laden – bei mir daheim laufen die Nachbarn bei einem zusammen, dem ein besonders hübscher Strohkorb gelungen ist und trinken dort einen Krug Most (aber auch dazu soll's nicht mehr sehr oft kommen).

Frage: In der Kultur steht der Mensch – verzeihe das abgegriffene Wort – im Mittelpunkt. Was sind nun deiner Meinung nach für den Menschen die Konsequenzen aus diesem nicht länger zu akzeptierenden Kulturgefälle?

Antwort: Die sind schon gezogen worden! Während sich bei mir daheim und in den Dörfern bei ein, zwei Theateraufführungen im Jahr und einem bunten Abend mit dem örtlichen Gesang- und Musikverein die Säle zum Bersten füllen, während zu den ausgefallendsten Dichterlesungen die Leut' haufenweise kommen, weil sie nur alle heiligen Zeiten stattfinden, und während es hin und wieder in einer Schule oder der Raika eine Ausstellung gibt, die aber allemal noch die Gemüter anrührt, gilt das alles für Graz nicht. Denn hier leben ja sehr viele Menschen, und man muß ihren individuellen Bedürfnissen gerecht werden. Hier können die Leut' zwischen gut zwanzig Produktionen in den beiden Theaterhäusern, einem guten Dutzend Konzerten, hundert Lesungen und doppelt so vielen Ausstellungen wählen. Freilich sind die Häuser meist halbleer, selbstverständlich finden sich bei den meisten Darbietungen nur etliche Interessenten ein, aber das bestätigt die individuelle kulturelle Auseinandersetzung, was auch öffentliche Subventionen notwendig macht und rechtfertigt. Bei mir daheim und in den Dörfern gilt wiederum das alles nicht. Dort macht man, was vielen gefällt, und man spricht unbekümmert auch dann von Kultur, wenn's nicht um viel Geld geht (aber auch hiebei sollen sich schon andere Meinungen durchzusetzen beginnen).

Frage: Es fällt auf, daß du immer wieder „bei mir daheim" sagst und damit offensichtlich nicht Graz meinst. Ist also die Urbanisierung des Urbauern doch nicht gelungen?

Antwort: Ich meine die Kulturheimat! Das Singen bei den Kellern, das G'schichtenerzählen, das Südoststeirische auf der Zunge, das Korbmachen – das alles gehört zur Urkultur. Aber die hat sich urbanisieren lassen, die wohl.

Fred Strohmeier, „Neues Land"-Chefredakteur. Publikation: „Das Friedensnest".

ELKE VUJICA

ES MUSS NICHT IMMER FRANKFURT SEIN

STEIRISCHE AUTOREN IM STEIRISCHEN VERLAG STYRIA

„Es muß nicht immer Frankfurt sein", meinte Hans Weigel vor 18 Jahren, als sein erstes von 15 Büchern im steirischen Verlag Styria erschienen ist. Und weiter, mit einer Verbeugung vor den steirischen „Klassikern": „In einem Verlag, in dem Paula Grogger, Franz Nabl und Alois Hergouth ihre Heimat haben, möchte auch ich gerne zu Hause sein." Mittlerweile sind Jahre vergangen, viele - nicht nur steirische – Autoren haben im steirischen Verlag Styria ihre Heimat gefunden. Um hier zu erscheinen, benötigt man keinen steirischen Identitätsnachweis. Menschsein kennt keine politischen geographischen und auch keine stilistischen Grenzen. Und um die Befindlichkeit des Menschen im allgemeinen, um die Bewältigung des Menschseins im besonderen geht es ja in den verschiedenen literarischen Werken der Autoren - seien sie nun aus der Steiermark, dem übrigen Österreich, aus Italien, Slowenien, aus Ungarn, Tschechien oder woher auch immer. „Wir Dichter sind Spitzenelektrizität", meinte Paula Grogger. Freilich, vermögen sie doch das in Sprache zu fassen und zu deuten, was wir alle mehr oder weniger undeutlich fühlen und ahnen. Sie tragen eine große Freiheit, aber auch eine große Verantwortung. Im folgenden präsentieren sich nun die steirischen Autoren - 28 an der Zahl – als beste Botschafter des steirischen Verlages Styria: mit Texten aus ihren Büchern, Momentaufnahmen von der Steiermark. Alle aus einem anderen Blickwinkel aufgenommen, verschieden belichtet, verschieden scharf ausgearbeitet, aber jeweils Bilder, die deutlicher von der steirischen Landschaft, den steirischen Menschen, der steirischen Geschichte und von der Vielfalt der steirischen Literatur erzählen, als es wissenschaftliche Studien vermögen.

„Reisen wir / Aber wohin / frage ich / Heimwärts / Aber wo ist das / frage ich / Innen / sagte die Stimme."
(DORIS MÜHRINGER)

„Immer begleiten, umspringen Cilia die ratternden, eigensinnig borstig über die Felskanten federnden, hochjagenden aufgebäumten – ja, wirklich und wahrhaftig aufgebäumten! – Lärchengruppen, Zirbenrudeln, Fichtenrotten, Tannenzüge: Heerscharen biegsamer, schneeschleudernder, nässetriefender, bemooster, vielfingriger, tausendäugiger Nebelringer, Lichtstürmer."
(MATTHIAS MANDER)

„Das grüne herz / pulsiert / mit co / unter dem steirerhut pumpt / das zweitaktgemisch / wein und kernöl / es ist ein gutes land."
(FRIEDRICH EDELSBACHER)

„Ja, ich beschreibe oftmals das schlichte Dasein ländlicher Kleinhäusler und Keuschler; eine Welt, die noch gar nicht so lange versunken ist..."
(FRED STROHMEIER)

„Hin und wieder, wenn der Park menschleer und regnerisch verlassen dalag, überkam Gabriel eine melancholische Zärtlichkeit für diese schwächliche Anwandlung von Natur, der es hier gestattet war, als eine Erinnerung an sich selber dahinzuvegetieren."
(ALFRED PAUL SCHMIDT)

„Wer längere Zeit in der Steiermark gelebt hat, kennt ja diese alten Gaststätten. Entlang der Bundesstraßen und selbstverständlich auch der Landes- und Gemeindestraßen stehen noch heute, tief in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, mehr als genug solcher wirtlicher Gebäude mit dicken feuchten Grundmauern und steilen, weit herabgebauten und stark vorragenden Dächern, unter denen in Küche, Schank und Gastzimmer eine Gemütlichkeit zum Verweilen lockt, die unsere Vorväter so gern gehabt haben..."
(GRETE SCHEUER)

„Natürlich liegt Fürstenfeld am Meer."
(MAX J. HITI)

„Die Murvorstadt, wie die Bezirke Lend und Gries früher hießen, war und ist kein Nobelviertel. Hier wohnen kleine Leute, Gewerbetreibende, Geschäftsmänner ... In den kleinen Seitengassen wohnt noch Vorstadtromantik, aber auch bittere Armut."
(EDITH MÜNZER)

„Es hat Phasen in meinem Leben gegeben, da wäre ich lieber im alten Peking zur Welt gekommen, im modernen New York, ‚Unter den Linden' in Berlin oder unter den Platanen in Aix-en-Provence; heute finde ich es geradezu großartig, daß es ausgerechnet der Lendplatz in Graz gewesen ist, wo mir dieses Schicksal beschert worden ist."
(RUDOLF STIBILL)

„Von der großen Alpennatur, den Schönheiten der Landschaft, hatte ich so vieles erwartet. Nein doch, derlei gefällt nur dann, wenn man sich selber hineinlegen und wieder herausgenießen kann, wenn die Seele frei, das Gemüt in Ordnung ist."
(PETER ROSEGGER)

„Ein wahrlich aufsehenerregender Fund gefährdet den Weltruf Peter Roseggers: Dokumente aus dem erst jüngst entdeckten Nachlaß von Adalbert Svoboda, Roseggers erstem Förderer, beweisen, daß die Rosegger zugeschriebenen Werke in Wahrheit von der Hand Svobodas stammen."
(GÜNTER EICHBERGER)

„... ich beschwöre die wirk / lichkeit die felsen die berge die gipfel / ihr leuchtendes gold / ist oben deine heimat?"
(WALTER BUCHEBNER)

„Annerose denkt, sie sei Claudia Felicitas, die junge Fürstin, und komme nach Eggenberg, um mit Leopold, dem Kaiser, verheiratet zu werden. Da taucht das Schloß auf, gelb leuchtend schon von weitem, und kommt näher, unheimlich schnell näher, wackelnd, seine Fenster blitzen kalt. Ein großes Schloß ist es, mit vielen Fenstern, so vielen Fenstern, wie das Jahr Tage hat, und so viele Tage wird sie verheiratet sein und ein anderes Leben führen, ein fremdes, und noch einmal so viele Tage, und noch einmal, so lange, bis das Leben vorbei ist."

(ANDREA WOLFMAYR)

„Grashänge rufen sich herauf. / Grashänge zeitherzdurchblüht. / Wege. / Sie beginnen wieder. / Sie lehren dich gehen. / Sie erfinden dir Blumen / fürs Gedächtnis."

(HERMANN MASSER)

„Josef Krainer brachte in Person und Leistung den Urgebirgsadel zu höchstem Ansehn. Sein Vater war ein Großbauer. Seine Mutter war ledig. Die gottesfürchtige Großmutter hat das Kind erzogen. Es ist jenseits der Tauern in eine zweiklassige Volksschule gegangen, so wie diesseits der Tauern... ich. Trotz Altersunterschied von rund zehn Jahren haben wir noch aus den gleichen Büchern gelernt und sind vierzehnjährig von unserer vorbestimmten Zukunft erfaßt worden. Ich, das Mädchen, sollte in die Eisenfirma, er, der stämmige Bub, mußte zur Holzarbeit."

(PAULA GROGGER)

„Ih han halt allmal wiader richtiwahr mein Freud, / derfrag ih, woaß wo umer, rechte Steirerleut: / ban Werkn gwegn und rühri, ba Gsang und Klang beinand, / wia's Brauch is da im weiß-grean' Land."

(ERWIN KLAUBER)

„Die Steiermark! – Wenn der Name genannt wird, wie schnell pflegt man zu ergänzen: die grüne Steiermark! – Ist das nicht wie ein Ausruf? Ist in ihm nicht etwas Zärtliches und Dankbares zu hören? Ist in ihm nicht etwas enthalten, was gar nicht allein die Farbe meint, sondern etwas, was sie spendet – dem Auge, aber auch dem Atem spendet?"

(MAX MELL)

„Das Leben nimmt und gibt, das Leben geht und kommt, wer weiß es nicht! In diesem immerwährenden Tausch und Wechsel hat es mir einen neuen Platz zugewiesen, kaum einen Klafter im Geviert, in einem aus dem Wald gerodeten Winkel, den ich vorher nie betreten hatte.... Es öffnet sich vor dem Auge ein Rundblick, der nirgends sonst eine so geschlossene, wie von einem großen Meister komponierte Landschaft unter einem hohen Himmel umfaßt. In der Ferne begrenzen die Waldberge des Grazer Feldes das Bild: der Florianiberg, der Buchkogel, der Plabutsch - und im Sommer, meistens in feinem Schleier des Höhenrauches, schwingt die Silhouette der Leber und des Schöckels bekrönend über dem Kirchdorf von St. Oswald."

(HANNS KOREN)

„Daheim bei meinen Büchern / meinen Blumen / im guten warmen Licht / das in den Mauern wohnt / so sehr daheim - / und noch die ganze große Welt / die mit den Vögeln / an mein Fenster klopft / und lockt / und fleht / und immer neu / den alten Morgen weckt."

(ALOIS HERGOUTH)

„Hier (in Graz) beginnt, plötzlich und in jähem Wechsel, eine neue, eine andere Steiermark. Noch mahnen aus der Ferne die Häupter der steirisch-kärntnerischen Grenzalmen, noch senden sie bis tief ins Frühjahr hinein ihren winterlich drohenden Hauch herüber, aber sie haben keine Macht mehr über das Land. Lieblich und schön entbreitet es sich im Lenz, beklommen ruht es unter der ahnungsschweren Fülle des reifenden Sommers, am schönsten und trunken fast in endlich gekrönter Kraft entfaltet sich's im Herbst."

(FRANZ NABL)

„Wir räumen die Messer weg, eigenhändig, aber wir wissen, wo sie sind. Manche von uns steigen in ihre Keller hinab und trinken, trinken, trinken. Es ist nicht leicht, freundlich, fröhlich und höflich zu sein und nach Väterart zu leben – da ist etwas im Menschen, das keine Ruhe gibt, wir wissen nicht, was es ist, aber wir spüren es, und es kann uns überkommen wie ein Rausch, wir beginnen zu schreien, zu rasen, zu toben, wir greifen nach einem Messer, nach einem brennenden Scheit, wir röhren – röhren – rennen – röhren – und – und – und –"

(ERNST HAMMER)

„Wenn ich vor dem Dom stehe, hoffe ich noch immer, daß mir der tiefgebeugte taubenfütternde Pater Lamprecht begegnet, komme ich aber beim ‚Kastner' vorbei, höre ich wie im Nachhall den lockenden Ruf ‚Lavendl, Lavendl', mit dem hier durch Jahrzehnte eine rundliche Frau ihre Kunden zu gewinnen versuchte. Mir fehlt auch der ‚Hauptplatz-Kurtl' und der schon vor Jahren verstorbene ‚Gammler' bei der Endstation St. Leonhard, von dem man sich erzählte, daß er in den Gängen unter dem Landeskrankenhaus sein Zuhause hatte."

(JOHANNES KOREN)

„Aus dem dritten Stock seines Hauses war der Dichter gesprungen, der Jude, als er die Stiefeltritte auf der Stiege und vor seiner Tür gehört. Das Manuskript seines letzten Werkes in der Hand. Es war ein Irrtum gewesen, der Sprung, vielleicht auch das Werk. Die Stiefel waren an seiner Tür vorüber ein Stockwerk höher getrampelt, wo sie ein anderes Opfer suchten, für diesmal. Der jüdische Dichter hatte noch eine Galgenfrist. Er hat sie nicht angenommen." (WOLFGANG ARNOLD)

„Durt, wo i dahoam bin, gibts Wiesn und Wold / und Leitn und sticklige Gründ; / die Berg glengen eini in Himml schon bold, / drum blost oft an eiskolter Wind. / Da Summa is kurz, nistn Krah gstatt die Schwolm, / krumpe Obstbam mit greinsaure Birn; / am buglatn Acker, do huscherln die Holm, / um olles hoaßts schindn und müahn. / Drum ist a mei Gwandl aus Rupfn und Lodn - / Hoamat, du host wohl an stoanign Bodn!"

(MARTHA WÖLGER)

„Einigen Leuten, die aus dem Altreich gekommen waren, um zuerst einmal bei uns die Welt in Ordnung zu bringen, unterstellte man den Ausspruch: ‚Die Ostmark ist ja ganz schön, wenn nur die Ostmärker nicht wären.' In ihrem Inneren begannen sich manche nach außen hin noch immer Begeisterung heuchelnde Hitleranhänger zu fragen, ob es nicht vielleicht doch klüger gewesen wäre, wenn wir allesamt Österreicher geblieben wären." (HERBERT ZINKL)

„Leopoldine ereiferte sich; jede Generation ihrer Familie habe einen Freigeist, einen Freidenker; ihr Onkel Johann, der in der Steiermark lebe, habe es auch allen gezeigt, daß Titel ihm nichts bedeuten, wenn er seine Aufgabe woanders sehe." (GLORIA KAISER)

„Fern liegt Graz im Dunst. Die Türken und Magyaren haben es vielleicht so zuerst erblickt. Seine Größe ist unbestimmt. Eine verschwommene Wolke, die alles erwarten läßt. Prunkstadt, Residenzstadt, Industriezentrum, erloschene Stadt? Was könnte das sein? Eine Stadt wie jede andere vielleicht, ein winziger Fleck auf der Landkarte. Sitze ich gerade dort drinnen und beschreibe ich alles? Catcht Otto Wanz im Liebenauer Stadion? Spielt gerade GAK gegen Sturm? Wird im Schauspielhaus eines meiner Stücke aufgeführt, unterhalten sich die Leute? Hält Landeshauptmann Krainer gerade eine feurige Rede, oder besucht Bürgermeister Stingl gerade eine hundertjährige Grazerin? Ist das alles ‚jetzt' oder ist alles Geschichte? Eine Stadt kann nicht von selber blühen. Eine Stadt muß von ihren Menschen dazu gebracht werden, sie sind es, die die Stadt für sich gestalten müssen." (WOLFGANG BAUER)

„Die SCHATTEN der WOLKEN auf den WIESEN und die WINDSPUREN IM KORNFELD, die STURMSCHNEISE im WALDHANG und das GEÄST DER WEGE im TAL, die SÜSSE des FRÜHLINGS, der aus der SÜDLICHEN EBENE zögernd NORDWÄRTS STEIGT, und der SAURE REGEN, der ZANK in der LANDSTUBE und die STILLE der kleinen SEEN neben der ENNS – Jedes BRUCHSTÜCK das GANZE, und das GANZE nur BRUCHSTÜCK. Alles zusammen die STEIERMARK."
(PETER DANIEL WOLFKIND)

Elke Vujica ist Lektorin eines Grazer Verlagshauses und betreut u. a. das Literaturprogramm.

Franz Weinzettl

Besuche auf dem Land

„Kommen Sie gut heim!" rief die alte Frau ihm beim Abschied oft nach, in einem Ton, fast so, als wäre immer noch Krieg gewesen. Oder als hätte er eine viele Stunden lang währende, gefährliche Autofahrt vor sich gehabt, oder eine Wanderung durch einen Dschungel oder eine Eis- und Schneewüste. „Und schaun Sie wieder vorbei!" Als wäre es ihm schwergefallen, einen Sonntagnachmittag lieber mit ihr zu verbringen als allein vor dem Fernsehapparat.

Das ihm seit je liebste Wegstück, ob auf dem Hin- oder Rückweg: der Wiesenweg zwischen dem Waldrand und dem Gehöft, mit dem Anblick der alten Obstbäume (in den Baumkronen Mistelzweignester) und der gegeneinandergestützten Heustieger auf der Wiese.

Die Rangen und Steinhaufen, die Himbeerstauden und der mit einer schwarzen, löchrigen Kunststoffplane geschützte Sandhaufen, die Bloche (im Freien so trokken geworden, daß die Späne sangen, wenn das Holz geschnitten wurde), die gekrümmten, alten, grauen Rundhölzer der Weinhecken, die tiefgerillten, verdrehten Bretter der Wirtschaftsgebäude, alles das hieß ihn willkommen als ein Überrest seiner Kindheit.

Und hochgestimmt (erlöst?) wartete er dann vor dem Haus, wenn es sich ergab, daß er auf das Erwachen seiner Gastgeberin aus dem Mittagsschlaf oder auf deren Rückkehr von einem Acker oder der Wiese warten mußte. Er genoß die Zeit, da er auf der Türschwelle saß und zu den selten reglosen Weinblättern über sich schaute oder die Katzen beobachtete, die nicht weit von ihm lagen und ebenfalls warteten oder im Liegen oder Sitzen schon eingeschlafen waren. Nirgendwo um das Haus ein Blumenbeet. (Auch in der Küche gab es keine eingetopfte Blume; nur die kleinen zarten Plastikblumenbüschel der zwei Herrgottswinkel-Töpfe schmückten den Raum, und etwas, was an einen Blumentopf erinnerte: ein rotes, emailliertes, rostiges Salzgeschirr, mit dem herausragenden Löffelstiel als Blume, auf dem ewigen Standort des Salzbehälters, in einem Winkel des gesetzten Herdes, ein, zwei Meter höher gelegen als die Herdplatte.)

Aus einem Mauerspalt über der Tür zur Obstpresse wuchsen jedes Jahr Sonnenblumen, aus den Sonnenblumenkernen, die von den Vögeln hierhergeflogen und zurückgelassen wurden, und aus den Ziegelkluften in den Mauern sproß da und dort Gras.

Die Balken der zwei kleinen Fenster im Nordgiebel des Preßgebäudes waren seit Jahrzehnten geschlossen, einige Rippen der einen Balkonhälfte standen offen (so, als atmete etwas durch sie, zu anderen Malen, als wäre da eben etwas für immer entwichen).

Mit der Lust oft, weiterzugehen, und doch noch nicht dazu bereit, lehnte er an der Haustür oder an einem der Weinheckenpfeiler oder an der Sandsteinmauer des Stalles, oder er stützte sich mit der Hand an dem einen oder anderen dieser Orte ab, da, wo er sich gerade am unauffälligsten erschien.

Oder er saß auf einem der Baumstämme hinter den Wirtschaftsgebäuden, die dort seit Jahren lagen, spürte an den Innenflächen der Hände die Schriftzüge der Borkenkäfer im Holz und schaute über das im Wind schwankende Gras zu den beiden Kogelkuppen im Süden (das wenige Meter entfernt wachsende Bäumchen, vor dem Einschnitt zwischen den Kuppen, als der Balken einer Waage, in deren Schalen etwa gleich viel lag, und er spürte auch in sich eine solche Ausgewogenheit).

„Ob sonntags oder sonst einmal..." Die alte Frau war immer da. Doch er wanderte fast nur an Sonntagen zu ihr. Trieb es ihn, trotz aller Bedenken, an einem anderen Tag auf den kleinen Bauernhof, betonte er, sowie er in Hörweite war, noch vor der Begrüßung, daß er nicht lange bleiben wollte, so unmöglich fand er es, daß er die alte Frau bei der Arbeit störte; zugleich beanspruchte er nie lustvoller als in einer solchen Situation ihre Zeit.

Die alte Frau war froh über die Abwechslung. Ein wenig zu rasten konnte nicht schaden. Die Arbeit lief ihr nicht davon - das Heu, das umzukehren, das Unkraut, das zu jäten war, die zu köpfenden Kornhalme im Weizenfeld (die Kornhalme aus Körnern erwachsen, die der Mähdrescher gesät hatte). Was auch immer sie tat, sie unterbrach fast jede Arbeit sofort: fuhr mit der Scheibtruhe voll Sojaschrott nicht vorher schnell noch in den Stall, hackte in der Tenne nicht zuerst das Heu fertig...

Lieber war ihm dennoch, wenn sie schon heimging - mit einem vom Wild angefressenen Kürbis in der Hand, mit einigen dürren Aststücken im Arm oder mit Pilzen in der hinaufgebundenen Schürze.

So oder so, immer forderte sie ihn auf, mit in das Haus zu kommen und wenigstens für eine halbe Stunde zu verweilen. „Sonst tragen Sie den Schlaf fort!" Sich zumindest für ein paar Minuten lang hinzusetzen, gebot die Höflichkeit. Die Einladende hätte sich sonst sorgen müssen, ihn beleidigt zu haben.

Wollte ein Gast weder etwas trinken noch essen, wurde er von ihr „stolz" genannt. Er jedoch war selten stolz, er trank gern den Apfelmost, oder den Heckenwein aus den Direktträger-Trauben, und aß noch lieber das Fleisch, von dem die armen Leute einst gemeint hatten, es sei „das allerschlechtetste Fleisch" weil die Bauern das Geselchte selber gegessen hatten; die Knechte waren genauso leer ausgegangen wie die Hunde!

Auf dem Weg zum Haus war er immerfort bemüht, die Frau aufzuhalten; er sprach möglichst viele Orte und Dinge an, als hätte er sie eben erst entdeckt, und oft sah er sie dann auch wie zum allerersten Mal.

„Die Pfingstrosen blühen", sagte er, und die alte Frau blieb stehen. Ja, vierundzwanzig Blüten gab es heuer zu sehen, erfuhr er, im Jahr zuvor waren es zwanzig gewesen; sie hatte es sich angewöhnt, jedes Jahr die Blüten zu zählen.

Oder er stellte fest: „Die Kirschen sind reif!" Oder zeigte auch nur zu einer Regenlache auf dem Weg. (Ja, sie hatte den Regen am Vortag vorhergesehn. Der Himmel war ganz voll gewesen im Norden. „Da arbeiten wir heut besser daheim", hatte sie beschlossen.) Oder er blieb stehen, um ein paar Augenblicke lang die Buchsbaumblätter zu betrachten, die gerade in der Sonne glänzten, oder zu der Weinrebe zu schauen, die schon nach dem rostigen Fenstergitter griff, oder ihm fiel ein Baumschwamm auf, der auf einem der Obstbäume wuchs. (Zum Osterfeuertragen waren diese Baumschwämme aber ungeeignet gewesen; am besten dafür zu verwenden: die Buchenschwämme. Sie wollte weitergehen, doch wie ein Kind auf etwas zeigte und seinen Namen rief („Auto!", „Baum!", „Vogel!"), sagte er: „Ein Spinnennetz!", „Herzparadeiser!", „Eine Milchprämien-Plakette!" (1983 hatte sich die alte Frau das letzte Mal die Mühe gemacht, eine solche „Anerkennung für Qualitätsmilch" an der Stalltür anzubringen. Auf der handgroßen Plakette das Klischee einer Bäuerin in Tracht, die Milch aus einer Kanne in irgendein Gefäß schüttete.) Oder er stellte die alte Frau selber in den Mittelpunkt: wies sie auf die Haarnadel hin, die sich gelockert hatte und aus ihrem Haar ragte („Ach, da hat jemand Sehnsucht nach mir!"), oder auf einen verlorenen Knopf, auf einen Blutflecken am Arm, auf eine Heugranne zwischen Schuhband und Schuhlasche... Selbst vor dem letzten Schritt in das Haus hielt er oft noch inne, strich mit der Hand über den Türstock, spähte in den grünen Behälter für die abonnierte Tageszeitung, als hätte da ein Vogel nisten können, oder schaute zu dem (nach dem Fallen des Weinlaubs wieder sichtbaren) Hoflicht, zu dem langen durchsichtigen Glas mit der milchigen Glühbirne, das ihn jedesmal an den Blütenkopf einer monströsen (fleischfressenden) Dschungelblume aus der Urzeit denken ließ.

Sowie er mit der alten Frau am Küchentisch saß, konnte er kaum noch beeinflussen, worüber sie erzählte und berichtete, sie geriet ansatzlos und derart in Schwung, daß er kaum noch zu Wort kam. „Gern geben, lang leben!" war ihr Motto, auch beim Erzählen. Und so trat er nach zwei, drei Stunden oft mehr als gesättigt, ja geradezu erschöpft aus dem Haus; freilich auch dann immer noch zufriedener als vorher, ruhiger, und mit dem Gefühl oder jedenfalls einer Ahnung, wieder zu wissen, was (auch) ihm das wichtigste war.

Fragen stellte sie fast nie; selbst jene Fragen, von denen sie Antworten erwartete, die sie in ihrer Sicht bestätigten, richtete sie eher an sich selber als an ihren Zuhörer oder ihre Zuhörerin. „Ist es nicht so?" Und er nickte, holte Luft oder zuckte mit den Schultern, setzte gerade zu einem Einwand an, doch sie kam ihm zuvor: Ja, sicher, schon; aber man durfte nicht vergessen, es galt, auch zu bedenken, daß... Schließlich und endlich... Sie gab den Ton an, seine Zwischenbemerkungen wurden mit der selben Aufmerksamkeit registriert, als wie wenn er hustete oder sich die Nase kratzte. Er schrumpfte zu einem Paar Ohren zusammen.

Ihre Schwester ging indessen meist spazieren, oder sie saß in ihrem Zimmer oder nähte am Küchentisch, flickte, stopfte, besserte aus, mischte sich aber kaum einmal ein mit einer Ergänzung oder gar einer eigenen Erzählung. Sie war sensibler (die alte Frau nannte es „zartbesaitet"), ein falsches Wort genügte mitunter, und es war „gefehlt". Nahm die Erzählerin ihn oft nur am Rande wahr, wenn überhaupt, wendete sich ihre Schwester ihm, wenn sie aufblickte, hingegen ganz zu, und er fürchtete jenen Moment; ihm schwindelte dann manchmal auch beinahe - denn ein Teil von ihm wollte ihn weiter zwingen, zuzuhören, während der andere (alles da gerade Unterdrückte) im Blick der Schwester unversehens auflebte, ja ihn zu überschwemmen drohte.

Im Gespräch mit der Schwester, mit ihr allein, gab es auch Pausen, hin und wieder ein Schweigen. Das Gehörte konnte in ihm nachwirken. Es blieb auch ein Raum für ihn, Fragen zu stellen. Und sie schweifte nie ab, verlor sich nicht immerfort vom Hundertsten ins Tausendste. Ab und zu sogar leistete sie der so dominanten wie eloquenten Schwester Widerstand, und ein Zweikampf entbrannte: Eine Weile erzählten die alte Frau und ihre Schwester dem Besucher zur gleichen Zeit, lauter und lauter werdend, etwas anderes, und er pendelte, etwas verlegen, insgeheim der Herausforderin den Sieg wünschend, zwischen ihnen hin und her, wobei der Ausgang des Duells freilich von vornherein feststand. Die Herausgeforderte erstickte sehr bald jeden Widerstand: Sie beugte sich vor, schob sich zwischen die Schwester und ihn und redete, anscheinend ohne Wahrnehmung dafür, was es für die Schwester bedeutete, mitten in einen Satz oder in einen Bericht der Schwester hinein und eroberte sich rücksichtslos, ja gewalttätig die Alleinherrschaft im Reden zurück...

Zum Glück wurde ihm das Zuhören dadurch erleichtert, daß sie alles, worüber sie erzählte, beim Erzählen wie zum ersten Mal erlebte. Von welchem Ort sie auch berichtete, sie hatte alles, was es dort zu sehen, hören und riechen gab, im Augenblick des Erzählens vor sich. Sie schlüpfte mühelos in die Menschen, die sie schilderte, und so spielte sie jenen Mann, der in einem Havelock zur Messe geangen war und die Gebete „gebissen" hatte, so virtuos wie dann dessen Tochter, die, „schlecht eingedeckt" und gleichzeitig sehr intelligent, berühmt dafür gewesen war, daß sie stets auf der Stelle lauthals gegen all das aufgetreten war, was ihr als unanständig und ungehörig erschienen war; und schon hatte sie sich in eine andere tägliche Kirchgängerin, eine Klosterschwester, verwandelt und wiederholte, wie jene sich vor dem Sarg des Dechants verbeugt hatte. Nach fast fünfzig Jahren gab sie das nur ein einziges Mal erlebte singende Sprechen jenes Paters, der in der Kapuzinergruft in Wien die Führung gemacht hatte, so wieder, als hätte sie es erst unlängst erlebt, nicht vor Jahrzehnten, als sie mit fünfzehn Jahren das erste und letzte Mal in Wien gewesen war...

Und er ging wieder ganz im Zuhören auf (oder verschwand darin?), und es lief ihm manchmal kalt (ein schönes Schaudern) den Rücken hinunter.

Als er einmal an ihrem Platz gesessen war, hatte er sogleich das Gefühl gehabt, eine Bucht zu sein – mit den Tischbrettern als flachen Strand. Er hatte in sich geruht. Was für einen Halt hatte er empfunden! Und immerfort waren Wahrnehmungen und Erinnerungen auf ihn zugeflutet. Er hatte unaufhörlich empfangen. Zugleich war er sich als nur ein Übergangsbereich vorgekommen, er hatte alles Aufgenommenene sofort

weitergeleitet, -gereicht, ohne daß es ihn angestrengt und müde gemacht hatte, im Gegenteil.

„Wissen Sie, damals war das so..."

Und er saß an ihrem ersten Schultag in der Dorfschule neben ihr und versuchte wie sie mit dem leicht zerbrechlichen, halb mit Goldpapier überzogenen, etwa bleistiftlangen Griffel auf der kleinen Schiefertafel immer wieder die Zahl Eins zu schreiben. „Die sehen aus wie Kirschhaken!" wurde sie von der Lehrerin gerügt. Tatsächlich ähnelten ihre Einser jenen Haken, mit deren Hilfe man Kirschzweige und -äste zu sich herunterzog, um die Kirschen brocken zu können. Und er sah, wie sehr sich seine Mitschülerin später mühte, mit Tinte zu schreiben. (Wehe, man patzte! Auf dem Naturholz war jeder Tintenfleck zu sehen und solche Flekken kaum entfernbar gewesen). Oft auch schon war er mit ihr nach ihrer Erstkommunion 1926 in einer offenen Kutsche auf der holprigen Schotterstraße von der Bezirkshauptstadt heimgefahren, und das Quietschen der mit Eisen beschlagenen Holzräder klang ihnen noch tagelang in den Ohren nach. Noch lieber trug er mit ihr die Post aus, dienstags, donnerstags und samstags, für vier Schilling neunzig von der Post und vier Schilling neunzig von der Gemeinde (ab fünf Schilling bestand Steuerpflicht). Ihre Aufgabe: die Post für die Hausnummern 1 bis 10 zuzustellen; für die anderen gab es Ablegestellen. Selten viel Post. Drei „Sonntagsboten" (eine Zeitung für Bauern) und selten etwas Amtliches (zum Unterschreiben)...

Wenn sie, in der Küche zwischen Abwasch, Herd, Kredenz und Tisch unterwegs, während des Erzählens innehielt und ihre rechte Hand wie in einer Mulde in der linken lag, um sie da zu wärmen und zu schützen, fühlte auch er selber sich manchmal geborgen; auch wenn er sich wenig später von ihrem Gerede schon wieder tyrannisiert vorkommen konnte.

Ganz anders als er, griff sie sich im übrigen nie auf das Gesicht, kratzte oder wischte sie sich nie etwas von der Stirn oder aus den Augenwinkeln, von den Wangen oder Lippen.

Sie saß, leicht vorgebeugt, am Tisch, hielt sich mit beiden Händen an einem unsichtbaren Seil fest und ließ sich dann ziehen wie ein Wasserskifahrer – mit der Erzähllust (oder oft auch nur der Lust, redend die Macht zu haben) als einem seltener leichten und wendigen als öfter schon bedrohlich massivem Boot, und sie glitt über die Geschichten (oder durchpflügte sie), und er schaute zu, wie sich die Wellen bildeten und ausbreiteten, und ließ sich von ihnen schaukeln oder war bemüht, den Kopf über Wasser zu halten, oder gar, nicht zu ertrinken.

Immer wieder stellte er sich vor, taub zu sein; dann sah er ihre Arme ruhig auf dem Tisch liegen und die Hände nur öffnen, um mit dieser Geste etwas zu betonen und zu unterstreichen. Oder ihre Hände ruhten, mit der Innenseite nach oben, nebeneinander, als zwei Schalen, in denen sie scheinbar von fern her empfing, was sie beim Erzählen weitergab, und nur zuweilen deutete sie mit einem Finger, ihn als Zeichenstift benützend, auf der Tischplatte oder in der Luft etwas an. So groß etwa war die Grundfläche der Salzkegel gewesen. Und das Rübenbeet im Gemüsegarten? Zweimal die Tischfläche, so groß. Und so hoch war in jenem Jahr, im November, der Schnee gelegen, der dann erst im April geschmolzen war. (Der vom Dach rutschende Schnee hatte damals so viele Ziegel mitgerissen, daß sich nachts ein großer Durchblick zu den Sternen geboten hatte; und sie hatte sich eben damals für ein Eternitdach entschieden, das einzige, was ihn an dem Haus störte.)

Selten ein: „Was will ich sagen?" Oder ein: „Warten Sie, ich will Sie nicht anlügen. Jetzt muß ich studieren." Und wenn: Im nächsten Moment wußte sie es (leider) schon.

Ermüdend war so oft ja gerade, daß ihre Lust zu erzählen nie versiegte, daß sie beim Erzählen kein einziges Mal den Faden verlor. Sie verstummte nie, nicht einmal für Augenblicke, und sie betonte jede Einzelheit, selbst das Nebensächlichste, als wäre sie die wichtigste der ganzen Geschichte gewesen, die, weshalb sie die Geschichte erzählte.

Wenn sie ihm von ihrem Ort, von ihrem Alltag berichtete, wich seine Müdigkeit aber, wie groß sie auch bereits war, auf der Stelle, und er wurde hellhörig.

Fortzugehen gelang ihm unter diesen Umständen nur in Etappen. Erster Schritt: Er stand auf. Der zweite: Er gab ihr die Hand. Danach kämpfte er sich langsam, Schritt für Schritt, zur Tür, stets dazu neigend, nicht nur aus Höflichkeit, auch noch etwas zu sagen, obwohl es in der alten Frau jedesmal unweigerlich den (endlos zu werden drohenden) Bericht einer neuen Geschichte auslöste, so daß er manchmal, die Hand auf der Türklinke, schon sehr ungeduldig den Moment erwartete, da er entwischen konnte. Aber gerade da rutschte ihm noch leicht eine Bemerkung heraus (weil er doch der sein wollte, der das letzte Wort hatte, oder weil er immer noch hoffte, sie würde er wußte nicht was sagen oder tun), und schon hatte er seine Chance, ins Freie zu gelangen, fürs erste vertan.

Ja, einmal im Mai, es hatte schon der Jasmin geblüht, da war auch sie... Ja, und sie überlegte nun... Er drückte scheinbar versehentlich die Türklinke. Und damals war es geschehen, daß sie... Nun galt es für ihn, darauf zu achten, bei der sekundenlangen Pause nach dem Ende der Erzählung einzuhaken. Denn das folgende Wort war meist schon die Überleitung zu einer anderen, weiteren Geschichte.

Selbstverständlich blieb ihm auch beim Grüßen nie das letzte Wort.

Oft war er nach zwei, drei Stunden regelrecht erschöpft. Kaum hatte er aber die Haustür hinter sich geschlossen, nach wenigen Atemzügen in der frischen Luft, hätte er der alten Frau schon wieder mit Lust zugehört, hätte es sich nur immer wieder auch auf das eben jetzt Seh- und Hörbare und auf ihren Alltag bezogen, nicht auf die Unglücksfälle, Krankheiten und besonderen Ereignisse. Denn nur dessen war er bedürftig - in der Panik, wenn er vor Unsicherheit und Angst schwankte.

Franz Weinzettl, geboren in Feldbach, lebt in Graz und Gössendorf. Publikationen: „Auf halber Höhe", „Die Geschichte mit ihr", „Der Jahreskreis der Anna Neuberz", „Im Pappelschatten, Liebste", „Prag, Pécs, Budapest".

MONIKA WOGROLLY

GRAZ BIS WIEN

Eine dunkel gekleidete Frau trat durch die Abteiltür und fragte, ob noch ein Platz frei sei. Wir tauschten einen schnellen Blick und waren uns sofort einig. Nicht einmal das Kind, das der Frau auf den Fersen war, konnte unsere Meinung ändern: Wir hatten es mit einem außergewöhnlichen Wesen zu tun. Während der Junge den Fahrplan studierte, schaute das Wesen zum Fenster hinaus. Was uns beeindruckte, war nicht sosehr das Aussehen der Passagierin zwischen Graz und Wien, es war ihre besondere Art, ihre Umgebung für sich zu beanspruchen, als wollte sie den Beweis antreten, daß die Welt für sie gedacht sei. Mein Zwillingsbruder begann ein Gespräch mit ihr. Später, in unserem Zimmer in einer Wiener Pension, würde sie, auf der Bettkante sitzend und sich mit einer unaufhörlichen Bewegung das Haar einmal links, einmal rechts in ständigem liebenden Kampf aus der Schläfe streichend, wie beiläufig fallen lassen, daß sie von Anfang an gewußt habe, mit einem von uns etwas anzufangen, mit welchem habe sie noch nicht gewußt und ob nicht vielleicht mit beiden, und wörtlich: Mal sehen, wer es zuerst mit mir aufnimmt! – Was oder wie wir es mit ihr aufnehmen sollten, wie das gemeint war, überließ sie uns. Mein Bruder würde, nachdem sie unsere Pension in Richtung zu der Wohnung verlassen hätte, wo wir mit dem Taxi ihren achtjährigen Sohn abgesetzt hatten, der dort bis zu ihrer Rückkehr stundenlang durch das Fenster nach ihr rief, bemerken, daß sie sich wie eine Hure benehme, was ich zurückweisen und ihr sofort mit der U-Bahn folgen würde. Ich sollte sie nicht mehr einholen.

Einmal während der Bahnfahrt fiel uns ihr gebannter Blick durch das Fenster auf. Sie bedeutete dem Kind mit einer Armbewegung stillzuhalten, wie wenn sie jetzt keine Irritation dulden könnte, und auch wir wagten nicht zu sprechen. Nach zwei Minuten ihres in eine Ortschaft gehefteten Blicks wandte sie sich mit einem tiefen Seufzen uns und dem Knaben zu. Es war der Moment, als er sie wie eine Mutter behandelte, alles in ihm schien schlagartig dieses Bedürfnis zu haben, etwas hatte ihn aufgeschreckt, und er fiel ihr unter Tränen entgegen. Sie war ebenfalls erschrocken, sie erkannte ihn nicht als ihr Kind, ihr fehlte es an Bereitschaft, noch von dem, was sie draußen gesehen hatte, verstört.

Wißt ihr, sagte sie kurz darauf, ich habe zum Friedhof geblickt, weil mir noch nie gelungen ist, wenigstens bis zur Friedhofsmauer zu sehen. Die Mauer des Friedhofs, wo seit geraumer Zeit ihr Mann begraben sei, habe sie erspähen wollen, das hätte sie vielleicht befriedigt, zur Friedhofsmauer gesehen zu haben, ihm mit den Augen einen Gruß geschickt zu haben, - aber nein! -, rief sie aus und zog zwei Haarsträhnen beidseitig vor die Ohren, eine Dummheit und kitschig, sie entschuldige sich und zwar bei sich selbst, weil sie alles andere als dumm und kitschig sei. Der Junge hob den Kopf und sagte, daß er intelligenter sei als seine Mutter. Sie erzählte von seiner Fähigkeit, sich an einem fremden Ort zu orientieren und wie er sie bei ihrem ersten Ausflug durch ganz Wien geführt habe. Er habe das U-Bahnlinien-Netz sofort durchschaut. Er sei auf Anhieb mit Wiens Innereien vertraut gewesen. Sie lachte bei zurückgeworfenem Kopf über das Wort. Sie belustigte sich an sich selbst, als wir in Bruck an der Mur einfuhren. Der Junge sah sie von der Seite an. Er sprach die Lautsprecherdurchsage von draußen nach, jedoch ohne aufzuspringen und ans Fenster zu treten, wie wir es erwartet hätten. Seid ihr Zwillinge?, fragte sie, was wir doppelt bestätigen konnten, weil wir auch dieses Sternzeichen haben. Daß sie befürchtet habe, wir könnten bereits in Bruck den Zug verlassen, gestand sie uns in unserer Wiener Pension am Nachmittag des Ankunftstages.

Am zweiten Tag frühstückten wir zu viert im Prater. Wir hatten nicht viel zu reden, im Vergleich zu davor. Das Kind saß auf den Knien seiner Mutter, wie um sie gegen uns zu behaupten, weil ihm unsere Vertraulichkeiten nicht verborgen blieben. Uns hielt der wütende Blick des Kindes ab, uns in seiner Gegenwart weiter an sie heranzumachen, also entfernten wir uns bis zum Abend, um dann weiterzusehen. Wie ist dein Mann ums Leben gekommen, fragte mein Bruder auf der Fahrt. Neben mir im Bett, sagte sie trocken, und wir meinten, etwas Stolz herauszuhören. Daß jemand neben mir seinen Abgang macht, hätte ich mir nie träumen lassen, sollte sie später darüber sagen, und daß ein Schock immer auch Erleichterung bringe. Sie habe sich, von heute auf morgen allein, nicht schlecht gefallen. Es sei eine Gelegenheit gewesen, der Trostlosigkeit entgegenzuwirken, nachdem nichts Schlimmeres das noch überbieten hätte können. Ich war geborgen und in Sicherheit, sagte sie am Abend des zweiten Tages, als ihr Kind in der Wohnung schlief und nicht wußte, daß die Mutter fortgegangen war. Es würde erwachen und schreien. Sie würde es nicht hören.

Sie würde zu der Zeit vor einem Eiskaffee sitzen und stolz davon erzählen, was sie nicht alles für den Knaben tat. Sogar auf den Stephansdom sei sie geklommen, nein, um bei der Wahrheit zu bleiben, mit dem Aufzug hinaufgefahren, wo sie unter Höhenangst leide, und wir bewunderten sie, in der Hoffnung, sie würde uns mit ihrer blassen Haut ein zweites Mal berühren.

Im Zimmer der Zwillingsbrüder zog sich die junge Witwe bis auf die Unterwäsche aus und erklärte, so, wie sie jetzt vor ihnen stehe, am Morgen in der Donau geschwommen zu sein. Das Kind habe ihr vom Ufer aus zugesehen und als es ihm zu lang wurde, mit zunächst kleinen, dann immer größeren Hölzern und Steinen nach ihr geworfen. Das Kind wird mich umbringen, sagte sie einige Male. Sie zog sich zum Erstaunen der Zwillingsbrüder, die ihr Architekturstudium nach dem zwölften Semester aufgegeben hatten, wieder an. Der eine der Brüder legte eine Schallplatte auf, der andere machte es kopfschüttelnd rückgängig und schob eine CDScheibe in ein Abspielgerät, mit der Bemerkung, sie seien zivilisiert. Sie tranken zu dritt eine Wein- und

eine Sektflasche aus. Die Witwe hatte den ganzen Sekt verbraucht, den sie sich teils in die Kehle hinuntergoß und teils - gegen die Julihitze - auf Gesicht und Hals verteilte. Können wir uns morgen wiedersehen, fragte sie nach einem fünfstündigen Gespräch. Natürlich, sagten die Brüder, wenn dein Sohn keinen Anstoß nimmt. Lieber nur abends, schränkte sie ein.

Als sie in die leerstehende Wohnung einer verreisten Freundin kam, stürzte Wien über ihr zusammen. Graz lag nun hinter ihr, war die zerstörte Stadt.

Kein Platz, keine Ecke, kein Mauervorsprung, keine Bank und kein menschliches Wesen ohne folgenschwere Gedanken. Kam sie noch so unvoreingenommen in die Altstadt, war sie dennoch auf kurz oder lang rücklings überfallen, verseucht. Sie mußte dann rennen, fliehen. Zuhause lag sie wimmernd im Halbdunkel und erinnerte sich. Wo immer sie sich begegnete, ergriff sie die Flucht. Hier bin ich als Kind gewesen, hier als kinderwagenschiebende Frau. Hier war ich Geliebte und Mutter. Hier habe ich gespielt. Sie war ein Schatten geworden in der Steiermark, die ihr Trost war, doch selbst auf die Landschaft in allen Grün-, Rot- und Brauntönen, allen Gelb- und Goldtönen erweitert, zerbrach sie, sickerte in die Erde ein, verging, verweste. Ich kann mich nur ausstrecken und allem aussetzen. Ich kann mich hier nichts entziehen. Wenn etwas geschieht, kann es nur mich betreffen. Graz liegt als Wunde in mir. Ich fühle nach dieser Wunde als meinem Herz. Doch das Herz hört auf zu schlagen, Landflucht, ich komme nach Wien. Und sowie ich in Wien eindringe, spült es Graz von mir ab, bin ich Mensch geworden!

Der Stephansdom läßt mich Kind sein, Frau sein, nicht in der Grazer Willkür und wenn ich mich durch die Innenstadt treibe, fällt nichts auf mich. Ich spüre wieder meine Hände, sooft ich nach etwas fasse. In Graz wirbeln nur noch Teile, fallen auf mich zurück, sind Splitter und verwirren mich, in Graz gehe ich allem in die Falle, und bin ich dort, müßte ich woanders sein, und bin ich anderswo, treibt es mich nach drei, vier Tagen selbstquälend zurück. Sie könne ihre Grazer Herkunfts- und Entstehungsgeschichte nicht mehr aushalten. Es recke sie davon, ihr werde kalt und heiß, sooft sie ins Bahnhofsviertel komme, wo ihr Elternhaus stand, erzählte sie nach kurzem Aufenthalt auf dem Leobner-Bahnhof, unterwegs nach Wien. Es sei unerträglich, immer nur in Graz gewesen zu sein, so wie es selbstzerstörerisch und krank genannt werden könne, sein Leben mit nur einem einzigen Menschen zu teilen, absurd, rief sie, das Haar werfend.

Ihr Sohn wiederholte eine Lautsprecherdurchsage, Wien-Meidling, und sie rafften ihre Sachen zusammen und begaben sich zum Ausstieg. Als die Bahn in Wien einfuhr, fühlte sie sich wie eine Betrügerin. Ich will nicht nach Wien, ging ein Gedanke, ich fliehe mich nur vor Graz hierher: Wie es einen Mann zu einer Prostituierten treibt nach langer Ehe. Nach fast dreißig Jahren in Graz muß ich nach Wien zur Befreiung.

Wien ist mir, gleich, wie es ist, recht. Wien ist viel aufgeblasener, viel reicher, es erwartet sich nichts. In Graz bin ich plattgedrückt und von allen Seiten beschossen, man hat mich längst erkannt. Wien läßt mich untergehen. Bis zur Unkenntlichkeit verblassen. Graz hat die Linse scharfgestellt. So führte es sich weiter; sie dachte durch den Südbahnhofsbereich in dem bleibenden Takt, und die Kacheln der Toilettenanlagen eines Restaurants verwirrten sie, daß sie schon meinte, die Kontrolle zu verlieren, doch es war nicht Graz, es war Wien, und in Wien konnte einem nichts passieren. Hier war nichts schlimm, weil in Großstädten nicht darauf geachtet wurde. Es war vieles für Wien normal, was für ihre Heimatstadt ausgeschlossen war. Der Tod ihres Mannes im Schlaf hätte Wien nicht erschrecken können, und sie hatte sich bald gefangen. Sie wäre nicht laut brüllend um das Grab getanzt. Sie wäre in die Donau gegangen, einen Stein um den Hals, den ihr ihr Sohn gereicht hätte, und alles wäre still die Fluten hinuntergegangen. Fortgespült.

Wir sahen sie am dritten Tag zum Abschied. Es sei gut gewesen, alles richtig vorausgesehen zu haben, sagte sie, und wir bemerkten nicht die dahinterstehende Hilflosigkeit, die uns erst später bewußt wurde. Sie habe sofort gerochen, umschrieb sie es diesmal, daß sie unser Fall sein könnte, das war sie dann auch. Ihr Sohn saß an einem anderen Tisch auf der Kaffeehausterrasse des Haas-Hauses und zeichnete mit dem Finger eine Linie auf seinem U-Bahn-Plan nach. Wir hätten gern zu ihm gesprochen, doch nichts an ihm war für uns offen. Seine Mutter eröffnete uns dafür umsomehr. Sie saß als kleines Mädchen da und erzählte ihre Geschichten. Viele Manner kamen darin vor, die wir uns unmöglich merken konnten, unser Interesse wäre woanders gelegen, an ihrem Wesen und nicht an dem, was andere mit ihr angestellt hatten; was sie mit sich habe tun lassen, weil es sie kalt gelassen habe, sagte sie. Wir fahren morgen zurück, kündigten wir an und wollten sie überreden zu bleiben. Dann hätten wir noch einen Abend, um unsere Gedanken auszuspinnen. Und du erzählst uns genau von deinem Mann! Von deinen Gefühlen im Wechsel zwischen hier und dort! - Sie sah uns ungläubig an, als hätten wir ihr das Stichwort zum Aufbruch gegeben. Ihr Kehlkopf ging auf und nieder. Ihr Haar blieb, wo es war. Die Hande lagen auf der Tischplatte und schliefen sich aus. Eine Träne, ein Regentropfen. Wir entschuldigten uns. Mein Bruder hatte mir mit dem Ellenbogen das Zeichen, den Stoß in die Seite gegeben. Ihre Fröhlichkeit sei gelogen, bedeutete es, schnell weg aus dem Umkreis einer Verliererin. Sie hatte sich selbst verraten, ihre Stadt verraten, sie löste sich auf. Ich will wieder heimfahren, lispelte es uns in den Nacken, als hätte es jemand auf der Kaffeehausterrasse gesagt, wo nur ein Luftzug ging neben der Bewegung ihrer Ohrgehänge. Ihr habt mich verschmutzt, wie mich alles verschmutzt, sagte der Blick der traurigen Frau, von deren Leid wir uns jetzt befreiten. Das Kind saß - gesenkten Hauptes - wie ein Onkel von ihr da. Und sie, sie schien nicht zu atmen, verklärt, und war seelenlos, heimatlos, verstoßen: Laut rief sie uns nach, daß wir recht hätten, daß Graz immer hier sei, nie dort, dort sei alles andere, und nur Graz bleibe, diese alte, diese alterslose Stadt.

Monika Wogrolly lebt in ihrer Geburtsstadt Graz. Publikationen: „Sturzflug ins Schwebende", „Suche meinen Mörder", „Ins Feuer".

ANDREA WOLFMAYR

MAGD GLEISDORF

Sie ist - und ich sage sie, weil sie für mich weiblich ist, nicht das Dorf, das Nest, sondern die Stadt, mit Stadterhebung 1925 - wie eine Magd, ein bescheidenes Mädchen vom Lande, dem Kleider angezogen worden sind, die ihm nicht passen.

„Sie fühlt sich unbehaglich, merkt ihr das nicht?" sag ich zu Otto, dem Kulturmanager. Wir haben nämlich einen Manager für unsere Kultur. Wir haben selbstverständlich auch eine Fußgängerzone und wir sind beispielgebend auf dem Sektor Alternativenergie, der Bürgermeister hält den Preis ins Bild in allen Zeitungen, und das Fernsehen war auch da. Wir werden bald ein Thermalbad haben und eine neue Stadthalle und einen neuen Bahnhof. Wir haben schon Geschäftspassagen die Menge, nur sind noch nicht alle Geschäfte vermietet und manche sind schon wieder eingegangen. Wir haben geförderte Wohnungen, nur kann sich trotz Förderung kaum einer die Mieten leisten. Die neuen Straßenlaternen sind ein Entwurf des Architekten, der inzwischen durch einen anderen abgelöst worden ist, es sind sehr viele Lampen, sehr teure, sehr auffallende: Chrom und Rot, mit einem sehr kalten Licht, und sie stehen da wie Soldaten, abends ist die leere Stadt eine U-Bahn-Station. Auf dem Kirchplatz gibt es einen Kinderspielplatz und die Kinder benutzen die ungewöhnlichen Geräte, die Rolle, auf der man laufen kann, das Klangspiel, die Sesselschaukel, auch gern. Nur der Stein unterhalb ist vielleicht etwas ungeschickt. Aber was soll man machen, „Wär Ihnen Gatsch lieber und Dreck, daß die ihre Kleider schmutzig machen?"

Auf dem Christbaum mitten am Platz hängen verschrumpelt die Luftballons, und wenn da keine Standln sind mit Glühwein und Schnaps wie an den Kirtagen, kommt die rechte Stimmung nicht auf. „Steinwüste" sagen sie, der Volksmund hat schnell Worte parat, und Vergleiche mit italienischen Renaissanceplätzen sind vielleicht nicht so ganz stimmig, es fehlt das Rundum an Stadtpalästen, die Gliederung, die richtige Pflasterung, - es ist einfach alles zu glatt. Unser Dorf besteht ursprünglich doch nur aus niedrigen, gemütlichen Gründerzeithäusern mit Hinterhöfen, die zuerst Lagerplätze, dann Parkplätze waren und jetzt nach und nach umfunktioniert werden zu überdeckten Geschäftspassagen, in denen es zieht. Die rosa blühenden Kugelbäume vorm Gasthaus haben sie wegtun müssen, weil die angeblich zu nahe am Haus waren, das hat früher nicht gestört, und die an anderer Stelle neu gepflanzten sind noch lange nicht so weit. Statt irgendwelchem Gebüsch am Kirchenriegel gibt es jetzt bunte Blumen aller Sorten und das übliche Bewachsungszeug.

Jedenfalls ist alles bei uns hier im Umbruch, im Aufbruch. Wir haben ein Leitbild. Vieles hat sich zum Besseren verändert. Wir sind moderner geworden, wir haben eine Zukunft. Manche Menschen sind sehr zufrieden mit dem was passiert, andere sind sentimental und unflexibel. Die Fahnen des alten starrköpfigen Geists wehen halt noch, aber schwächer, immer schwächer. Und was ist mit dem neuen Geist? Steckt er in den Grün-Alternativen mit ihren Fahrrädern, umgeschnallten Kindern, Jutesäcken und Batiktüchern? Oder in denen mit den Bierbüchsen, Springerstiefeln, Bomberjacken und häßlichen Haarschnitten? Oder in denen, die täglich am Computer sitzen und mittags beim Griechen, in der Bürgerstub'n oder im Ludersdorfer Hof? Oder in denen, die aufgemotzt und angestrichen an der Bar bei der Columbia stehen und sich gegenseitig mustern?

Die alten Bilder sind mächtig: die Scheune, efeuüberwachsen, beim Ledererweg, noch ohne Geländer, aber mit den alten Kopfweiden, der Weg in den Kessel, noch ohne das Schild Privatweg Betreten verboten, die graue Kirche, der Verkehr um die Mariensäule, der Faschingsprinz auf dem Balkon des Rathauses, die Krampusse auf dem Kirchenriegel, meine Oma auf ihrem Polsterl am Hauptplatzfenster, mein Opa an der Tür des Friseurgeschäfts, auf den Hauptplatz hinausschauend Tag für Tag. „Üb immer Treu und Redlichkeit" auf dem Becher, der zu spielen beginnt, wenn er ihn hebt. Die Kinder, die Abtreibungen, der Sohn gefallen/vermißt in Rußland, Heldenfriedhof, sie schneidet dem Herrn Pfarrer die Hühneraugen, rasiert mit dem Messer. Die weißen Kleider der Kommunionmädchen, die Kranzerl und Kerzen. Der Vater mit dem Pony-Moped und den Fischerruten, dem Kescher, der nach Karpfen riecht, und zu Weihnachten schwimmt einer in unserer Badewanne. Die Hasen vermehren sich, die Garage riecht danach, Mama stöhnt über die Fliegen, über die Schuppen im Ausguß, das Blut auf den Kasteln überall. Ihre grünen Stöckelschuh, das Laub draufgespießt, weil er uns durch den Wald schleift wie jeden Sonntag und sie die Hoffnung nicht aufgibt, er ginge dann noch ins Kaffeehaus mit ihr, in die Konditorei, da ist sie vergnügt, bei den Eisbechern, bei den Menschen. Die Kinderwägen durch den Wald schleifen, den niedrigen Korbwagen der fünfziger, den hohen dunkelblauen der sechziger Jahre, über Bäche sie heben. Das Geräusch meiner Kindheit kann Vogelzwitschern sein und Bachgeplätscher, Fünfzigerjahre-Schlagergeplärr und Marschmusik an den Sonntagen, Fanfarenklänge der Eurovision anläßlich diverser Olympiaden, das Tuckern von schweren schwarzen Puchmaschinen oder einem Opel, einem Ford Anglia, das Gelächter der Familie, der Sippe, das schadenfrohe, das hämische Gelächter, der Spaß unter uns, der Sirene, die losbrüllt jeden Samstag Punkt zwölf, oder zu Übungen ruft, ordinäres Weibsbild mit der grauenhaften Stimme, unberechenbar, keiner kennt die Signale.

Die Feuerwehrleute schwärmen aus zur Ballsaison in ihrer braunen Kluft und verkaufen Ehrenkarten wie die Mittelschüler. Die Politiker der diversen Parteien tanzen auf dem Oststeirerball, dem Pyjamaball, Lumpenball, Jugendball, Rosenball, dem Ball der Landjugend und dem der Katholischen Jugend.

Sind das Sentimentalitäten? Man erinnert sich im-

mer an seine Kindheit, die Jugend, den Platz, den Ort, an dem man aufgewachsen ist.

Die zukünftigen Jugendlichen, die jetzt noch in Kinderwägen spazierengefahren werden oder in den Bäuchen ihrer Mütter sich bewegen oder gänzlich entmaterialisiert in wer weiß welchen Sphären - sie werden als Vierzig-, Fünfzig-, Achtzigjährige an dieses Gleisdorf zurückdenken, an das jetzige, das in den neuen Kleidern. Genauso sentimental, weil voller Gefühle. So sind Menschen eben. Und sie werden sich an den Christbaum am Hauptplatz erinnern mit seinen Luftballons dran, wenn ich noch am gleichen Platz die Pestsäule erinnern kann auf dem kleinen grünen Dreieck, um das die Autos kreisen. Sie werden sich an den Spielplatz mit seiner Rolle und seinen Klangsteinen erinnern, wenn ich von zwei Reihen Bäumen, von einem grünen Hügel mit viel Gebüsch rede und davon, wie brutal ich das Baumschneiden immer gefunden habe, die großen Äste ab, mit dem Feuerwehrwagen und der langen Leiter, Männer, die sich mit Lust vergehen an der ach so vielen Natur, ihre Üppigkeit beschneiden. Sie werden an die Kirchtavern mit ihrer Pseudo-Biedermeier-Bemalung denken, wenn ich noch vom Haberfellner rede mit seinem Apfelkren zum Rindfleisch, seinem Papst über der Tür und den besoffenen Bauern. Sie werden von der Kaminstub'n oder vom Stadtheurigen reden, wie ich heute mit Wehmut von der Rumpelkammer mit ihren Bretterverschlägen, auf deren schummriger Tanzfläche ich geküßt worden bin von einem Hartberger oder Weizer oder Feldbacher Fahrschüler als Gleisdorfer Mittelschülerin. Wenn ich vom alten Kino rede und der Glyzinie, die sich hochwucherte über den Laubengang, schütteln sie staunend und ungläubig den Kopf genau wie ich, wenn ich meine Großmutter erzählen höre vom Viehmarkt, der stattgefunden hat, wo heute die Post steht, an deren Bau ich mich auch noch erinnern kann, weil sie damals die vielen Kastanienbäume weggerissen haben, zwischen denen die Karussells und Autodroms und Schiffsschaukeln und Metbuden gestanden haben. Sentimentalitäten, unweigerlich. Nach und nach gehört man zu den Älteren und erzählt den Jungen davon, wie es einmal war. Meine Mutter hat von der Ausbombung in Wiener Neustadt, von der Versetzung in den Ostsektor erzählen können, mein Vater von der Kriegsgefangenschaft und davon, daß es in den Raab-Auen Trollblumen und Salamander gegeben hat. Ich erinnere mich noch ans Hochwasser 1965, als das Wasser auf den Straßen in unsere Stiefel geflossen ist, jedes Auto wie ein Schiff seine Spur zog und die Hausmeisterin mit den Frauen des Miethauses die Kübel weiterreichte. Manche von uns haben noch im Flußbad Schwimmen gelernt und haben das Tocken der Bälle am Tennisplatz, dort wo jetzt die Fabrik steht, die sie auch lang schon stillgelegt haben, noch in den Ohren.

Die Rabnitz ist nach dem Autobahnbau und der Flußlaufskorrektur lang wieder zugewachsen, sie ist sauberer geworden wie die Raab und sogar der Gleisbach, es gibt wieder natürlichen Forellen-Nachwuchs und an manchen Stellen sogar Krebse angeblich und wenn die Kids an den Sandbänken ihre Beine ins Wasser hängen lassen an den Samstagen, kriegen sie keine Ekzeme mehr.

Aber wir werden immer mehr und verbauen alles. Man kann kaum mehr durch, wenn man hinauf will zum Sandriegel, zur Richardshöh nach Hohenberg oder Frankenberg, nur mehr über die Asphaltstraßen. Das war damals anders, als man im März versank im Lehm und sich in den Pfützen der blaue Frühlingshimmel mit seinen weißen Schäfchenwolken spiegelte, als Gelbbauchunken in den tiefen Furchen der Traktoren sich ungestört vermehren konnten; die Kaulquappen waren lang erwachsen, wenn der Bauer das nächste Mal Holz aus dem Wald holte. Der Storchenschnabel wächst noch und die alte zerborstene Weide hat bis jetzt niemand weggeräumt vom Bach. Bocksbart ist noch immer milchig und Wolfskraut entfernt nach wie vor Warzen, nur weiß das fast niemand mehr. Jetzt wollen sie sogar den Kessel verbauen, obwohl das doch erdrutschgefährdetes Gebiet ist und nur die alten, krüppelig verzogenen Kronprinzer sich dort halten haben können und die Eichen mit ihren Champignonkreisen.

Man kann den Fortschritt nicht aufhalten, sagen sie. Wir werden immer mehr Menschen und brauchen folglich mehr Ökostruktur und Jeans-Shops und Pajeros, damit wir gut ausgerüstet in die Natur hinaus fahren können, zu den Buschenschanken, die schon ganze Erlebniswelten für unsere Kinder zu bieten haben, damit ihnen nicht langweilig wird, während wir saufen.

Wir Sentimentalen gehören einer aussterbenden Gattung an, wie alle Gattungen aussterben, der Reihe nach, überlebt werden von widerstandsfähigeren, neueren Modellen. Mir war halt das Glitzern der Schneeflocken im Schein der alten Laternen mit den abgesprungenen Emailleschirmen an den Holzpfosten lieber als das blank saubere, einheitliche Stahlwesen. Ich geh lieber ins abgefuckt schmuddlige und dunkle Soirée als ins neueste durch-gestylte Nobel-Pub. Mir haben die Holzbankerl im Gebüsch am Kirchenriegel besser gefallen als die modernen Metallgitter vor den Betonwänden.

Altmodisch.

Andrerseits: Immer mehr Leute gehen zum Bauernmarkt, auch wenn's nicht so billig ist wie im Supermarkt. Immer mehr sitzen draußen vor den Lokalen, verlangen nach kühl schattigen Gastgärten, nach grünen Hecken und Umzäunungen, um geschützt zu sein vor allzu vielen Blicken. Immer mehr kaufen dicksohlige Schuhe, mit denen man Berge erklimmen könnte und die doch nur Stadtpflaster zu sehen bekommen, Jeeps, mit denen man die Wüste durchqueren könnte und doch nur vorm Billa parkt, kaufen Landweine und Rosegger-Butter und Omas Milchreis – ist das nun restaurativ oder sentimental? Die Sehnsucht, die Sehnsucht ist gewaltig. Die alten Holzpfosten verschwinden unter dick aufgetragenem Lack, der gemauerte Ofen trägt eine Schrift, die doch nur eine Werbung ist letztendlich, nichts zur Moral und Erbauung, die gestickten Vorhänge und Zierdeckchen stammen aus Thailand oder von den Philippinen, weil das billiger ist und beim Metro erhältlich im Zwölferpack, denn die Sehnsucht, die Sehnsucht ist groß...

Vielleicht weil ich eine Frau bin, bin ich so sentimental, spür ich was, was nicht alle spüren, projezier' ich meine Gefühle auf die Gleisdorfer. Vielleicht den-

ken Männer anders, männliche Politiker, Architekten, Gestalter, Leitbild-Schöpfer.

Aber Gleisdorf, Gleisdorf ist eine Bauernmagd, die sich aufputzt, nur weiß ich nicht wofür - für den sonntäglichen Kirchgang oder zum Almabtrieb...?

Fassen wir zusammen: Gleisdorf hat ein Schloß und eine Zukunft. Gleisdorf hat einen Golfplatz mit 18 Löchern und das Kellerhaus, das wir uns nicht leisten können, obwohl es so billig ist inzwischen, Ruine, auf der das Denkmalamt sitzt. Es wird wohl von denen zu einem feinen kleinen Landhotel ausgebaut werden, sie haben das Geld. Gleisdorf hat Friseurläden und Buchhandlungen und Großmärkte und ein Fitneßzentrum. Der neue Pfarrer behauptet, unsere Kirche wäre eine Präraffaelitenkirche, dabei handelt es sich wohl nur um eine dieser durchschnittlichen 19. Jahrhundertkirchen, mit den üblichen gotischen Torbogen und römischen Grabsteinen. „Auf dem Türsturz steht Renoviert 1984", lacht Uli aus Essen, und wundert sich über unsere neuen blitzblauen Schilder und das Einbahnsystem und die Parkplätze und findet alles sehr nett und übersichtlich und einfach, im Vergleich zum Ruhrgebiet.

Daß die Autofahrerpartei sich aufregt, weil man nicht mehr in die Geschäfte hineinfahren kann, ist klar, und neu ist der Ring, sind die Einbahnen, die Verkehrsführung, Jahre ist darüber gestritten worden. Nach den Wahlen ist man verunsichert. Vier Mandate an die Autofahrer, die Grünen haben nur drei. Den Bürgermeister entmachten, mal ordentlich mit der Faust auf den Tisch hauen, kein Konzept und keine Ahnung, - „wir wissen nicht, was wir wollen, aber was wir nicht wollen, wissen wir!" Und in erster Linie wollen wirs anscheinend bequem. Nicht zu Fuß, aber trotzdem keine Abgase und kein Lärm. Schön grün, aber genug Parkplätze. Tabaktrafiken, Beiseln und Bankomate an allen Ecken, aber gemütlich.

Was will das Volk? Dem Volk aufs Maul schauen, das ist wichtig. Eine Volksbefragung? Nein, nur wieder einmal eine Umfrage des Instituts für Meinungsforschung. Wo stehen wir? Worum geht's eigentlich? Sind die Gleisdorfer zufrieden, sind sie glücklich?

Die Schule heißt Sonnenschule und oben beim Hochwasser-Behälter, meint meine Schwester, sei wohl der häßlichste Fleck. Wie können sie das schön finden? Pervers, diese jämmerlichen Baumstümpfe, diese Karikatur von Natur, die Buchenstümpfe vom ehemaligen Wald auf den dünnen bunten Metallstäben, der Regenbogen und das almähnlich Aufgeschüttete mit Rasen statt Wiese, mit Felsen, wo früher Buchenwald war voller Recherl. Zapferlklauben waren wir hier, Bockerl sagte meine Oma dazu, ausgerüstet mit dem Weidenkorb und der glatten schwarzen Schürze. Eichkätzchen rannten mit Bucheckern und Eicheln und unten am Weg stand Gras', das Muttergottestränen hieß, aber nun lassen sie es nicht mehr so hoch werden. Maikäfer krabbelten im Laub, daß man es hören konnte. Jetzt gehen sie zum Trutzkreis hinauf, sagen die Jugendlichen, oder sie joggen, bis zum Maurer hinauf auf eine Mischung oder zwei, und dann ein bissel Kartenspielen, Schwarze Dame oder Mulatschak.

Das Jetzt überschnitten von Erinnerungen, immer. Mächtig sind die inneren Bilder.

Die Wachsfigur des Arztes, der sich erhängt hatte, in der Unterhose ins Auto geschleift von seinem Sohn, er hatte einen schwarzen Regenschirm am Arm hängen, jedesmal, wenn ich einen schwarzen Schirm sehe, denke ich daran. Und ich wollte immer die Glasprismen putzen an den Lustern der Marienkirche und starrte in die Spektralfarben, bis mir ganz komisch wurde während der langen Predigten, in meinem Bolerojackerl überm Kleid, das Mama genäht hatte, dunkelrote Punkte auf Weiß. Und die dünnen Strumpfhosen und spitzen Schuhe ebenso wie die geringelten Baumwollsockerl und Sandalen meine ich noch an meinen Beinen zu spüren. Bei der Hable war das Eis besser als beim Schaffernak, fand ich, aber beide holten es noch aus der Büchse mit dem dicken Metalldeckel und dem runden Knopf darauf, es roch nach Vanille. Und die weiß gestrichenen Hocker und Tischerl und die Vitrine mit dem Glas haben wir ihrem Bruder abgekauft nachher wie die Eismaschine und die Backformen, die Scheiße hatte sie eingewickelt in Zeitungspapier unter den Schränken versteckt, sie war nicht mehr hinaus gegangen aus der Konditorei in den letzten Monaten ihres Lebens. Jetzt stehen die Tischerl bei der Freundin oben beim Schloß im Gartenhaus, das sie geerbt hat zusammen mit ihrem Bruder, der dafür gesorgt hat, daß es eine Zeitlang Jazzkonzerte gab und Kinofilme, solange, bis er damit pleite gegangen ist und endlich sein Studium abschließen konnte. Burgfräulein sagten sie zu ihr in der Schule, weil sie im Jägerhaus aufgewachsen ist, wir gingen immer zum Meierhof hinüber und streichelten die Kälber, der Hund Diana lief mit uns.

„Warum wollen die alle nach Gleisdorf", sagt Alex aus NYC, „die Künstler, die Sensitiven, die Kriminellen, das ist verdächtig! Vielleicht steht er eines Tages vor deiner Tür genau wie der Unterweger, willst du das?"

Die Polizei hat jedenfalls alles im Griff, die Haschbrüder und Motorradrowdys und Parksünder.

Die lauten Stimmen an der Bar reden über Sport und erhitzen sich über Stadtpolitik, alles neben der exzentrischen Irin mit der Wahnsinnsstimme, dem Neuesten, das Johnny gerade mitgebracht hat, als er sein Lokal betritt zusammen mit Alf, der Kindermode in Hongkong erzeugen läßt, weil es da billiger ist, und Unmengen von Prosecco trinkt an der Bar.

In der Pizzeria nebenan treffen sich die Rechten, der Taxifahrer holt die Betrunkenen und transportiert sie nach Albersdorf, Wollsdorf, Entschendorf oder Nitscha. Im Gleisbach schwimmen Joghurtbecher, das Luftloch ist von einem zementierten Geländer umgeben, kein Mensch weiß warum, und ob da unten wirklich jemals was wachsen kann neben den glatten Wänden, ist höchst ungewiß. Aber die Bisamratten leben noch und unten bei der Wasermühle nahe Hofstätten in der Raabkurve ist es wirklich schön, alles zugewachsen, Eisvögel schwirren und Graureiher stehen seltsam auf den Ästen. Das ist dort, wo damals der Eisschützenplatz war und Vati uns eislaufen ließ, obwohl es streng verboten war, die Eisschützen sind heikel mit ihrem Eis, sie gewinnen Meisterschaften, ebenso wie die Volleyballer und Eishockeyspieler und Voltigierer. Unser Vereinsleben ist rege, es gibt Schnapserrunden und einen Schachclub mit eigener Zeitung und den Johann-Josef-Fux-Chor, der in der Marienkirche Bachs Weihnachtsoratium oder Händels Messias oder Haydns

Schöpfung oder Mozarts Requiem oder Orffs Carmina Burana aufführt, aber wie gut! Anschließend gehen sie zum Wurm, wo es niedrig ist und schmuddelig und Resopal auf den Tischen, aber Riesenschnitzel, und billig und reichlich und schmackhaft alles, nur der Rauch hängt genau in Nasenhöhe und selbstverständlich gibt es keine Ventilatoren, nur Fenster zur Straße hin.

Ich denke inzwischen, das härtet ab, das alles, die Häßlichkeit und der Schmutz, das Billige, das Geschmacklose, das Gemütliche. Und genau das geht uns dann ab, wenn alles vollklimatisiert ist und hübsch und nett und sauber und gesichert gegen Wind und Wetter. Gegen die Sonne läßt man die Jalousien herunter beim Maurer, damit sie einem nicht mehr in den Wein scheint und Draußensitzen ist nicht mehr so gefragt wie drinnen in der geschmackvoll gestalteten Bauernstube, ganz neu, aber trotzdem urig, irgendwie.

Überall neue Parkplätze und blaue Zonen, und da ist auch das Seniorenheim mit den Nymphensittichen im Käfig, und da die alte grüne Metalltür zum Keller, mit den Türln vor den Schlüssellöchern, die ich als Kind aufgeklappt hab beim In-die-Stadt-Gehen, beim Zurückgehen zu. Kindliches Hopsen, wo jetzt die alten Frauen mit ihren Osteoporose-Beinen, die alten Männer mit ihren Krücken sich langsam fortbewegen, auf den alten Platten, zwischen denen noch immer Gras wächst. Nicht-auf-die-Fugen-Treten haben wir hier gespielt, und haben die Regentropfen dunkle Flecken auf den Schiefer malen sehen und das Glitzern bemerkt, wenn Augustsonne heiß auf den Steinen brütete.

Jetzt hat die Roth-Tankstelle 24 Stunden offen, wo ich damals die neue Klingel fürs Rad gekauft hab und die bunten Gummidinger als Schutz, daß man sich die Röcke nicht anspritzt beim Radfahren, und Mama wohl den roten Roller, als ich fünf war, den mit den Luftdruckreifen, zu Ostern, vorher war da der gelbe aus Holz, der ratterte, ich habs noch in den Knien.

Im mittelalterlichen Haus, dem ältesten in Gleisdorf, gabs Zuckerl im Glas bei der alten Frau Tasch, und Krachmandeln und Zitronen- und Orangenspalten und Himbeeren und Seidenpolsterl und Stolwerck. Und die blau und grünen Suchard. Und im Automaten waren Ringe mit Glitzersteinen und Totenköpfe aus Plastik zwischen den bunten Kaugummikugeln. Und es gab Mohrenköpfe beim Pfanner und diese Fruchtschnitten mit der seltsamen Creme. Und Hohlhippen zum Pistazieneis.

Beim Koppenhofer haben wir die Eier geholt, den Misthaufen im u-förmigen Hof mit dem Scheunentor und die kleine bucklige Frau mit dem grellen Lachen, eine Hexe, aber gemütlich, seh ich noch vor mir, und wie er mit dem Schnauzbart und den eng zusammenstehenden Augen und der blauen Schürze mit der Mistgabel dagestanden ist, der Gescheiteste war er nicht grad, da war seine Frau dagegen sowas von schlau und gerissen. Die alten Linden sind noch gestanden in Wünschendorf. Und das einzige rote Ei im Klostergarten, als ich so spät abgeholt wurde einmal, die einzige, die letzte da, lag im grünen Aprilgras wie eine Offenbarung. Die Nonnen waren unheimlich und fremd, so freundlich sie auch waren, und der Geruch im Keller, in der Waschküche, so grau, und wie die alte kleine Nonne lachte, zahnlos.

Das grün karierte Sommerkleid, das naß wurde im Gewitterregen und an mir klebte, und ich so glücklich und verliebt, er mit der Okalina in der Wiese, dabei hatte ich meinen ältesten BH an und schämte mich.

Margueriten, Glockenblumen, Lupinien. Ganze Hänge voll, blau, lila, rosa. Springkraut und Brennessel.

Es sind die Pflanzen, es sind die Gerüche. Es ist der weiche Waldboden, die unregelmäßige Wiese bei der riesigen Blutbuche, wo sie jetzt alles planieren, die von der Baumschule, weg mit den alten Bäumen. Pfeif auf den Spitzdorn und Schlehdorn, auf Hollunder und Hartriegel, alles nur Unkraut, wie der Efeu, der sich rankt, auf der Gruft am Rand des Friedhofs zum Beispiel, wo die Reihe der Familiengräber beginnt.

Allerheiligen mit den Kindern, die sich das Lachen verkneifen und denen immer neu das Versteckenspielen zwischen den Steinen verboten wird, fasziniert von den Engeln die Kinder, und von den Fotos oval und goldgerahmt, die man nicht mehr verwenden darf oder vielleicht schon wieder, ich kenn die neue Friedhofsordnung nicht. Die roten Grablichter und die Maronitüten und das Knirschen von Kies und die Schalen, auf die man tritt, heute strahlt das Kreuz vom Liebbau-Gartencenter weit über das Ganze hin, die Tannen haben dem weichen müssen, dunkle Wand.

Unterm Liebbau weiß man die Römersiedlung und am Hang die Herdstelle, alles Römergrund hier und die Bauern verstecken die Münzen und Scherben, sonst werden sie enteignet. Noch ein Freilichtmuseum können sie nicht brauchen dort, wo sie ackern wollen, Hybridmais ansetzen, solang, bis sie endlich verkaufen können als Baugrund, wenn es umgewidmet wird. Denn irgendwann passiert das sicher, Landschaftsschutz hin oder her, sie sitzen am längeren Ast, von Generation zu Generation, unsere Stadtväter.

Gleisdorf, die Perle der Oststeiermark, auf der Thermenlinie liegend, von den Gleichenberger Kogeln bis zum Kulm, tote Vulkane, Obstbau, Römer-Weinstraße, fruchtbares Gebiet, Schlösserstraße, wird zum Zentrum, zum Nabel der steirischen Welt. „Astrologisch bedeutsam!" sagen die Esoteriker. „Amerikas Südküste und die Oststeiermark, paß nur auf! Die Indianer und die Steirer, jaja!"

Die Stadt braucht Platz, dehnt sich aus, schluckt die Dörfer rundum, wird fett mit den Jahren und formlos. Das Raabtal ist lang und die fette Erde geduldig und der Himmel weich und rosa im Frühling. Eines Tages werden wir alle zusammengeschmolzen sein, Eingemeindung sagen sie, und manche wehren sich dagegen nach Kräften .

Es hilft nichts, wir sind Bauern, stur und verwurzelt, und Gleisdorf ist unsere Magd.

Andrea Wolfmayr lebt in Gleisdorf. Publikationen: „Spielräume", „Farben der Jahreszeiten", „Die Schwalbe oder Minos auf Kreta", „Pechmarie", „Margots Männer", „Phönix und Phoebe".

JOSEF ZINKANELL

LYRIK – FREMDWORT ODER FREUDE?

In der Einladung der Josef Krainer Akademie, am Projekt „Literaturland Steiermark" teilzunehmen, wurde ich um einen Beitrag „aus persönlicher Sicht" gebeten.

In meinem Beitrag befasse ich mich mit dem Thema „Lyrik" und hoffe, daß meine sehr persönliche Sicht auch Verständnis findet und nicht nur Ärger auslöst.

Drei Behauptungen voraus, die ich dann zu begründen versuche:

1. Die Menschen lieben Poesie;
2. Die meisten Menschen können mit der Lyrik unserer Zeit nichts anfangen;
3. Wenn die Dichter aus ihrer selbstgemauerten Kammer herausgehen, werden sie viele Menschen treffen, die ihnen entgegenkommen.

Die Menschen lieben Poesie

Nicht das, was in unserer Zeit alles als Lyrik bezeichnet wird, sondern die Poesie, die diesem Namen gerecht wird, sehe ich als jenen Teil der Kultur, der die Menschen begleitet, seit sie, wo auch immer, ihre Kinder mit dem allerersten Singsang dessen sie fähig waren, beruhigten und froh machten. Und dieser aus der Bemutterung kommende Singsang, der sich irgendwann durch Wiederholungslaute zu quasi gereimten Liedchen entwickelte, gab gewiß auch der singenden Mutter zumindest ein Gefühl von Zufriedenheit.

Mit dem gesungenen Reim kam der Mensch zur Poesie. Sie ist ihm mehr oder weniger – bis heute – angeboren, wird aber durch die Hektik unserer Tage massiv unterdrückt, beginnend damit, daß beide berufstätigen Elternteile keine Zeit haben, dem Baby etwas vorzusingen oder später mit den Kindern zu singen; sie haben keine Zeit, gesungene Poesie an die Kinder weiterzugeben und sie so auch selbst zu erleben.

Trotzdem: Es ist noch erstaunlich und erfreulich viel Poesie mitten unter uns:

Unsere kleinen Kinder in den Kindergärten freuen sich, ähnlich wie die Kinder vor tausenden Jahren, wenn sie ein erstes, leichtes Liedchen gelernt haben und es der Mutter – die hoffentlich Zeit hat zum Zuhörenvorsingen oder ihr am Muttertag mit einem Vers gratulieren dürfen.

In den Schulen wird Lyrik unterrichtet. Ich bin überzeugt, daß wirkliche Poesie dabei ist, weil erstens die alten Klassiker nicht übergangen werden und zweitens auch in der Zeit nach 1945 Gedichte entstanden, die auf Grund ihrer klaren Aussage und der ihnen innewohnenden Tiefe positiver Ausstrahlung nicht übergangen werden können. Es kam und kommt allerdings darauf an, wie Lyrik im Unterricht behandelt wird. Der Lerndrill, den es dabei seinerzeit gab und das Gelächter der Klasse, wenn einem Schüler der Vortrag des Gedichtes mißlang, waren eher Anlaß, Gedichte zu hassen als zu lieben.

Was im Kindesalter vorenthalten, unterdrückt oder vergällt wurde, kommt dennoch später erstaunlich frisch an die Oberfläche des Bewußtseins. In vielen Gemeinden leben „kleine" Dichter, die in ihrer Umgebung bei diversen Anlässen die Mitbürger mit eigenen Versen erfreuen. Im Pensionsalter scheint sich das zu verstärken. In den Seniorenorganisationen gibt es, wie ich aus langjähriger Mitarbeit weiß, fast in jeder Ortsgruppe dichtende Kolleginnen oder Kollegen. Ihre manchmal balladenhaften Darstellungen werden bei den Zusammenkünften stets gern gehört.

Ich wiederhole meine Überzeugung: Poesie gehört zum Menschen wie Lachen und Weinen.

Leider ist aber bei sehr vielen das Gefühl dafür, die Freude daran, von kleinen und großen Trümmern des Alltages verschüttet worden. Ihre Ohren sind vom Lärm und der Hektik unserer Tage geschädigt und haben die Wahrnehmung für feinere und leisere Töne verloren. Das ist ein Verlust an Lebensqualität, gleich dem, der entsteht, wenn wir keine Zeit mehr finden (auch nicht zu finden trachten), gute Musik und ebensolchen Gesang zu hören.

Die noch Unverdrossenen, die heute Poesie suchen und ein Lyrikbuch kaufen, sind enttäuscht, wenn sie statt Poesie das lesen, was im Jahrbuch der Igrib 1995/96 von Oscar Milosz wie folgt zitiert wird: „Diese ...Übungen... sind entstanden durch die unvorhergesehene Zusammenfügung von Worten, die keinen inneren, psychischen wie physischen Prozeß mehr übersetzen." Und Milosz weiter: „...hatte zum Ergebnis, daß zwischen dem Dichter und dem großen Teil der Menschheit ein Sprung, ein Mißverständnis entstand, das bis zum heutigen Tag andauert."

Damit komme ich zur zweiten Behauptung:
Die meisten Menschen können mit der Lyrik unserer Zeit nichts anfangen

Warum können sie mit dieser Lyrik nichts anfangen? Weil die „ ... unvorhergesehene Zusammenfügung von Worten keinen .. psychischen und physischen Prozeß mehr übersetzt" oder, einfach und sehr persönlich gesagt: Weil die willkürlich zusammengesetzten, förmlich an den Haaren herbeigezogenen Worte und Wortfolgen, diese Bilderrätsel in Worten auch bei bestem Willen nicht zu verstehen sind.

Vor der Hereinnahme einiger Beispiele eine Klarstellung: Selbstverständlich steht es dem Dichter frei, zu schreiben und zu veröffentlichen, was er des Schreibens und der Veröffentlichung w22ert findet, dem Leser steht es frei, zu kaufen und zu lesen nach Wunsch und zu dem Gelesenen seine Meinung zu sagen.

Und nun zu einigen lyrischen Beispielen, die zeigen, was Milosz mit „unvorhergesehener Zusammenfügung von Worten" meint:

Beispiel eins; entnommen der Kulturseite einer steirischen Tageszeitung (vier Zeilen eines achtzeiligen Gedichtes):

„tagesentwurf, die Jongleurhand
ausbalancierend lungern sie:
blaßgelbe Kachelwand uriniert
Konturen frontal im gruppenrabbat"
... und so fort.

Die Rezension sprach von mitreißenden, klaren Wortkaskaden.

Beispiel zwei; entnommen dem Buch einer der angesehenen und vielgeehrten österreichischen Dichterinnen; ich hoffe, daß ihre Größe sich von meiner Kleinlichkeit nicht irritiert fühlt:

„Söhne regens; perfect drug-stores; timeless; Bedeutung
Gulden (»Fl.«) – federlesens; billig ! böhmisch und
Etablissement »Leihanstalt«."

Ich ergänze die vorhergehende Klarstellung: Die beiden Gedichte sind kein Vergleich untereinander; und sie werden hier nicht bewertet; sie zeigen nur, daß solche Formulierungen für alle, die Poesie lieben und daher gerne lesen, kaum oder nicht verständlich sind. Es ist für den an poetischer Lyrik Interessierten bedauerlich, daß sich der Anschein verstärkt, die Dichter dieser Lyrik seien seit Jahren ehrgeizig bestrebt, einander an Exaltiertheit und Unverständlichkeit zu überbieten. Solche Gedichte sind keine Gespräche von Menschen zu Menschen; sie lassen nicht Mitleben und Miterleben; sie sind weder Trost noch Hilfe noch Freude oder Beglückung; sie sind auch keine Provokation, weil ihr Sinn dem Normalsterblichen verborgen bleibt.

Im Wissen um diese Verhältnisse wundert sich niemand, daß Lyrik kaum verkauft werden kann. Die Lyrik könnte das Glanzlicht der Literatur sein; sie ist aber - nicht wie manche sagen: das Stiefkind (das wäre nur ein dummes Vorurteil), sie ist vielmehr das Armeleute - Kind der Literatur geworden. Nicht von selbst; sie ist von jenen dazu gemacht worden, die sich jetzt über hohe Auflagen freuen würden, wenn es solche gäbe - von Lyrikern!

Wie sehen die Auflagen bei Lyrikbüchern im allgemeinen aus? Eine beachtenswerte Rezension von Raoul Schrott über den von Joachim Sartorius bei Rowohlt herausgebrachten „Atlas der neuen Poesie" („Die Presse", 22. 07. 1995) sagt, was die deutsche Gegenwartslyrik betrifft, dazu folgendes: „Die großen Verlage bringen jährlich nur mehr vier bis fünf Gedichtsbände in Auflagen von maximal 1000 Stück heraus, und der Atlas braucht das Lyrik-Kontingent des Verlages fiir zwei Jahre auf."

In der Steiermark liegt, wie man hört, die Verkaufserwartung bei 600 bis 700 Stück. Das ist zwar auch nicht viel, kann aber im Vergleich zu den Zahlen aus dem vereinigten Deutschland als geradezu hervorragend bezeichnet werden, mit positiven Schlußfolgerungen für die steirischen Dichter.

Die niedrigen Auflagezahlen verbessern sich nicht, wenn, wie es gängige Praxis ist, Lyrik offeriert, aber „reine" Prosa geboten wird. Der Leser fühlt sich getäuscht.

Ein Beispiel; Das prosaische Gespräch:

„Beim Verlassen der Psychiatrie treffe ich einen alten Bekannten. Ich erzähle ihm von einem verrückten Freund, den ich da drinnen besucht hätte."

Ein bekannter Schriftsteller hat diesen Text in seinem Buch veröffentlicht, die Worte allerdings untereinander geschrieben:

„Beim Verlassen der Psychiatrie
treffe ich
einen alten Bekannten.
Ich erzähle ihm
von einem verrückten
Freund den ich da drinnen besucht hätte"

Es ist kein Gedicht geworden, sondern Prosa geblieben. Es fehlt die einem poetischen Vers eigene innere Spannung; es fehlt die Melodie einer verdichteten (aber verständlichen) Sprache und es fehlt ein leise mitschwingender Rhythmus.

Poesie ist nach wie vor für viele Menschen etwas anderes als die nicht selten geschundene Lyrik, die auf den Markt kommt. Das ist schade. Ich wünsche allen, die ab und zu aus der Alltagsbedrängnis heraus müssen, um nicht durchzudrehen, daß sie Lyrik finden, die ihnen hilft. Und ich zweifle auch nicht daran, daß die Dichter wieder hilfreiche Lyrik schreiben (die nichts mit Sentimentalität zu tun hat), wenn sie sich entschließen können, den Wettbewerb in die immer noch größere Unverständlichkeit zu beenden.

Der letzte Satz des zweiten Abschnittes ist zugleich der Auftakt für die

dritte Behauptung:
Wenn die Dichter aus ihrer selbst gemauerten Kammer heraus gehen, werden sie viele Menschen treffen, die ihnen entgegenkommen.

Die Lyriker, die sich in der selbstgemauerten Kammer abgesondert haben, werden durch ihr Heraustreten und durch die Nähe der Mitmenschen nur gewinnen – durch gegenseitiges Verständnis und gegenseitige Anerkennung. Sie sollten die Möglichkeiten suchen und nützen, auch jenen Mitmenschen näher zu kommen, denen das Leben die Gelegenheiten vorenthalten hat, ebenfalls, gleich anderen, im kulturellen und damit literarischen Bereich ein wenig heimisch zu werden.

Aber auch für manchen Schriftsteller, der überzeugt ist, ohnehin mitten im Leben zu stehen, wäre mehr Nähe zu den Mitmenschen und nicht nur zu den Freunden und Bewunderern von Vorteil. Sie könnten in der nicht immer schweigenden Masse hören, daß viele von der geistigen Potenz derer, die Romane und Theaterstücke schreiben, mehr erwarten als Interpreten zu sein für das Grauen, die Brutalität, für Haß und Hinterhältigkeit.

Die Richtung, die zur Zeit verfolgt wird, ist gefährlich. Sie führt auf eine schiefe Ebene, die immer abschüssiger wird; nicht zuletzt wegen des gegenseitigen Übertrumpfens im Negativen, das wesentlich gravierendere Folgen hat als bei der modernen Lyrik.

Die Literaten haben eine große Verantwortung, denn sie führen in einem wichtigen Teil unseres Daseins das Wort, sie können sich ihrer Verantwortung nicht entziehen. Auch ihr Wort ist mächtig.

Wir alle leben hinüber in das nächste Jahrhundert, mit dem gleichzeitig ein neues Jahrtausend beginnt – jeder hat seine Verantwortung, jeder braucht den Anderen.

JOSEF ZINKANELL

IRGENDWO IN DER NACHT

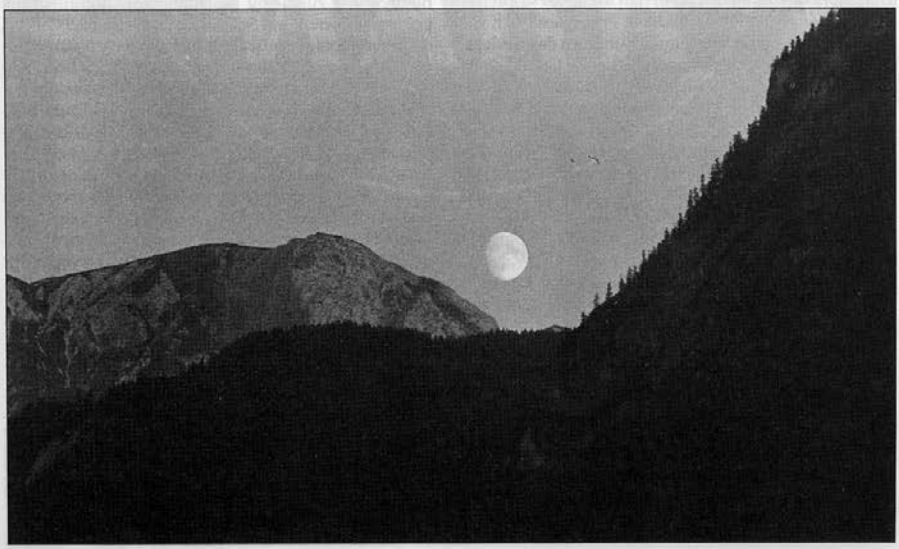
Jener Lichtschein, so spät in der Nacht,
er bedeutet: Ein Leben wie meins.
Ist das Tagwerk zu Ende gebracht,
Bruder Mensch? Und mit Dir – bist DU eins?

Kaum geseh'n, ist das Licht schon vorbei
auf der hastenden, drängenden Fahrt
und es bleibt keine Zeit für uns zwei;
eine Geste ist wieder gespart.

Wieviel Freude wird niemals geschenkt,
weil der Geist an der Trägheit verdirbt.
Und wer kommt, der des Andern gedenkt,
wenn die Nähe, die tröstliche, stirbt?

Bruder Mensch, irgendwo in der Nacht,
einen guten Gedanken für Dich –
sei Dein Tagwerk zu Ende gebracht
und sei eins mit Dir selbst. Bin es ich?

Josef Zinkanell war über viele Jahre in der Politik tätig. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitungen. Das Gedicht „Irgendwo in der Nacht" ist dem Band „Tropfen meiner Zeit" entnommen. Der Reinerlös dieses Buches kommt dem Steirischen Hospiz-Verein zugute. Die beiden hier veröffentlichten Texte sollen vor allem auch für diese Institution werben.



HERBERT ZINKL

„LAUSIGE ZEITEN" – LEKTION GELERNT

Manchmal scheint es, als habe sich alles auf einem anderen Stern zugetragen. Zwischen fremden, unbegreiflichen Völkern, unter Menschen, die aus unerklärlichem Zufall den Namen der Väter trugen; an heimatlich vertraut klingenden Orten, die Schauplätze von Geschehnissen waren, an die sich zu erinnern schon bald niemand mehr da sein wird. Ist dies der Zeitpunkt an dem die Wiederholung jener Lektion anfängt, die nicht gelernt werden wollte?

Die miniumrote Allgemeinbildende Höhere Schule, in die man geladen ist, um den jungen Leuten eine gewisse Ahnung jener „Lausigen Zeiten" (Titel eines zeitgeschichtlichen Erinnerungsbuches über eine Jugend zwischen 1934 und 45 des unterfertigten Autors) zu vermitteln, die ein Jahrtausend zurückliegen (oder ist es doch nur ein einziger Tag?), steht wie seit Ewigkeiten an der einst von Bocksbart und Sauerampfer durchsetzten Kuhweide. Und während die Worte den Versuch unternehmen, aus Erinnerungen Bilder nachzuzeichnen und aus Bildern Empfindungen wachzurufen, filtern die Gedanken aus dem gespeicherten Nebeneinander alles Erlebten in scheinbar zufälliger Auswahl den Trupp zerlumpter russischer Kriegsgefangener, der bei jeglichem Wind und Wetter von den Lagerbaracken zur Kanonenschmiede und von der Kanonenschmiede zu den Lagerbaracken wankte. Und sie filtert das in stumpfer Ausdruckslosigkeit erstarrte Mongolengesicht des glatzköpfigen Jungen heraus, der, ungeachtet des Gebrülls seiner schwerbewaffneten Bewacher, aus dem Elendszug ausbricht, um sich ein Büschel staubigem Bocksbart, Sauerampfer, Klee und Binsengras abzuraufen und in den Mund zu stopfen.

Szenen, wie die geschilderte, erzeugten noch vor wenigen Monaten in den jungen Zuhörern das beklemmende, aber doch rasch vorübergehende Gefühl eines Alptraums aus grauer Vorzeit, und die Frage, ob Ähnliches in unserem Raum heute vorstellbar wäre, bewirkte nur Kopfschütteln. Aber nun bleibt das Kopfschütteln aus, denn das Unvorstellbare ist über Nacht Gegenwart geworden, nicht irgendwo im fernen Afrika, sondern quasi vor der Haustür, ob nun in Bihac, rund um die Plitvitzer Seen oder an Orten, die eben noch Fixpunkte in den Urlaubsplanungen der Eltern darstellten.

Die Verunsicherung hat sich mit der Geschwindigkeit einer Infektionskrankheit ausgebreitet, gegen die es kein Rezept gibt. Als einziges bleibt die Hoffnung, es möge die Hellhörigkeit zunehmen, das Begreifen um sich greifen, daß böse Taten, einst wie heute, dort wie hier, durch Worte, durch Sprache, vorbereitet wurden, werden.

Schon machen die Gedanken sich wieder selbständig, das Auge, über die aufmerksam lauschenden Schüler hinweggleitend, filtert aus dem Konvolut des Erlebten das sensible Gesicht des berührend schöne Gedichte schreibenden, akademisch gebildeten jungen Mannes, der sich köstlich „abhaut" (was soviel meint wie erheitert), wenn ihm jemand mit dem „Schmäh" von den Auschwitzer Gaskammern kommt, die es „rein technisch gar nicht gegeben haben kann".

Und schon taucht auch, als hinge alles unheilvoll an unzerstörbaren Ketten, aus seinem Grab das vermoderte Antlitz des Onkels mit dem Totenkopf auf der SS-Kappe auf der aktiv an der „Endlösung der Judenfrage" beteiligt war, und dann auch gleich noch jener mit derselben Uniform kostümierte Nachbar, der einst einem sogenannten Fremdarbeiter aus nichtigem Anlaß (weil der sich verbotenerweise aus einer Abfallgrube etwas Eßbares holte) das Gesicht zerdrosch. Und wir alle „sahen und waren blind, hörten und waren taub, wollten schreien und blieben stumm" (Zitat aus „Lausige Zeiten").

Damals hat man sich geschworen, nie mehr stumm zu bleiben, um nie wieder taub, um nie wieder blind zu werden!

Die Gedanken überspringen das seither vergangene halbe Jahrhundert, registrieren wie der aus dem furchtbar fruchtbaren Humus des verwesten Nachbarn wuchernde Sproß dem schlangenzüngigen neuen Führer lauscht, sich an jenen Kaskaden aus Hohn, Halbwahrheit, Verleumdung, Intoleranz, Herabsetzung alles Fremden berauscht, die einem so erschreckend bekannt vorkommen, denn es ist dieselbe Sprache, die einst unsere Herzen und Hirne zu vergiften trachtete und bei vielen auch vergiftete.

Die zwischen Vergangenheit und Gegenwart wie Weberschiffchen hin und herschwirrenden Gedanken verflechten das vorliegende Material aus Erfahrung und Befürchtung zu zackig geschnittenen Uniformen mit goldenen Borten und Schnüren, Koppeln und Gurten, darin eingeprägt Sprüche vom verlogenem Pathos einer Ehre, die ohne Blut nicht auskommt. Schon spiegelt sich die Sonne im leuchtenden Schwarz der auf Hochglanz gewichsten Stiefel, prasseln Absatz und Sohle im Marschtritt auf den Asphalt, Landsknechtstrommeln dröhnen, Fanfaren schmettern, markige Kehlen schmettern das Lied vom ach so schö-ö-önen We-esterwald in die Gegend. Und schon wuselt rund um den Marktschreier die alte Sippschaft der Nachbeter, Arschkriecher, Handlanger und Befehlsvollstrecker.

Auch bei eventuellen künftigen Einladungen, vor jungen Leuten über einstige „Lausigen Zeiten" zu berichten, werden wir das Aufzeigen von Parallelen zwischen dem Einst und dem Heute als Pflicht all derer befolgen, die ihre Lektion gelernt haben. Andernfalls könnte die eindringlichste Beschwörung schlimmster Erinnerungen als simple Vorlesestunde mit anzweifelbarem Unterhaltungswert mißverstanden werden.

Herbert Zinkl lebt in Graz. Langjährige Tätigkeit in der Industrie und als Journalist. Publikationen u.a. „Lausige Zeiten – Eine Jugend zwischen 1934 und 1945", „Abgängig". Der obige Text ist eine Nachbetrachtung zu den „Lausigen Zeiten".

BUNDESLAND
STEIER-
MARK

1975 gaben die bundesdeutschen Literaturkritiker Peter Laemmle und Jörg Drews in der „edition text + kritik" „Texte, Porträts, Analysen und Dokumente junger österreichischer Autoren" unter dem Titel „Wie die Grazer auszogen, die Literatur zu erobern" heraus. Die zwischen Titel unter Untertitel hergestellte Kongruenz der österreichischen mit der Grazer Literatur ließ nicht nur die steirische Brust stolz schwellen; das dem Buch vorangestellte Motto „Amazing grace? - Amusing Graz!" hat auch so gestimmt. Die Steirische Landesausstellung 1976 zur „Literatur in der Steiermark" verstärkte noch dieses Bild.

20 Jahre später: Das „Literarische Quartett" und die Vorabdrucke einer österreichischen Wochenzeitschrift prägen die öffentlichen Diskussionen über die Literatur. Der Neuswert übertrifft die Information, und die Frankfurter Buchmesse steht mit dem Schwerpunktthema „Österreich liest - Deutschland liest mit" im Interesse nicht nur der „notorischen Leser". Die österreichische Literatur boomt - oder hat zumindest diesen Anlaß zu einer Vielzahl von Publikationen genutzt. Was als Bestandsaufnahme und Leistungsschau gedacht war, entwickelte sich rasch auch zur termingerechten Veröffentlichung neuer Texte einer Vielzahl renommierter Autoren. Die Tageszeitung „Der Standard" führte am 29. September in ihrer Bestsellerliste „Belletristik" nicht weniger als fünf Neuerscheinungen österreichischer Autoren (Gerhard Roth, Michael Köhlmeier, Christoph Ransmayr, Norbert Gstrein und Elfriede Jelinek) innerhalb der ersten zehn Plätze. In ihrer Beilage zur Frankfurter Buchmesse stellt die bekannte Zürcher Wochenzeitschrift „Die Weltwoche" fest, daß die Schweizer Leser ohnehin immer schon „Österreicher" gewesen seien: „Ohne die Österreicher hätten wir so gut wie nichts zu lesen."

Vor zwanzig Jahren galt die Steiermark für Österreich, heute Österreich für den deutschen Sprachraum. Wo soll das noch alles enden?

Politicum 67 bietet seinen Leserinnen und Lesern nun eine Momentaufnahme der steirischen Literaturlandschaft 1995 an. Kein vollständiger Querschnitt, keine möglichst umfangreiche Anthologie, keine wissenschaftliche Erörterung oder gar neue Bewertung sind gemeint. Zu Wort kommen Autoren, Germanisten (man glaubt gar nicht, wie viele Autoren zugleich Germanisten sind!) und Vertreter von Verlagshäusern und steirischen Medien. Sie wurden mit nur wenigen Hinweisen eingeladen. Ihnen gilt mein erster Dank. Wie bei einem Patchwork hat das subjektive Mit- und Nebeneinander letztlich, so meine ich, ein interessantes und unkonventionelles Heft entstehen lassen.

Es ist mir besonders wichtig zu betonen, daß die Auswahl keine Wertung darstellt.

Bei drei Freunden, ich hoffe dieses Wort hier verwenden zu dürfen, will ich mich darüber hinaus namentlich bedanken. Ohne Klaus Brunner und Markus Jaroschka, beide haben in der Konzeptionsphase nachhaltig mitgedacht, und Franz Fluch, dem geduldigen „Mann am Eingabecomputer", wäre das Politicum 67 nicht möglich gewesen.

In den 1995 erschienenen „Inszenierungen - Stichwörter zu Österreich" (herausgegeben von Susanne Breuss, Karin Liebhart und Andreas Pribersky) finden sich zwischen den alphabetisch geordneten Stichwörtern „Landschaft" und „Literatur" bloß zwei kurze Artikel: „Leiden an Österreich" (ein Textausschnitt aus Thomas Bernhards „Heldenplatz") und „Lippizaner". Land und Literatur sind also nicht nur im „Literaturland Steiermark" eng benachbart. Landstriche prägen das Denken und Fühlen. Das gilt für die Kultur und auch für die Politik. Wenn zweitere die Kunst des Möglichen ist, dann ist die Kultur wohl nicht selten das Benennen des Unbedingten des unbeschränkt Notwendigen. Die Politiker können von den Künstlern viel lernen, vor allem die Kraft, die aus der Unbeirrbarkeit im Festhalten an dem als richtig Erkannten oder vielleicht auch nur so Gemeinten herkommt. Umgekehrt prägt die Politik jenen gesellschaftlichen Rahmen, der stets auch zum Ort der kreativen Auseinandersetzung wird.

Politicum 67: Literaturland Steiermark - selbstverständlich ist die steirische Literatur ein Politikum.

Hans Putzer
Herausgeber

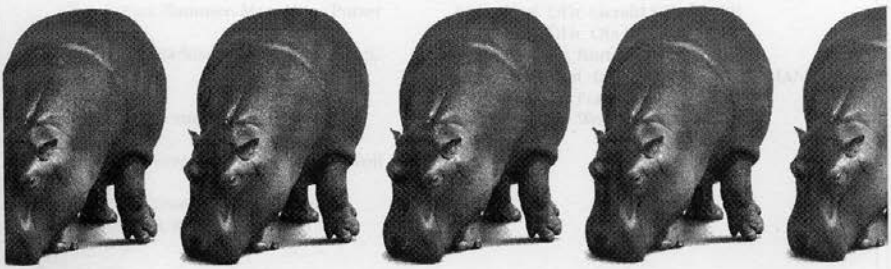
Graz ist Kultur. Graz ist Theater. Graz ist Casino, mitten in der Altstadt. Rouge oder Noir im ersten Akt am Roulette-Tisch. Rouge & Noir-Sekt im zweiten Akt an der Piano-Bar. Im Casino Graz. Bei Roulette, Baccara, Black Jack, Poker, Red Dog, European Seven Eleven, Glücksrad und den Spielautomaten mit dem MEGA-Austria-Jackpot. Mit freiem Eintritt. Um öS 260,– erhalten Sie Begrüßungs-Jetons im Wert von öS 300,–. Täglich ab 15 Uhr.

CASINO GRAZ
Machen Sie Ihr Spiel

CASINO BADEN · CASINO BADGASTEIN · CASINO BREGENZ · CASINO GRAZ · CASINO INNSBRUCK · CASINO KITZBÜHEL
CASINO KLEINWALSERTAL · CASINO LINZ · CASINO SALZBURG · CASINO SEEFELD · CASINO VELDEN · CASINO WIEN

Vermögen vermehren.

HYPO
LANDESBANK STEIERMARK



Wer Vermögen vermehren will, vertraut dem Hippo. Und der Anlageberatung der Hypo. Denn ertragreiche Anlagen der Hypo sind sicher und solide wie ein Hippo.

LANDES-HYPOTHEKENBANK STEIERMARK 8010 GRAZ, RADETZKYSTRASSE 15-17 ✆ (0316) 80 51-0 • Graz • Bruck/Mur • Deutschlandsberg • Feldbach • Fürstenfeld
Leibnitz • Liezen • Loipersdorf • Judenburg • Schladming

Hofgasse 15 (Burg) A-8010 Graz, Austria

Tel (0316) 82 91 13 0
Fax (0316) 82 91 14 35
Formblätterverlag:
Tel (0316) 82 91 13 27

Steiermärkische **Landes DRUCKEREI** GmbH

Ihre Druckerei im Zentrum mit dem Gesamtservice
Layout, Satz, Repro, Vierfarbendruck, Endfertigung

politicum 67
Josef Krainer Akademie Schriften

Oktober 1995/15. Jahrgang

Herausgeber: Josef Krainer Akademie,
Forum für Zukunftsentwicklung
und Weiterbildung

Ständige Redaktion:
Herwig Hösele, Dr. Eva Karisch,
Helmut Oberrauner, Dr. Manfred Prisching,
Mag. Hans Putzer

Redaktion dieser Nummer: Mag. Hans Putzer

Hersteller: Steiermärkische Landesdruckerei,
8010 Graz

Satz: Informations- und Medien GmbH.

Für den Vertrieb verantwortlich: Helmut Wolf

Bestellungen an Josef Krainer Akademie,
Pfeifferhofweg 28, 8045 Graz

Offenlegung:
„politicum" versteht sich als Plattform der
Diskussion im Geiste jener größtmöglichen
Offenheit und der tragenden Prinzipien,
wie sie im „Modell Steiermark" vorgegeben sind.

Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirates:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang MANTL (Vorsitzender)
Ass. Prof. Dr. Manfred PRISCHING (stv. Vors.)
Univ.-Prof. Dr. Norbert PUCKER (stv. Vors.)
Univ.-Prof. Dr. Kurt SALAMUN (stv. Vors.)
Univ.-Prof. Dr. Alfred ABLEITINGER
Ass. Prof. Dr. Wolfgang BENEDEK
Univ.-Prof. Dr. Anton GRABNER-HAIDER
Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Franz JEGLITSCH
Prof. Dr. Karl A. KUBINZKY
Univ.-Prof. Dr. Reinhard RACK
Univ.-Prof. Dipl.-Ing. DDr. Willibald RIEDLER
Univ.-Prof. Dr. Bernd SCHILCHER
Univ.-Prof. DDr. Gerald SCHÖPFER
Univ.-Prof. DDr. Ota WEINBERGER
Univ.-Prof. Dr. Kurt WEINKE
Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Heimo WIDTMANN
Univ.-Prof. Dr. Franz WOLKINGER
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang ZACH

Fotos: Begsteiger (4), Joanneum, Jungwirth (2),
Mikes, Neumann, Neumüller,
Philipp, Reisinger, Wodicka